

Scheffel



Josef Viktor von Scheffel und Emma Heim

Drittes Tausend



„J'Y PENSE"

Handzeichnung Scheffels 1851

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

Josef Viktor von Scheffel
und
Emma Heim

Eine Dichterliebe

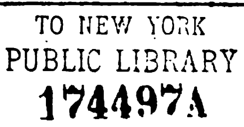
Von

Ernst Boerschel

Mit Briefen und Erinnerungen

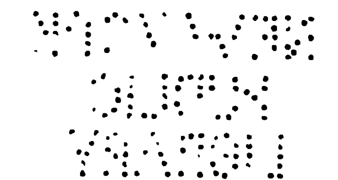
Drei Lichtdrucke, neun ganzseitige Autotypien, eine Strichätzung, ein Gedicht- und ein Brieffaksimile, Autogramme und mehrere Skizzen von des Dichters Hand im Text

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1906



Berlin W 35. Ernst Hofmann & Co.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



Seiner Königlichen Hoheit

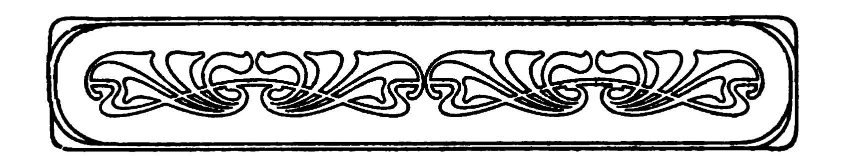
dem Großherzoge

Friedrich von Baden

dem Schirmherrn deutscher Kunst und Kultur

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Vorwort



Ende November des vorigen Jahres stand der Verfasser dieses Buches zum erstenmale vor der anmutigen Frau, deren Persönlichkeit nicht minder stolz durch diese Blätter schreitet, als der Dichter selber, zu dessen Ehre sie geschrieben wurden. Und heute nach kaum einem Jahre erzählt er das Leben zweier Menschen, die beide zu den Auserwählten gehören und das Dasein in seinen tiefsten Gründen begriffen...

Aber dieses Buch möchte mehr, als nur die Last der täglichen literarischen Erscheinungen um eine neue zu beschweren. Fast könnte die Ansicht anmaßend klingen, daß es sich berechtigt glaubt, einen schlichten Platz in der deutschen Literaturgeschichte zu finden. Nicht um seiner selbst willen, sondern weil es in das Leben und Schaffen eines unvergänglichen Dichters unmittelbarer und innerlicher eingeht, als es die aus schriftlichen und gedruckten Überlieferungen schöpfende Forschung vermöchte. Zwar die Darstellung des Ganzen, und besonders die Darstellung der inneren Entwickelungsgeschichte von Scheffels Dichtungen, war die selbständige Arbeit des Literarhistorikers, der im Vergleichen und Abwägen von Bestehendem und Hinzutretendem seine Beweise und Schlüsse zieht. Aber die gewöhnlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel hätten hier im besten Falle nur einige neue äußere Beziehungen ergeben,

mit denen allein zu dem wesentlichen Kern der Dinge, wie er im folgenden klargelegt wird, nicht zu gelangen war. Das Leben läßt sich nicht durch ein eifriges Zusammenraffen verlassener Reste zurückrufen. Das Leben selber aber trat in die Erscheinung, als dieses Buch geschrieben wurde.

Wie es im einzelnen entstanden ist, ist nicht leicht mit wenig Worten zu sagen. Bis die siebzigjährige edle Frau, die Scheffels ganzes Leben mit warmem Sonnenschein erfüllte, und die heute als Frau Emma Koch-Heim in schier jugendlicher Frische in Berlin lebt, den Schatz ihrer Erinnerungen öffnete, das geschah nicht sogleich. Zuerst wurde ein Bild aus der Mappe genommen, dann kam eine Erzählung hinzu, dann ein paar Briefe, und schließlich lag der volle Reichtum ausgebreitet. Erinnerungen belebten ihn. Zwischen den einzelnen Briefen fand sich das geistige Band; ihre Stimmungen, ihre inneren Bedingungen traten klar hervor. Ein uns Deutschen überaus teures Dichterleben gewann unter diesen Erinnerungen neuen Glanz und neue Tiefe. Scheffels Dichtungen offenbarten ihre innere Entstehungsgeschichte, wie sie bisher nicht gekannt war. Und über allem stieg die Harmonie einer unvergleichlich schönen und reinen Liebe auf. Das klang voller als das Spiel der Empfindungen, das heute tönend angeschlagen wird, nur um zu wirken, weil es nicht zu rühren vermag. Und so wurde dies Buch geschrieben, damit das Schöne, das einst einen großen deutschen Dichter und eine edle Frau verband, nicht verloren gehe, sondern fortlebe „im Gedächtnis einer spätlebenden eisenbahndurchsausten Gegenwart".

Doch wer so eigenwüchsig auf dem Boden seiner Heimat steht wie Scheffel, der war nicht aus der Ferne zu begreifen.

Seinen Wegen an Ort und Stelle nachzugehen, erwies sich, ehe der erste Federstrich getan war, als Notwendigkeit. Die beste Führerin war dem Verfasser sicher. Die Jugendliche selber begleitete ihn. Sie beide standen im Frühjahr auf der Wartburg vor dem Sängerkrieggemälde Moritz von Schwinds, von dem aus die schweren Jahre der „Frau Aventiure" ihren Anfang nahmen; sie standen auf dem Schloßberg von Heidelberg vor seinem, aus schöpferischer Seele geborenen Denkmal und gingen durch die Straßen Karlsruhes. Sie schritten von Offenburg durchs Kinzigtal und am Biberacher Bergrücken vorbei nach Zell am Harmersbach zur Apotheke des alten Heim, in der Emma geboren war, stiegen bei Gengenbach aufs „Bergle" und saßen in Säckingen im „Güldenen Knopf" beim Muskateller. Sie standen auf dem Hohentwiel und gingen schließlich bei Radolfzell den Stätten nach, an denen der Alternde in stiller Befriedigung die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. An jedem Orte strömten neue Erinnerungen hervor, die Beziehungen, die sie zu Scheffels Leben und Schaffen hatten, wurden deutlicher und unmittelbarer. Wieder heimgekehrt, vollendete das eingehende Studium der Werke Scheffels, seiner Briefe an Emma und der scheffelbiographischen Literatur das Bild. In sechs Monaten ist das Buch dann niedergeschrieben worden.

Im Juli wurde die Arbeit freudig angeregt durch die Nachricht, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich von Baden die Widmung des Buches angenommen habe. Der greise Fürst, den heute nach einem tatenvollen, dem Wohle des gesamten deutschen Vaterlandes zugewendeten Leben die Würde des Patriarchen umgibt, ist von Scheffel allezeit aufrichtig

verehrt worden. In Scheffels nachgelassenen Dichtungen finden sich Verse voll echter Empfindung für ihn und sein Haus. Der Großherzog selber zählt heute zu den Wenigen, die Scheffels Leben in seinem ganzen Verlaufe begleitet haben. Er wird daher in diesem Buche die Erinnerung an eine lang verklungene, aber vielleicht teure Zeit erblicken. Er möge aus ihm mit inniger Befriedigung erfahren, daß in den beiden Menschen, deren Leben hier geschildert wird, die charaktervolle, wie eine Schwarzwaldtanne gerade und kernig gewachsene Art seines Volkes wiederklingt, und daß diese Art geistig keine geringe sein kann, wenn Menschen wie Scheffel und Emma Heim lediglich aus ihr die Eigentümlichkeit ihrer Persönlichkeiten empfingen. Er möge dies Buch daher gnädigst annehmen als ein neues Zeugnis für die immerdar frisch blühende geistige Kraft seines Volkes und als eine Huldigung des norddeutschen Schriftstellers, der den jugendlich schöpferischen Drang Süddeutschlands als eine willkommene Ergänzung seiner schwerblütigen Lebenserkenntnis empfindet.

Lebhaft regt sich das Gefühl des Dankes. Vor allem gilt er der teuren Frau, die dieses Buches guter Genius war. Ihr verdankt es, was es inhaltlich geworden ist; in ihrem Hause ist es zum größten Teile geschrieben worden. Gott schütze sie! — Unverdrossen hat Anton Breitner in Mattsee bei Salzburg, der treueste Pfleger des Scheffelschen Ruhmes, für den „wissenschaftlichen Apparat“ gesorgt. Er hat dem Verfasser seine fast lückenlose Sammlung der Scheffelliteratur zur Verfügung gestellt, und aus ihr immer wieder neue Sendungen nach Berlin befördert. Ihm den wärmsten Dank für diese Hilfe.

Eine fröhlich geleistete Arbeit ist zu Ende geführt. Was sich schwer und mühevoll dazwischen stellte, war leicht überwunden im Anblick des Schönen, das überall hervorströmte und zur Aufzeichnung drängte. Jenes Schönen, Kräftigen, das die kleinlichen Regungen des eigenen Willens mutig den Forderungen des Ganzen unterordnete und sich so zu großen Zielen erzog. Das Ideal der Harmonie erfüllte sich hier. Und so die Gegenwart nach jenen Menschen sucht, in denen sich dies Ideal der Harmonie in edler Größe wiederspiegelte: dies Buch wird sie ihr nicht vorenthalten. Und dabei wollte ihr der Verfasser behilflich sein. „Und wenn es ihm gelungen ist, auch dir, vielteurer Leser, ein anschaulich Bild zu entwerfen von jener fernen abgeklungenen Zeit, so ist er für seine Mühe und einiges Kopfweh reichlich entschädigt. Gehab' dich wohl und bleib' ihm fürder gewogen!"

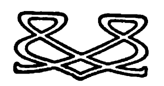
Berlin-Gr. Lichterfelde, Mitte November 1905.

Ernst Boerschel.

Inhalt



Verzeichnis der Abbildungen



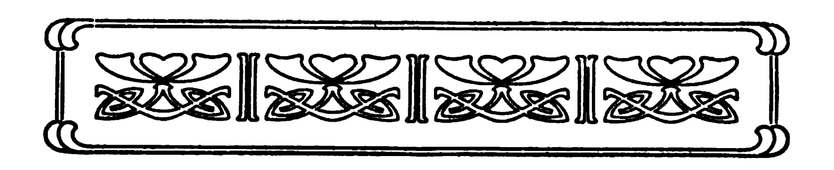
I.

Einleitung.

„Wollt' Euch nie, bei Eurem Forschen,
Die uralte Mär erklingen,
Von dem Brunn', darin die morschen
Knochen wundersam sich jüngen?

Und der Brunn' ist keine Dichtung,
Fließt so nah vor Euern Toren,
Euch nur mangelt Weg und Richtung,
Ihr nur habt die Spur verloren."

„Der Trompeter von Säkkingen"
„Lieder des stillen Mannes" 3.



Emma Heim war Scheffels Cousine; ihre Großmutter, die Apothekerin Zimmermann in Gengenbach war eine Schwester von Scheffels Vater. Sie kannten sich von Jugend auf. Ihre Heimatstädte lagen nicht weit auseinander: Karlsruhe, die Residenz, und Zell am Harmersbach, das kleine, am Ausgange des Kinzigtals zwischen Hügeln und Bergen eingebettete Städtchen, dessen kernige Bewohner den versunkenen Ruhm, einst freie Reichsstädter gewesen zu sein, noch heute als ein Zeichen ihres besonderen Wertes empfinden. Doch die Beziehungen der frühen Jugend und der durch die Verwandtschaft bedingte rege Verkehr, der die Familie in Zell ins Scheffelhaus nach Karlsruhe und die Familie in Karlsruhe in die Apotheke des alten Heim nach Zell führte, ließ nicht die Liebe entstehen, die Scheffels innerstes Gefühl sein Leben lang wurde. Die kam plötzlich, mit stürmischer Gewalt und erschütterte Mensch und Dichter.

Eine Liebe, die Scheffels Persönlichkeit im hellen Lichte des rein Menschlichen und in der vollen Betätigung seiner dichterischen Kräfte zeigt. Eine Liebe, in der sich der Charakter einer deutschen Frau entfaltet, die durch den Reichtum ihrer Seele und die Reinheit ihres Herzens diese Neigung so stark und echt gestaltete, daß sie Scheffel bis zu seinem letzten Atemzuge das höchste Gefühl seines Lebens blieb. Sie war ein Teil seines Wesens und gehörte zu ihm als das kostbarste

Stück seiner Natur. Inneres und Äußeres, Kunst und Leben, fanden bei ihm ihr letztes Ziel in dieser Liebe, sofern sie nicht schon ihren Anfang darinnen gefunden hatten. Nur ein ganz großes, in Herz und Blut übergegangenes Gefühl konnte auf einen Poeten, der wie Scheffel mit allen Sinnen dem Leben zugeneigt war, solche Macht der Wirkung ausüben. Sie ließ sich durch kein Ereignis erschüttern, steigerte sich im Gewirre der Schicksale und ließ nun wechselseitig in Mensch und Dichter die Harmonie ihrer Kräfte spielen. Er ging ihrem Stern mit aller Sehnsucht der Jugend nach und schuf den „Trompeter von Säkkingen"; er sah ein Jahr darauf seine Liebeshoffnungen zerfallen und erhob sich zu dem mächtigen, lodernd aufsteigenden Abschluß des „Ekkehard". Größer und bestimmender konnte sich keine Empfindung betätigen als diese Liebe. Sie war Scheffels höchstes, war fast sein einziges poetisches Ideal, denn den „Trompeter von Säkkingen" und den „Ekkehard" regierte sie vollständig. Wo sie anschlug, ward die Stimmung zum Erlebnis. Als sie sich beim Beginn der Aventiurejahre innerlich erfüllte, weil das Leben die lang ersehnte Gegenseitigkeit der Neigungen heraufführte, erhob sie sich, durch Ereignisse bedingt, in den Liedern der „Frau Aventiure" noch einmal zu hoher schöpferischer Kraft. Scheffels Poesie war an ihrem Ende angelangt, sie aber floß jetzt, nie ermattend, in sein Leben über und läuterte in Verstehen und Empfinden seine Melancholie zu innerer Befriedigung. In seinem ersten Briefe an Emma vom 20. Oktober 1851 bittet Scheffel sie, „in allen Wechselfällen des Lebens die große Wahrheit nie zu vergessen, daß es leichter ist, einen zerrissenen Strumpf wieder zu flicken als ein zerrissenes Herz", und am 21. September 1884 heißt es in einem seiner letzten Briefe: „Ich kann nicht viel schreiben, da ich seit Juni leidend bin;

wenn Du einmal in meiner Nähe bist, so schau nach mir, da ich Dich immer lieb habe, bis zum Schluß." Das Leben eines der liebsten deutschen Poeten liegt hiemit in seiner ganzen Tiefe begriffen, und der deutschen Literaturgeschichte ward eine Frauengestalt von erhabenem Charakter eingereiht.

Zwei Menschen, denen beiden das Leben nicht bloß Kränze freundlichen Glückes flocht. Auch sie empfingen den Inhalt ihres Lebens unter dem Opfer von Enttäuschungen. Als der junge Scheffel im Oktober 1851 „jenes erste Hereinrauschen seiner in stolzer Jugendschöne prangenden, damals vom Pfarrer in Kettenheim heimkehrenden Emma" als unvergängliches Erlebnis empfand, vernahm er in ihr keinen Widerhall seiner Gefühle. Er ging nach Italien und kam mit dem „Trompeter von Säkkingen" zurück. Er warb um Emma. Vergeblich. Ihre Hochzeit mit dem Kaufmann Mackenrodt schleuderte ihn im Sommer 1854 aus der Arbeit am „Ekkehard". Und drei Jahre später schritt er ihr dennoch freudig entgegen, als Leben und Erfahrung sie selber zur Erkenntnis seiner Liebe gebracht hatten. Das Band schien geschlossen. Da führten, kaum daß die Jahre der „Frau Aventiure" den Glanz der nunmehr gegenseitigen Liebe genießen konnten, die Lebenswege ihres Mannes Emma nach Rußland. „Das Heimweh, das der Norden Dir schafft, hat die Wirkung des Eises, es konserviert frische Erinnerungen, daß sie nach Jahren und aber Jahren noch so frisch sind wie damals, da wir zu Gengenbach in der Fensternische saßen und damals, da wir bei der alten Großmama Tâco spielten. Es bedarf aber kaum des nordischen Eises, wenn die Erinnerung von und durch sich selbst Leben hat . . ." schrieb Scheffel ihr in unbesiegbarem Gefühl nach Petersburg. Nach neun Jahren kam Emma dauernd in die Heimat zurück. „Ich hab' die Jahre nicht gezählt, Seit mich und dich der Sturm

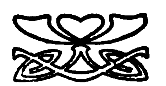
verschlug", jubilierte er bei ihrer Wiederkehr. Welch eine Liebe! In den dreißig Jahren, die sie gemeinsam zwischen ihnen bestand, schwächte nie eine Laune ihre Empfindungen, gab sie sich nie anders als edel und schön. „Dir haben die Götter ein so feines Gefühl für das, was recht, in die Seele gelegt, daß Du nie einen Frevel begehen und nie eine Nemesis zu fürchten haben wirst", dies stolze von Scheffel an Emma gerichtete Wort galt damals „da sie zu Gengenbach in der Fensternische saßen" genau so wie später. Eine Liebe voller Charakter, die innerlich reich genug war, um sich zu genügen. Und am Ende war keiner dem andern etwas schuldig geblieben, bedurfte keiner des Dankes. „Da Du gegen Dank nicht empfänglich, so wiederhole ich auch nicht, daß Du des Hauses guter Stern warst, und daß wir uns Beide gut sein werden — trotz alledem!" schrieb Scheffel am 11. Oktober 1883 an Emma, nachdem sie in Karlsruhe zwei Jahre sein Haus gehütet hatte, damit er Sommer und Winter unbehelligt in Radolfzell bleiben konnte. Ist es nicht wert, daß diese große, harmonieumflossene Liebe ans Licht einer kleinlich strebsamen Gegenwart gezogen wird?

Briefe Scheffels klären das feine Wogen der Empfindungen, das die Ereignisse allein und die ihnen nachzeichnende Hand des Historikers nicht auszudrücken vermögen. Sie zeigen völlig auf, wie tief und wie gesund hier die Gefühle waren. Scheffels helle Persönlichkeit wird in ihnen offenbar, wie sie, von Kraft und Jugend umblüht, in unserem Gedächtnisse lebt. Der Glaube an das Gute und das unbestechliche Vertrauen in das Leben, die immerdar „lerchenfröhlich" durch seine Dichtungen ziehen, erheben sich in seinen Briefen an Emma in voller Gestalt. Die Freude am Besitz überleuchtet alle Klagen um das Verlorene und alles Begehr nach einer vollkom-

meneren Erfüllung der Lebenswünsche. Er sinniert in seinen Briefen nicht, er träumt nicht, er sucht nicht zu wirken; er schrieb sie ohne Pose und ging in ihnen frei und natürlich nur den Gefühlen nach, die ihn im Augenblicke bewegten. „Sie sind das Frischeste, was ich geschrieben habe," hat er später selber zu Emma gesagt, als sie andeutete, sie herausgeben zu wollen. Sie sind der Ausdruck seiner ganzen, durch und durch gesunden Natur, die den Schmerz kannte wie je ein Mensch, die aber nie in Sentimentalität zerrann. Sie prunken nicht mit Worten; weil sie wahr sind in ihren Gefühlen, brauchten sie nicht durch den Aufputz der Rede eindringlicher oder überzeugender gemacht zu werden. Wer „Liebesbriefe" lesen will, der zwar wird in ihnen den schwingenden Ton der Empfindsamkeit vermissen, denn „da ich den Grundsatz habe, den Freunden nur heitere Briefe zu schreiben, Lamentationen aber für mich allein im stillen abzuhalten, so habe ich eben nicht geschrieben." Wer aber Scheffel kennen lernen will, deutsch wie er war, echt wie er war, den großen Menschen Scheffel, der mit einem Herzen voll Frohsinn und Güte und mit wundergläubigen Kinderaugen durch die Welt ging, und dem nichts die Treue seiner Empfindungen rauben konnte: der vertiefe sich in diese Briefe. Langsam, nicht hastig, aber stetig reiner und lauterer wird sich vor ihm eine Menschenseele ausbreiten, die neben den poetischen Kräften, die sie unsterblich barg, auch rein menschliche genug besaß, um über sich hinauszuwirken. „Und der Brunn' ist keine Dichtung . . ."

Von hundert Strömungen gedrängt, unklar in ihren Wegen, strebt die Gegenwart nach dem Ziele der Harmonie, die alles, was sie durchflutet, in einem einzigen vollen Klange zusammenschmelze. Durch Vermitteln und ein gehobenes Selbstgefühl möchte sie erobern, was nur dem Schwertstreich des

Genies gelingt. Sie ist durch viele Moden gegangen, ohne persönlicher erschienen zu sein, und hat endlich in tüchtiger Erkenntnis der Zustände den Blick von sich selber abgekehrt und in diesem Jahre den hundertsten Todestag Schillers mit jener Begeisterung gefeiert, die in Schillers Persönlichkeit vor allem das Ideal der eigenen Wünsche sah. Der titanischen Größe Schillers gleicht Scheffel nicht. Aber auch das Ideal der Gegenwart, aus dem Chaos zur Ordnung der Dinge zu gelangen, wird den Weg zur Erfüllung vorerst durch das rein Menschliche zu nehmen haben, ehe es schöpferisch über sich hinaus in den Sternenlauf des Genies greifen kann. Echtheit im Denken; Großzügigkeit im Handeln; Empfindung, die nicht zu scheinen braucht, um zu wirken; Kraft, über dem Persönlichen nicht den höheren Wert des Ganzen zu verlieren: kurzum Charakter und Weltanschauung sind die Marksteine dieses Weges. Hier in dem Dichterleben, das diese Blätter schildern, liegen sie ausgebreitet, — kostbar genug, um betrachtet, wertvoll genug, um als Richtung genommen zu werden.

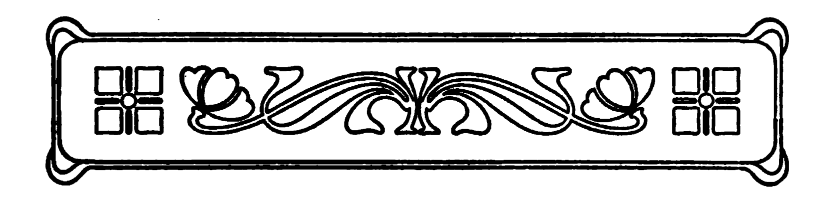


2.

Karlsruhe und Zell am Harmersbach.

„Schau auf, Kind Gottes!“ hatte Conrad einmal zum jungen Freund gesagt, da sie von der Warte des Gartens hinabschauten ins Land, „dort wo die weißen Sanddünen aus dem Feld aufragen, ist ehmals Fluß gewesen und Strömung des Neckar. So geht die Spur vergangener Menschengeschichten durch die Felder der Nachkommen, und es ist schön, wenn sie deß Acht haben. Und hier am Rhein ist heiliger Boden; es wäre Zeit, daß wir das sammeln, was drauf gewachsen, eh' uns das leidige Trivium und Quadruvium den Sinn dafür abtötet.“

„Ekkehard“,
am Anfang des 23. Kapitels.



1.

Jedes große Kunstwerk, das den Trieb kultureller Kraft in sich bergen will, muß national sein. Nur was sich festgewurzelt aus dem Boden des Heimatlandes erhebt, kann echte Früchte tragen und seine Wipfel hundertarmig ausbreiten. Scheffel war der Deutschesten einer, wenn er sein deutsches Herz auch nicht bis zur Memel schickte und es vor Preußen seine Reverenzen machen ließ. Er hat 1870 bis Karlsruhe hin den Donner der Geschütze gehört und diesen Krieg für ein Unglück gehalten. Er hat auch nach der Wiedererrichtung des Reiches diese Art Großdeutschland nicht mit Enthusiasmus begrüßt. Er hat Bismarcks ragende Persönlichkeit bewundert, aber das war mehr die ehrerbietige Hingebung vor allem Großen, der Urkraft des Genies Entborenen, als die Anerkennung Bismarckscher Prinzipien. Sein „Hurra dem Deutschen Reich", das im Anfang der achtziger Jahre bei öffentlichen Gelegenheiten von ihm erhoben wurde, galt mehr dem erreichten Ideal, als der Art seiner Erfüllung.[1])

Er war Badenser. Freudig und fest stand er nur auf dem Boden seines badischen Vaterlandes. Als er dem Großherzoge von Weimar das Versprechen gab, die Wartburg zum Mittelpunkte eines Romans zu machen, und er sich umzusehen begann und nun merkte, daß ihn dieser Heinrich von Ofter-

dingen und die Wartburgdichtung, die er dran knüpfen wollte, weit über sein engeres Vaterland hinausdränge, fühlte er sich innerlich unsicher, drückte ihn das Joch der Gezwungenheit, und er wußte genau, daß er so keine einzige Seite frei und heiter schreiben könne. Allein zwischen Mannheim und dem Bodensee lag für ihn das Revier, auf dem er innerlich und poetisch Fuß fassen konnte. Er war in Rom, Neapel und auf Capri; er war zwischen den Gipfelriesen der Alpen, war in Frankreich, in den Niederlanden und „donauab bei den Österreichern". Aber, wann er wieder heimgekehrt war, rundeten sich die Studienblätter höchstens zu einer Epistel und zu einem Reisebilde ab: einen regen, innerlich bedingten poetischen Niederschlag fanden sie nie. Er ist in Rom und auf Capri, umgeben von einer in aller üppigen Schönheit prangenden Natur und umgeben von Männern, die hier die Weihe und das unvergeßlichste Erlebnis für ihre Kunst schöpfen wollen, und dichtet im „Trompeter von Säkkingen" dem schwarztannigen Gelände des Oberrheins und seiner „stillen holdseligen Schwarzwaldlieb" den ersten großen Sang. Er vergräbt sich in die Akten- und Urkundenfaszikel des St. Galler Klosters und bricht sich durch alle Gelehrsamkeit Bahn und streift herüber zu den Hegaubergen und dem Hohentwiel. Er ist mürb und müde, aber er baut sich den Ruhesitz für sein Alter nicht auf einer grünen Insel des Südens, sondern bei Radolfzell am Bodensee, wo er vom Turmfenster der Mettnau aus die breite, runde Kuppel des Hohentwiel herüberblinken sieht.

So empfing Scheffels nationales Bewußtsein dadurch, daß es sich begrenzte, seine eigene Ursprünglichkeit und persönliche Bedeutung. Es zersplitterte sich nicht und war daher so stark in seiner Wirkung. Bei den beweglichen geschichtlichen Verhältnissen, denen sich Jahrhunderte hindurch Süddeutschland

anpassen mußte, war es aber hinwiederum ausgeschlossen, daß Scheffel typisch badisch sein konnte, wie Heinrich von Kleist typisch preußisch gewesen ist. In Scheffel waren neben dem Herzenspatriotismus für das engere Vaterland die Urkräfte des Germanen ungebeugt erhalten. Die Kraft der Gaudeamuslieder, die die ganze Welt trotzigen Germanentums auf ihren Nacken schwingt, sind deß ein Zeichen. Die Wege gingen weiter und trafen auf den Grundquell deutschen Denkens und Empfindens: auf die Melancholie. Da war der Augenblick gekommen, die große Liebe zum engeren Vaterlande nach Herzenslust zu betätigen. Ekkehard! Wie ein breites Schwert liegt er auf dem Trödel der deutschen Romane, die sich seit fünfzig Jahren unter ihm aufgehäuft, und von denen ach so wenige sich als echtes Geschmeide erwiesen haben. Hier fand Scheffels ungestüme germanische Natur ihren Ruhepunkt; die Gaudeamusbegeisterung, die jung und stürmend Quarten auf die Köpfe der Widersacher niedersausen ließ, ward zur Liebe. Die germanische Vollnatur verschmolz sich mit dem warmen Gefühl für die völkische Eigenart und gewann so ihren wirkenden eigentümlichen Wert, der uns Scheffels Persönlichkeit unvergänglich teuer macht.

Das Vaterland war ihm heiliger Besitz, aber selten hat ein Poet seine Vaterstadt so wenig geliebt als Scheffel. Am 16. Februar 1826 war er in Karlsruhe geboren worden. Er ging als Student nach München und Heidelberg und war schon zu dieser Zeit der Vaterstadt wenig geneigt. Eine Abneigung, die mit den Jahren bis zum Widerwillen wuchs. Die Stadt lag wie ein Alb auf ihm. Draußen die hohe unwiederbringliche Schönheit einer stillen, sich wie eine Elegie hinziehenden Natur, und hier Straßen und Mauern, in denen die Konvention zu Hause war. Sie war Scheffel der unbequemste Zwang, für den

ihn das rege geistige und künstlerische Leben, das die badische Residenz immer auszeichnete, nicht entschädigen konnte. „Es ist mir nicht von Wichtigkeit," schreibt er am 24. März 1858 aus Donaueschingen an Emma, „an welchem Tage ich in Karlsruhe eintreffe, und ich werde auch möglichst bald von dort wieder abfahren, da mir Stadt und Menschen daselbst — mit Ausnahme meines elterlichen Hauses stets einen beengenden zusammenschnürenden Eindruck machen", und am 10. April 1860 heißt's von Frauenchiemsee aus nicht minder karlsruheüberdrüssig: „Es war für mich ein Bedürfniß, die Carlsruher Luft, in der ich unfehlbar zu Grunde gienge, wenn ich sie immer atmen müßte, mit einer andern zu vertauschen": Bekenntnisse, die sich bis in die letzten Jahre seines Lebens auch seinen vertrauten Freunden gegenüber wiederholten. Selbst der Spott stellte sich ein: „Neulich, am 10. Februar," schreibt er 1871 an Emma, „war auch einmal in dem soliden Karlsruhe ein Erdbeben . . . man erlebt doch Allerlei, wenn man alt wird." — Doch Karlsruhe ist in Schutz zu nehmen, denn diese Abneigung hatte mehr in Scheffels ganzem Wesen ihren Grund als in Karlsruhe selbst. Scheffel hätte in jeder andern Stadt ebensowenig ausgehalten, wenn es sich darum gehandelt hätte, sich dauernd zu binden. Selbst fürstliche Gunst und Freundschaft konnten da keinen Umschwung der Gesinnung herbeiführen. Es lag an Scheffel, daß der geistvolle Maximilian von Bayern ihn aus den Augen verlor. Er hätte zuzustimmen brauchen, und der Großherzog Karl Alexander hätte ihn nach Weimar berufen. Er sollte Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg werden, aber er lehnte ab. Das Wort „unstet", das in seinen Dichtungen immer wiederkehrt, traf ihn selbst am härtesten. Es war sein Segen und sein „Unstern". Es erhöhte seine Lebensfreudigkeit, aber es

zerstörte grausam auch die große Ruhe, die den Schaffenden in die Höhen reiner Kunst verloren trägt.

„Mit Ausnahme meines elterlichen Hauses“ — und das mochte stimmen, solange in der Stephanienstraße 18 (jetzt 16) in Karlsruhe das geistig behagliche und lebendige Milieu bestand, das des Dichters Mutter und seine Schwester Marie im Hause entfalteten. Zwar die großzügige Art, wie er das Leben genoß, mit dem enthusiastischen, die Dinge wie Federn durcheinanderwirbelnden und sie dann wieder harmonisch ordnenden Schöpfergeist: sie vermochten selbst Mutter und Schwester nicht dauernd zu geben und zu empfinden. Dazu waren die beiden künstlerisch nicht Persönlichkeiten genug. Aber vieles, für Scheffels Karlsruher Einsamkeit unendlich vieles besaßen sie, was Karlsruhe ihm vorenthielt: einen gewissen freien Blick für die Dinge des Lebens und die Erkenntnis, über dem Ernst auch die Komödie des Daseins nicht zu vergessen. Nachdenken und Genießen, beides von natürlicher Vornehmheit getragen, immer geistig berechtigt und nie kleinherzig, bildeten den Stimmungston im Scheffelschen Hause. Man wählte mit feiner Kritik seinen gesellschaftlichen Umgang aus und ließ den Kreis seines Verkehrs, ohne jemals den Takt der gesellschaftlichen Verpflichtungen zu verletzen, immer nur einen beschränkten sein. Vor allem die Mutter wußte gewandt jeden störenden Mißklang von außen her fernzuhalten. Sie machte die Honneurs und verstand es liebenswürdig und souverän, der Unterhaltung immer ein geistiges Relief zu geben. Marie, die Vielgeliebte, nach dem Entzücken der Zeitgenossen zu urteilen, eine Mädchengestalt, nicht eigentlich schön, doch von holdester Anmut, verklärte das Milieu durch die Reinheit ihrer Erscheinung, an der alles Harmonie und wundervolle Weiblichkeit war. Sie war drei Jahre jünger als Josef — ihr Geburtstag fällt

auf den 27. Juni 1829 — und war des Bruders guter Engel. „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne," schrieb Felix Dahn, der Marien 1857 mit dem Bruder in München kennen gelernt hatte, „schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmut des Leibes und noch mehr der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale ‚Gethu', voll des köstlichsten schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborener Lieblichkeit der Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen hellbraunen Auges! Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebels oder — und das stand ihr am holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug."[2]) Sie beide Marie und die Mutter, waren die eigentlichen Stimmungschaffenden des Scheffelschen Hauses. Hinzu kam als Ergänzungsfarbe der Vater. Er war „officier du genie", Baurat mit dem Range eines Majors. Seine soldatenstraffe Art, die des Sohnes Dichtergeist wohl erkannte, aber in den Jahren des ersten Schaffens das reale Fundament darunter vermißte und unaufhörlich das Gesicherte einer Beamtenlaufbahn als erstrebenswertes Ziel hinstellte, ward geachtet ihres Charakterernstes wegen und hatte im Hause als Gegengewicht für einen üppig gepflegten Idealitätskult vollauf ihre Berechtigung. Des Majors Sinn war aufs Praktische gerichtet und ließ die Kunst nicht unbedingt als Lebenselement gelten. Scheffel drängte, er wolle nach Italien, um als Maler seine künstlerische Persönlichkeit zu erproben. Der Major, der Marien nichts an technischer Vorbildung für den Malerberuf vorenthalten hatte, weigerte sie dem Sohne, weil er sein Wollen für stärker hielt als sein Können. Das gab oftmals widerstrebende Mei-

nungen und lange Verstimmungen. Dazu kam für Scheffel der Druck der Karlsruher Luft. Die vollen künstlerischen Töne, die im Elternhause von der Mutter oder Marien jubelnd und edel angeschlagen wurden, brachen daher oftmals unvermittelt ab, weil die Forderungen des Alltags sich dazwischendrängten. Aber man war auf allen Seiten viel zu gescheit und innerlich viel zu gesund, um nicht auch diesen nachzugeben. Extreme waren nicht gelitten, waren nicht zu fürchten. Die Naturen waren so verteilt, daß sie sich zur rechten Zeit wieder von selbst zum Gleichgewicht zurückfanden.

Eine feine Geselligkeit, nie steif oder gar zimperlich, aber auch nie leger und nur im geringsten den Pfad grazilster Geistes- und vor allem Herzensbildung verlassend, durch Mariens Anmut und schönen Gesang, der Mutter ideenreiche Unterhaltung, des Vaters stimmungssichere Erzählungen und des Dichters herzliche und humordurchwärmte Anteilnahme gehoben, rückte das Haus des Majors Scheffel in den Vordergrund des Karlsruher gesellschaftlichen Interesses. Man lud oft aber nie viel ein. Da waren die Intimsten die beiden Klose, der Maler und der Hauptmann Klose, da waren ferner der junge Kunsthistoriker, spätere Akademieprofessor Eggers, der Galeriedirektor Karl Ludwig Frommel, der spätere preußische Hofprediger Emil Frommel, der Physiker Eisenlohr, Frau von Cornberg, geb. Thöne, die gefeierte Heldin des Karlsruher Hoftheaters, alles feingebildete und über ihren Wirkungskreis hinausgreifende Menschen, und da war, jeder Zoll ein Kavalier, Bingners Adrian; er war Jurist und brachte es später zum badischen Ministerialrat. „Ihr sollt nicht mit ihm streiten," rief der Dichter Marien und Emma einmal bei Tische zu, als die beiden mit Bingners Adrian in Widerspruch geraten waren:

„Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist — des Bingners Adrian."

Kein Wunder, daß die Gesellschaft Karlsruhes es ehrgeizig empfand, in diesem Hause zu verkehren. Mit allem Respekt begegnete man der Frau Major, die Weib genug war, diese Reverenzen behaglich zu empfinden. Sie verbat sich höflich die Anrede „Madame", denn sie wollte nicht bloß die Frau Majorin sein, sie wollte auch so heißen. Sie konversierte und ließ in artiger Koketterie ihre Stielbrille den Rhythmus des Gesprächs begleiten. Da sah man denn, daß sie eine sorgliche Mutter war: den Arm umschloß ein Goldreif, der merkwürdig statt edler Steine die ersten Zähnchen ihrer Kinder faßte. Aber sie hatte nicht das Bewegliche der „Frau Rat", an die sie uns zuweilen erinnern könnte; die Art der Frau Major ging mehr ins Behäbige, ins — Epische. Das brachten, wenigstens bis zum Jahre 1851, die Umstände im Hause mit sich, die es ihr erlaubten, lediglich ihren geistigen Bedürfnissen zu leben. Den Hausstand und die körperliche Pflege von Scheffels älterem Bruder Karl, der von Kindheit an gelähmt und geistig gestört war und bis auf den Dichter die übrigen Familienmitglieder überlebte, besorgte die Großmutter Krederer, der Frau Majorin Mutter, eine durch mancherlei Schicksale geprüfte Frau, die bald nach ihrer Tochter Hochzeit von Oberndorf im Württembergischen nach Karlsruhe übergesiedelt war, mit ihrem Vermögen beim Bau des Scheffelschen Hauses ausgeholfen hatte und dann in der Stephanienstraße 18 die unermüdliche, herzensgewandte Schaffnerin wurde, deren regem Arbeitsgeist die Stimmung im Hause mancherlei Dank schuldig war. Ihre Wohnräume lagen unten im Parterre, und

jeder, der oben mit irgend etwas nicht zurecht kommen konnte, holte sich unten bei der Großmama Rat und Hilfe. Sie kannte die Herzensgeheimnisse des ganzen Hauses, ja der ganzen Straße. Selbst die Katzen, die zu einem halben Dutzend das Scheffelsche Haus bevölkerten und insonderheit den Schwarm Mariens bildeten, wußten, daß hier unten der beste Unterschlupf war, wenn sie oben den Besuchern weichen mußten. Als dann die hochgewachsene, immer rege und erfahrungsreiche Frau im Sommer 1851 starb, war das ein harter Schlag für die Frau Major, die in ihre geistigen und gesellschaftlichen Interessen nun auch die für den Haushalt einreihen mußte.[8])

„Rittersinn ist der Kronjuwel einer Männerseele — willst Du seine Ächtheit erproben, so beobachte des Mannes Verhalten gegen leidende oder vertrauende Frauen," schrieb Josefine Scheffel mit ihrer runden und ein wenig geschwungenen Handschrift der siebzehnjährigen Emma Heim in Friedrich von Heydens „Wort der Frau", das sie der Nichte geschenkt hatte. Rittersinn gegen alles und alle, die ihr begegneten, war auch der Kronjuwel unter den Charaktereigenschaften der Majorin selbst, war überhaupt der eigene Charakterzug dieser Menschen, die echt und warm sich selbst und andern gegenüberstanden. Man wäre vielleicht lebhafter aus sich herausgegangen, wenn Karlsruhe mit seiner vornehmen Korrektheit nicht stets Zurückhaltung geboten hätte. Und man kann sich denken, daß es wie ein Blitz durch das Scheffelsche Haus fuhr, als im April 1853 durch die Abneigung Mariens deren Verlobung mit dem Adjutanten Keller, einem Kavalier durch und durch, aufgehoben werden mußte. Ganz Karlsruhe und nicht zum mindesten die Karlsruher Gesellschaft bis in die Hofkreise hinein hechelte diese Verlobungsgeschichte durch. Die Hochzeitskleider lagen schon bereit, da erklärte Marie, deren

2*

Sensitivität in dieser Beziehung etwas Krankhaftes an sich hatte, wenige Tage vor der Hochzeit, sie könne keine Ehe eingehen. Die Verlobung ging zurück, und das Haus Stephanienstraße 18 war wochenlang der Mittelpunkt des Stadtgesprächs. Marie befiel ein Nervenfieber, und der Dichter, der zur selben Zeit in Italien war, wurde zurückgerufen. Aber das ging vorüber, und trübere Zeiten kamen. Marie starb, der Major, der sechzehn Jahre älter war als seine Frau — Jakob Scheffel war am 29. Juni 1789 geboren worden, seine Frau Josefine am 22. Oktober 1805 — begann zu kränkeln und wurde alt und mißvergnügt, und schließlich legte sich, kaum sechzigjährig, am 5. Februar 1865 die Mutter zur letzten Ruhe hin. Welch ein starker und schöner Charakter sie war, welch schaffensfreudiger Künstlergeist in ihr lebte, und wie ihr ganzer Stolz in dem echt nationalen Bewußtsein lag, eine deutsche Frau zu sein, das zeigen uns ihre Gedichte, die ihr Enkel Viktor von Scheffel im Jahre 1891 herausgegeben hat.[4]) Sie hat mit vorurteilsfreier mütterlicher Liebe ihren großen Sohn immer verstanden und hat noch das erste Aufblühen seines Dichterruhmes erlebt. Ihre Liebe ist ihr mit Dank vergolten worden: „Meine Mutter hätten Sie kennen lernen müssen: was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr."[5]) Auch ihre Oberndorfer Landsleute haben sich kürzlich ihrer erinnert und der Frau Major Scheffel „née Krederer" an ihrem Geburtshause einen Denkstein errichtet.

Der Genießende inmitten dieses charakterschönen Elternhauses war der Dichter. Er ergänzte hie und da und stärkte durch seine Anteilnahme die Stimmung. Aber sich dies Haus, so wie es war, selber zu schaffen, mit all der Rücksicht, die man sich und all der Anlehnung, die man der Gesellschaft schuldig war, und zweitens mit Mitteln, die wohl eine solide Gast-



Mutter und Sohn
1856

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

lichkeit, aber keinen Luxus gestatteten: das hätte er nicht fertig gebracht. Schon nach dem Tode Mariens war der Ton im Hause herber und bemessener geworden, und nach dem Tode der Mutter verzichtete das Scheffelsche Haus vollends darauf, einen gesellschaftlichen Reiz abgeben zu wollen. An Stelle der früheren regen Geselligkeit trat die Monotonie: oben der „monotone aber grundbrave und ehrwürdige Greis", unten der geistig und körperlich gelähmte Karl, und inmitten der Dichter, durch Krankheit, Ehezerwürfnisse, Prozesse und innere Enttäuschungen mehr zur Selbstqual als zu starkem Lebensbewußtsein geneigt. Er blieb im Hause stehen, wo die Mutter aufgehört hatte; er änderte bis zu seinem Tode nicht das geringste an Einrichtung und hergebrachter Ordnung. Höchstens daß von dem Zinnschatz, der in den Zimmern auf Paneelbrettern reichlich aufgespeichert war, hier und da ein Krug länger als sonst oben in die Mansarde wanderte, wann ein paar Freunde eingekehrt waren; von dem Zinnschatz, der dem älteren Bruder Karl zum Mißgeschick geworden war. Einige Wochen vor der Geburt Karls hatte sich solch, mit schweren Zinngefäßen bestelltes Brett von der Wand losgelöst und war krachend zur Erde gefallen. Dem Schrecken der Frau Majorin, von dem sie sich lange nicht erholen konnte, schrieb man dann Karls unglückliche Konstitution zu. Die Mansarde des zweiten Stockwerks war dem Dichter von Jugend auf der Ort gewesen, an dem er sich am sichersten vor der Welt und am vertrautesten mit sich selber fühlte. Sie lag ziemlich abgesondert, — man gelangte zu ihr nicht direkt, sondern erst durch eine große Bodenkammer —, und schon das Gefühl, wenigstens ein paar Schritte weit vom herkömmlichen Leben und Treiben entfernt zu sein, schuf in Scheffel ein eigenes Wohlbefinden. Auch lag die Mansarde nicht der Stephanienstraße zu, diesem Ausbund

einer verzweifelt gleichförmigen Straßenflucht, sondern sie sah mit ihrem schrägen Dachfenster in den Garten hinaus, über Baumwipfel und Gelände hinweg. Aber sie hatte dadurch, daß der Dichter in ihr den größten Teil des Tages wohnte und arbeitete, kaum den Charakter einer Bodenkammer verloren. Ein einfacher Tisch diente als Schreibtisch; links und rechts an den grün tapezierten Wänden standen Bücherschränke und Regale. Bilder von Freunden und Studiengenossen waren uneingerahmt an die Wand geheftet, und als Hauptzierde baumelte in der Mitte des Zimmers ein ausgestopfter Adler von der Decke herab; eine Passion, die sich in Donaueschingen noch auf Falken und Fledermäuse ausgedehnt hatte. Wer zur Mansarde wollte, mußte zu Lebzeiten der Mutter unten erst die Klausur der Majorin brechen, die für des Sohnes spröde Art ein behutsames Verständnis hatte und ihn nicht von jedem stören ließ. Doch unerlaubt und darum mit um so größerem Unbehagen aufgenommen, zischte in das Idyll von „Dachstubenhausen“ ab und zu die Harmonikalitanei des Schusters von Nr. 17, der des Abends, nachdem er den Tag über bei seinen Leisten geblieben war, sich der Kunst zu widmen pflegte. „Da unser Nachbar sein Concert auf der Ziehharmonika wieder anstimmt,“ schreibt Scheffel einmal an Emma, „scheint es rathsam, das Schreiben abzubrechen. Wie der göttliche Dulder Odysseus schließe ich die Mappe und verlasse das Gemach, wo man so viel herzkränkender Leiden erduldet.“ —

„Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen; Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz; die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Öde eines mechanischen Berufs riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach; das Anschauen und zum Teil das Selbsterleben der vielen schiefen und kuriosen Verhältnisse

im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie" — schrieb Scheffel nach Erscheinen des „Ekkehard" an Ignaz Hub, der von ihm einige selbstbiographische Notizen für eine Anthologie haben wollte.[6]) Der Satz ist in großen Zügen eine sichere Charakteristik von Scheffels Wesen. Komik und Melancholie, nicht Zynismus und Melancholie. Komik im Sinne von Humor, „mit ironischer Beimischung"; niemals Ironie allein. Schöpferischer Humor ohne Kritizismus, lachend, frei, liebenswürdig. Die Freunde bezeugen es übereinstimmend, und Emma Heim, die Lebens- und Gemütsvertraute, bestätigt es, daß man sich niemanden heiterer, aber auch niemanden trauriger denken konnte als Scheffel. Er liebte das Leben. Die Gaudeamuslieder können nur von einem gedichtet sein, dem das alles erhöhende und alles überfliegende Lebensgenießen auf den Lippen brannte. Er hat dieses Lebensgenießen nie verleugnet. Doch die Lieder der „Frau Aventiure" und andere mehr zeigen „die umgekehrte Form", eine tiefe, lang nachhallende Melancholie, die selbst die hohen Pfeilerbogen der Kunst zerbrechen möchte: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen, wie eine Mauerschwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!" heißt's am Anfang des „Hugideo". Ein Charakter, der im Humor wohl Genossen finden konnte, denn der Humor ist ein Komödiant, der viele Masken hat; der aber in der Melancholie einsam dastand. Nur ein Künstler wie er selber konnte hier in das „Undefinierbare einer Dichterpsyche" eindringen und den Vertrauten machen, oder — ein Frauenherz. Die Mutter legte ihre gedrückten Stimmungen in die Musik und ließ Beethoven befreiend auf sich einwirken. Aber

die Musik, auch in ihrem höchsten Schöpfergeist, hatte bei Scheffel keinen Einklang und tat ihm weh. Marie war eine bessere Helferin. Ihre schwebende Anmut beschwichtigte und lenkte zu Harmonie und Ruhe herüber, und die reizbare Sensitivität ihres Wesens fand leichter den Weg zur Melancholie als die kerngesunde lebensfreudige Mutter. Doch sie starb und nun ward aus der großen Liebe zu Emma, die sehnend und suchend einst die Lieder des „Trompeters von Säkkingen" hervorblühen ließ, die schöne vertrauende Neigung, die sich nie etwas verschwieg und das Leben, köstlich und schmerzlich, mit gleicher Offenheit voreinander ausbreitete. Zwei Menschen, deren jeden das Leben hart mitgenommen hatte, die aber für Empfindeleien nicht zu haben waren und stolze Erkenntnisse schöpften, statt nach Gründen und Ausflüchten zu suchen. Das Fundament dieser klugen und durchaus positiven Lebenskunst war auf beiden Seiten die absolute Natürlichkeit des Charakters, der dadurch eine instinktive Sicherheit im Fühlen und Handeln gewonnen hatte.

„Romantik wird jedenfalls nicht getrieben," schrieb Scheffel an Otto Müller, als er eben an den „Ekkehard" gegangen war.[7]) Romantik wurde das ganze Leben lang nicht getrieben. Sentimentalität, Pose, Pathos waren ihm grundverhaßt. Schon die leicht stilisierte Behaglichkeit des elterlichen Hauses, die, ohne pretiös zu sein, immer doch so eingestellt war, daß jeden Augenblick der Großherzog eintreten konnte, ohne Verlegenheit zu schaffen, konnte ihn nicht zu völliger innerer Befriedigung stimmen. Er war der liebenswürdigste Gesellschafter, von einer Laune, die so echt war, wie sein Humor, und seine Gabe des Erzählens hatte dadurch, daß sie sich im heimischen Dialekt bewegte und sich immer freundlich und nie selbstbewußt gab, etwas Warmes an sich; aber er mußte innerlich mit dabei

sein. Dann rundeten sich seine Gespräche künstlerisch ab, so organisch wußte er sie zu gliedern. Er gab mit ein paar Strichen die ausgeprägtesten Stimmungsbildchen, streifte Probleme, bildete Symbole aus und verstand es, ein kleines Geschehnis zu einem gehaltvollen Erlebnis zu gestalten. Die Augen, die sonst, durch mancherlei Krankheit geschwächt, zurückhaltend hinter den Brillengläsern lagen, leuchteten lebendig auf, und der Mund nahm die leise geschwungene Linie an, die die geklärte Heiterkeit einer empfindungsstarken Seele ausdrückt. Aber ebenso konnte seiner sensitiven Natur das geringste: der Tonfall einer Stimme, eine üble Gewohnheit, ein hartes Wort, oder gar Ungeschmack und Bildungsheuchelei die Stimmung verleiden. Er war durch und durch Aristokrat. Er hatte vor der Masse, vor allem Landläufigen, Gewöhnlichen eine unbegrenzte Abneigung. Daher seine Scheu vor jeder Öffentlichkeit. Er gab viel darauf, was die Leute sagen, und er hat seine Frau, die sich nach kaum zweijähriger Ehe von ihm getrennt hatte, jahrelang gedrängt, zu ihm nach Karlsruhe zurückzukehren, um dem dortigen Gerede über seine Ehe ein Ende zu machen. Eine Natur von leisester Reizbarkeit, die Dinge peinlich empfand, für die härteren Naturen jegliches Gefühl fehlte. Und diese Dinge brauchten nicht immer von außen an ihn heranzukommen, sie legten sich ihm oft rein innerlich in den Weg. Diesen feinnervigen Charakterzug, den auch Marie hatte, und der bei ihr kaum die Grenze zum Krankhaften zu halten vermochte, der aber bei dem Dichter ein sicheres Gegengewicht in seiner robusten, alemannisch derben und kernigen Naturanlage fand, hatte Scheffel mit Conrad Ferdinand Meyer gemein, der ihn in dem Gedichte „Die gelöschten Kerzen" zu schönem Bilde geformt hat. Ohm und Neffe sitzen da beisammen an „gewalt'gem Herd mit glüh'nden Kohlen und zwei hellen

Kerzen auf dem Simse". Würdevoll erzählt der Greis von weiland, von Verschollnem oder halb Verschollnem:

„Auf dem Herde zuckt ein blaues Flämmchen,
Ein vergess'nes Flämmchen aus der Asche,
Und die beiden sehn den Irrwisch tanzen,
Und der Irrwisch unversehens springt er
Auf des Jünglings blühend kecke Lippen:
— ‚Ohm, wie war es denn mit der Camargo?'
Der Benarbte lächelt — ‚Wissen willst Du
Das mit der Camargo?' — Eine Kerze
Haucht er aus und auch die andre Kerze.
‚Du erlaubst? Nur daß ich nicht erröte!
Also —'"

Das Bild, das wir ähnlich einmal im „Ekkehard" finden — es schließt das 20. Kapitel des Romans ab — paßt auf Scheffels Wesen. Es machte ihn scheu, als der Großherzog Karl Alexander von Weimar nahe daran war, den Dichter nach Weimar zu berufen, denn da hätten Größere als er gewirkt; er bat den Großherzog, ihn nicht zum Professor zu machen, weil er dann mit seiner Gelehrsamkeit in Zweifel käme; er sprach in seinen Briefen und selbst in denen an Emma von sich immer gern in der dritten Person; er nahm den weimarischen Antrag, dem „Ekkehard" einen großen deutschen Roman, mit dem ganzen Umkreis des deutschen Mittelalters als Hintergrund, folgen zu lassen, an, und hetzte sich innerlich fast zu Tode, als er immer mehr die Unmöglichkeit des Vollbringens erkannte. Von derlei reizbarer Empfindung war der Weg zu melancholischer Stimmung nicht mehr weit. Hinzu kam eine entschieden pathologische Veranlagung, die sich das erstemal nach dem „Trompeter von Säkkingen" in einer schweren Augenkrankheit und nach dem „Ekkehard" in einer Gehirnentzündung äußerte. Selbst in sei-

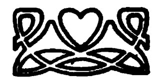
nen Briefen an Emma drückt das „timide de coeur“ den Brand der Gefühle herab, und bezeichnender Weise für ihn sind gerade die Briefe aus der ersten Zeit seiner Liebe zu Emma äußerlich ohne Sturm und von zagester Zurückhaltung. Briefe, deren ganze Empfindung zwischen den Zeilen pocht. Vielleicht meldeten sich hier außer einem seelischen Schamgefühl noch der Stolz des Alemannen und das Persönlichkeitsgefühl des Poeten. Scheffel war durch und durch ein Mann. Was an Melancholie in seinem Blute steckte, war der Ausgleich für die kerngesunde, vollblütige Art seines Wesens. „Romantik wird jedenfalls nicht getrieben.“ Sentimentalität wurde nicht gelitten. Wann er mit Emma nur für einen Tag oder ein paar Stunden zusammenkam, rechnete man zuvor aus, wieviel Stunden man Zeit hätte und wieviel davon der ernsten Aussprache über Geschehnisse und Schicksale eingeräumt werden sollten. Mit dem Glockenschlage brachen beide ab; der Vorhang fiel, und die Freude über den gegenseitigen Besitz, der sich in der Natur oder bei vollen Flaschen erging, setzte sich zu Tisch und blieb bis zum Abschiednehmen. Da wurden manche schönen Worte über Leben und Lebensgenießen gesprochen, wurde heiter „mit ironischer Beimischung“ über Welt und Menschen gelächelt und zu jener inneren Befriedigung vorgeschritten, die auch eine Erkenntnis ist und das spannende Rad künstlerischer Schöpfung. Zum Universalgenie war Scheffel nicht gemünzt, auch die große Kunst, einem Charakter wirkenden Kulturwert zu geben, war ihm versagt. Er war der große Menschliche unter den Poeten, der die ewigen Normen der Menschlichkeit, wie sie in uns unverbrüchlich liegen, leuchtend und lächelnd an den Tag brachte: immer gesund, immer naiv, niemals geschminkt und geschnürt. Er hat an seinen Versen nicht „gearbeitet“; seine Manuskripte mit der schönen, klaren, würdigen wie gestoche-

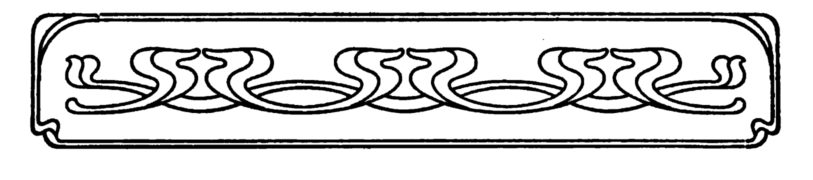
nen Handschrift zeigen kein langes Ausfeilen und Ziselieren. Die ebene Natürlichkeit seines Dichtergeistes ist darum grunddeutsch. Grunddeutsch seine Melancholie, grunddeutsch sein Humor, grunddeutsch sein alemannischer Nacken, der zäh auf seinen Rechtsstandpunkten beharrte, mochte es Stimmung, Geld und geistige Kraft kosten. Dieser alemannische Nacken ist oftmals von Widersachern, gegen die er aufgeblitzt war, gescholten worden. Gottlob, daß es noch Männer unter den deutschen Poeten gibt! Seine hohe knochige Erscheinung, breitschultrig, straff und gelenkig, wie wenn die Glieder den etwas schwerfälligen Augen zu Hilfe kommen müßten, zeigte einen sehnigen, vorwärts drängenden Willen, der dem Rasten und Rosten nicht sonderlich geneigt schien. Er hätte den Wein aus den Händen geschlürft, wenn ihm der Becher gefehlt hätte. Man braucht die Urteile seiner Freunde und Zeitgenossen kaum zu lesen, um die Sonnigkeit seines Humors zu ahnen; man braucht nur ein paar Seiten des „Gaudeamus" umzuschlagen, und erlebt diesen Humor. Erlebt ihn in den Gaudeamusliedern als den becherklirrigen, wild und begeistert losstürmenden, der, lachend der kommenden Stunde, die Gegenwart in ihrer gegenwärtigsten Minute genießt, und erlebt ihn im „Trompeter von Säkkingen" und im „Ekkehard" als den naiven und stillen Humor tiefer und befriedigter Menschlichkeit. Wie eifrig hätten sich da resignierte Töne und süße Litaneien einmischen lassen; wie hätten da der Zynismus und das grelle Hohnlachen einschneiden können! Nichts von alledem. Der Aristokrat Scheffel, der im Leben Welt und Menschen niemals nach Vorurteilen bewerten ließ und vor den Tatsachen immer erst nach ihren Gründen spähte, empfand es als sein poetisches Prinzip, daß die positive Schöpfertat dem Gedanken einzuräumen und nicht allein dem eiligeren Gefühl zu überlassen sei. So

kam es, daß er sein Gefühl nie verlor, und daß seine Poesie niemals zur Resignation herabsank. Scheffels Melancholie war der Zustand echten Schmerzes, der der keimige Humusboden für Kunst und Leben ist.

„Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verspinnwebt liegt's in den Ecken;
Doch soll drum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken:

Noch reicht ein Blick, das Eulenpack
Und die Fledermäus' zu verjagen,
Noch reicht ein alter Eselskinnback'
Den Philisterschwarm zu erschlagen!“ [8])





2.

Wie eine „Forelle im Kartoffelacker" kam sich Scheffel in Karlsruhe vor. Wo Menschen und Mauern die freie Bewegung seines Atems hemmten, hielt's ihn nicht lange. „Ich fahr' in die Welt!" Unvergeßlich Heidelberg und Maulbronn, unvergeßlich Radolfzell und Singen mit dem „blau in Widerschein blauen Himmels mit gedoppelter Buchtung sich herbiegendem Bodensee"; unvergeßlich Offenburg, Biberach und Zell. Der alternde Scheffel stand am liebsten an den Turmfenstern der Mettnau und sah die spitzen Türme der Reichenau sich aus dem Eiland heben, oder die Kuppel des Hohentwiel breit und behäbig die Berge des Hegau beherrschen. Aber „es ist mit des Menschen Geist wie mit der Rinde der alten Erde; auf den Anschwemmungen der Kindheit türmen sich in stürmischer Hebung neue Schichten auf, Fels und Grat und Bergwand, die bis in den Himmel zu reichen wähnt, und der Boden, darauf sie ruht, ist mit Trümmern überschüttet und vergessen, — aber wie die starren Gipfel der Alpen oft sehnsüchtig zu Tale schauen und sich heimwehbewältigt hinabstürzen in die Tiefe, der sie entstiegen, so fährt die Erinnerung zurück in die Jugend und gräbt nach Schätzen, die sie unbeachtet beim tauben Gestein zurückließ". Diese Worte schrieb Scheffels sehnsuchtsstarkes Herz im Sommer 1854 in den „Ekkehard".[9]) Die Erinnerung ging „heimwehbewältigt" zu dem Landschaftsbild, das sich von Offenburg das Kinzigtal herauf bis Biberach und dann „links um die Ecke" nach Zell am

Harmersbach ausbreitete. Emma hatte hier in den Tagen seiner heiteren Jugendliebe gewohnt, und vorher hatte hier der junge Scheffel als Student in der Apotheke von Emmas Vater ungezwungene glückliche Zeiten verlebt. In diesem bergbeschirmten Tale waren alle Fesseln von ihm gefallen. Die Sinne konnten sich in einer Natur ergehen, die ganz nach seinem Geschmack das prunkvoll Sensationelle vermied und etwas Männliches, Volles an sich hatte, und der Charakter fand einen sympathischen Widerhall in Menschen, die in dem kleinen Städtchen, dessen treibenden Nerv eine Porzellanfabrik und der Forellenfang bildeten, das aber an seinem wundertätigen Wallfahrtsbrunnen „Maria zu Ketten" zu Zeiten viel Volks bei sich empfing, durchaus keine Kleinstadtphilister waren. Im Gegenteil, diese Zeller hatten sich eine kernfeste, persönliche und auf die eigene Meinung pochende Lebensart erhalten, die sich bis auf den heutigen Tag nicht geändert hat. Eine Lebensart, nicht steif wie die der hartschädeligen Hauensteiner, dieser Prozeßhanslgemeinde um Säkkingen herum, deren holziges Wesen den Dichter zu einer eigenen Abhandlung gereizt hatte, sondern geistig lebendig und biegsam, ja mit einem Schuß Zigeunerblut in den Adern.[10])

„Ich grüße die lieben Eltern, den Laufenburger Vetter und die Tannenbäume im Harmersbacher Tal," schließt am 13. Juni 1853 des Dichters erster Gruß an Emma, als er mit dem Manuskript des „Trompeters von Säkkingen" in der Tasche aus Italien heimgekehrt war. Die Tannenbäume im Harmersbacher Tal waren von Karlsruhe aus nicht schwer zu erreichen. Bis Offenburg fuhr die Eisenbahn. Dann ging's vier Stunden zu Fuß am Schlosse Ortenberg, an Gengenbach, dem Ursitz der Scheffelschen Familie,[11]) der Ruine Geroldseck und an Biberach vorüber

das Kinzigtal herauf. Ein kantiger, sich wie eine Kulisse vorschiebender Bergrücken stellte sich links hinter Biberach in den Weg. Der ward umschritten, und nun ragten, vom Harmersbach umschwatzt, die Giebel von Zell und der stumpfe Storchenturm, das verfallene Wahrzeichen Zells aus freien reichsstädtischen Zeiten her, vor dem Wanderer auf. Der Weg des Dichters ging nun am Fuße des Biberacher Bergrückens und am „Kleebädle" vorbei „hintenherum" weiter, oder er bog rechts in die breite Straße ein, die in die Hauptstraße des Städtchens einmündete und am Gasthaus zum „Hirschen" und der Lenz und Schnitzlerschen Porzellanfabrik vorüber zur Apotheke führte. Der Willkomm war auf beiden Seiten herzlich. Heims freuten sich, den lebensheiteren und liebenswürdigen Vetter bei sich zu sehen und von ihm allerlei Neues aus der Residenz zu erfahren, und Scheffel atmete unter diesen Menschen auf, die frei, kräftig und männlich geraten waren und in ungetrübter Weltanschauung ihren Tag lebten. Der Apotheker Heim stand in der schmalen, durch sechs Steinstufen erhöhten Haustür und geleitete den Gast rechts durch die Apotheke in das große Wohnzimmer, in dem die Apothekerin schon den Tisch zum Cäcospiel zurechtgerückt hatte. Die jungen Damen Ida und Emma, die im oberen Stock wohnten, kamen herunter: Emma zuerst, denn Ida bat um Aufschub, da sie mit der Toilette noch nicht fertig sei. Aber auch sie kam, und schließlich war noch der jüngere Bruder Karl zur Stelle, der später in Freiburg das Gymnasium besuchte.

Die Heims in Zell waren ein knochiges, derbes Geschlecht, das festere Glieder hatte als das Scheffelsche in Karlsruhe. Ursprüngliche, durch keine Konvenienz gehemmte Natur zog hier durch offene Fenster herein. Arbeit in jeder einträglichen Form war das Lebensprinzip. Der Apotheker Karl

Heim[12]) war im August 1829, zwanzigjährig von Renchen in Baden über Gengenbach, wo er im selben Monat durch seine Heirat mit Johanna Zimmermann[13]) zur Scheffelschen Familie in verwandtschaftliche Beziehungen getreten war, nach Zell gekommen, um die Apotheke zu begründen, da am 15. August eine Wallfahrt zum wundertätigen Brunnen „Maria zu Ketten" die Stadt überschwemmen sollte. Nach der Einrichtung des Geschäfts hatte Karl Heim mehr Hoffnungen im Kopf als Gulden im Sack, doch als er 25 Jahre später das Metier aufgab, konnte er sich 1854 als vermögender Mann in Freiburg zur Ruhe setzen. Das machte, weil der tüchtige Mann einen energischen Sinn für das Praktische hatte. Es verdroß ihn nicht, daß hinter seinem Hause die Kühe stampften und die Hühner scharrten, denn er schätzte die für Milch und Eier eingestrichenen Gulden nicht minder, als die, die er für Salben und Pflaster empfing. Etwas abseits, gegenüber dem Friedhof, lag überdies ein großer Obst- und Gemüsegarten, der dem Apotheker gehörte, und der von ihm so wenig vernachlässigt wurde als Apotheke, Kühe und Hühner. Arbeit, unermüdlich und unverdrossen schaffte die Befriedigung dieses Hauses. Die Mutter hantierte in der Apotheke ebenso geschäftig als der Vater, und die Kinder wurden nicht geschont. Nur Ida spreizte sich und spielte sich auf die Dame heraus, zum größten Verdruß des Vaters, der sie kurzerhand einmal mit der Gießkanne aus dem Schlafe weckte. Selbst wann Scheffels aus Karlsruhe zum Besuche in Zell waren, litt die Arbeit nicht. „Mir sin Bürgersleut, mir schaffe in der Woch und gehe am Sonntag spaziere," pflegte der alte Heim auf irgend welche vergnügliche Vorschläge der Majorin zu erwidern. Ein Mann, der darauf pochte, die Nutzanwendung des Lebens recht begriffen zu haben. Man hielt in Zell große Stücke auf ihn.

Was er sagte, das galt. Er genoß das Vertrauen aller. Die ganze Umgegend Zells kam immer erst zu ihm nach medizinischen Ratschlägen. Ihn hatte das Leben nie getäuscht, weil er es selber nicht täuschte und es natürlich und mit starkem Willen anpackte. Er war stolz auf seine Erfolge und trug sie selbstbewußt in sich. Sein milder Kern war sein Humor, der wie sein ganzes Wesen etwas Robustes an sich hatte. Er widmete den Komödianten, die alljährlich im Sommer Zell aufsuchten, eines Abends einen Riesenkranz aus veritablen Speckwürsten; er spielte in der Wallfahrtskirche die Orgel und begleitete zum Schluß des Gottesdienstes die Menge mit einem Walzer hinaus; er schloß um 12 Uhr mittags die Apotheke ab und setzte sich zu Tisch, und wenn jemand in den zehn Minuten, die er zu seinem Mittagsessen brauchte, an der Türe klinkte, dröhnten die Worte heraus: „Jetzt ißt der Apotheker von Zell am Harmerschbach." Auch äußerlich machte er den Eindruck, als wenn er so leicht nicht vom Platze zu rücken wäre. Er war mittelgroß, kräftig, breit und in den späteren Jahren untersetzt. Die Energie und den Lebenswillen seines Wesens drückte vollends sein Kopf aus. Vor diesem runden, großen, auf trotzfähigem Nacken ehern sitzenden Kopfe konnte man Respekt haben: die Augen hell und wissend, die Nase kräftig breit, die Lippen ganz und gar nicht asketisch geschlossen. Im ganzen eine Erscheinung, die genau wußte, wo sie mit sich hinauswollte, und die mit plastischer Deutlichkeit eine zielsichere Lebensauffassung ausdrückte. Immer geistig regsam, hat er bei all seinem mannhaften Arbeitsgeist und seinen harten oft eigensinnigen Lebensprinzipien die Apotheke von Zell niemals für die Welt gehalten, die ihm alles, was draußen lag, entbehrlich machen könnte. Er wußte seine Pflichten ausgezeichnet mit seinen

Die Apotheke in Zell am Harmersbach

Emmas Geburtshaus

Rechten abzuschätzen. Er gönnte sich den Rentner verhältnismäßig zeitig und hatte noch in späteren Jahren die Absicht, nach der Schweiz überzusiedeln.

Er war der Angehörige einer geistig hochveranlagten Familie. Ein Bruder des Apothekers, Wilhelm Heim, „der Laufenburger Vetter", war Fürsprech in Großlaufenburg. Der jüngere Bruder Ignaz war 1849 als Revoluzer nach der Schweiz geflohen und hat heute als Begründer des vierstimmigen Männergesanges und als hervorragender schweizerischer Komponist und Musiker ein Denkmal in Zürich.[14]) In Ignaz' Hause sammelte sich die intellektuelle Züricher Gesellschaft. F. Th. Vischer, Gottfried Keller, dessen Ruhm mit dem „Grünen Heinrich" eben aufgestiegen war und den jetzt die „Leute von Seldwyla" bewegten, kamen; Richard Wagner, in dieser Zeit bekanntlich höchst produktiv, stellte sich ein: alle drei hingezogen durch Ignaz Heims gewählten Freundeskreis und seiner Gattin Emilie hohe Schönheit und wundervollen Gesang.[15]) Auch Emma lernte Wagner hier kennen. Wie der Meister unverwandt sächselnd Emilie Heims Gesang lobte und ihn immer wieder am Klavier begleiten wollte, das geschah liebenswürdig und mit natürlicher Lebendigkeit. Die Abende galten stets rein musikalischen Interessen; es wurde mehr gesungen als gesprochen. Wagner gab sich ungezwungen und heiter. Auch die feine Erscheinung der Mathilde Wesendonk schritt durch diesen Kreis und erfüllte ihn mit Anmut. Stunden voll stürmenden Schöpfergeistes gingen da vorüber — aber wir wissen: selbst hier führte der Philisterschwarm das bestimmende Wort.[16]) Man sprach in Zürich viel über die Freundschaft Wagners mit Mathilde, und Wagner litt unter dem Unverstand seiner Frau: „Ich bleibe jetzt hier, denn meine Minna macht mir eine Szene; sie hat mich

eben bei der Madame Wesendonk herauskommen sehen," mit diesen Worten trat der Meister eines Nachmittags zu Emilie Heim ins Zimmer. —

Natürlich bot die Apotheke von Zell ein geistiges Leben, in dem Gottfried Keller und Richard Wagner Wurzel fassen konnten, nicht, brauchte es auch nicht zu bieten. Die Naturen, die hier heranwuchsen, genossen das Leben auf andere Art und fanden ihre Befriedigung in einem geruhigten Alltag, der deshalb durchaus kein philiströs hingebrachter war, denn Arbeit ist niemals und in keiner Form Philisterium; fanden sie in jener naiven Zerstreuung, die schon an einem Kartenblatte ihr Genüge hat. Die Passion der Apothekerin war Schach; der Apotheker spielte lieber Tarock und Cäco.[17]) Wann Scheffel mitspielte, legte der alte Heim die Uhr neben sich auf den Tisch, und pünktlich zur Stunde, zu der Scheffel aufbrechen mußte, um den Offenburger Zug nicht zu versäumen, warf er die Karten zusammen. Es geschah so pünktlich, wie er Schlag neun Uhr abends in die Wohnstube trat, wann er in den „Schwarzen Adler" oder „Raben" zum Abendschoppen gegangen war. Aber der Apotheker stand unter den fünf Menschen, die hier beisammen waren, nicht allein als Persönlichkeit da. Dies Geschlecht war zu stark, um sich auch nur mit einem einzigen Mitgliede einreihen zu können. Im guten Gegensatz zum Alten hatte die Mutter ein versöhnliches, nie mißgestimmtes Temperament. Der Alte warf mit den Türen; sie schloß sie leise und sorgfältig. Ihn kitzelte es, über die Komödianten von Zell durch das Heraufreichen eines Speckwurstkranzes den Sturm der Lächerlichkeit zu schütten; sie schickte den Leuten Fleisch und Gemüse, um eine mitleidige Wohltat an ihnen zu üben. Er weckte seine Tochter Ida mit einem Strahl Wasser aus dem Schlaf; sie sang ihre Kinder mit Liedern, die sie zur

Guitarre begleitete, ein. Eine feine, mütterliche Natur, die stets die Pflichten vor ihre Rechte setzte, und die darum zu ihren Rechten kam. Ihr reiches schönes Innenleben, durchsonnt von einer bunten Phantasie, formte sich oft zu kleinen Märchen, mit denen sie in ihren Kindern eine farbige Stimmung weckte. Sie war das wärmende Element im Hause, gastfrei, liebenswürdig, echt und vorurteilslos.

Das reine und starke Empfindungsleben dieser Frau ging besonders auf zwei ihrer Kinder über: auf Emma und den jüngeren Karl.[18]) Die beiden hatten ihren warmen, jeglicher Ironie abgeneigten Gemütshumor geerbt, der aufbaute und nicht niederriß und in ihnen eine Lebenskunst weckte, die sich an das Leben lehnte, ohne darüber die Zügel des eigenen Willens und der Persönlichkeit zu verlieren. Auch das absolute Pflichtgefühl, das der jüngere Karl später als Arzt in Waldshut bis zum Martyrium betätigte, und die innerliche, selbstlose Freude am Leben, besaß die Mutter vielleicht noch in höherem Grade als der Vater, der nie vergaß, auch auf seine Rechte zu pochen. Karl war unter diesen fünf eigenwüchsigen Charakteren gewissermaßen die Erfüllung des innerlich Gewollten eines jeden. Bei den andern blieb zur vollen Befriedigung ein Wunsch übrig oder ein Fehler in der organischen Gliederung ihrer Persönlichkeit. Bei Karl war alles zur Harmonie ausgeglichen. Die absolute Gutheit stand der absoluten Männlichkeit gegenüber, und beide schufen einen Charakter von untadeligem, ebenem Wuchs. Emma stand, was die Verteilung der Charaktereigenschaften von Vater und Mutter betrifft, zwischen beiden. Ihr war von der Mutter die sonnige Güte, das absolute, durch keine Laune zu beugende und bis zum Heroismus sich steigernde Pflichtgefühl und das feine Verständnis für alles Geistige überkommen, und vom

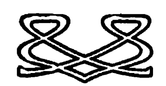
Vater das straffe Persönlichkeitsbewußtsein, das immer auch ein starkes Lebensbewußtsein ist.

Des Vaters Art war am meisten auf Ida übergegangen, auf „die kleine Cousine Ida mit großen, blauen Augen", die Scheffel in seiner dritten Epistel aus Säkkingen vom 2. Februar 1850 als Angehörige seines „Cousinensystems" erwähnt, und der wir im folgenden in seinen Briefen an Emma noch manchmal begegnen können.[19]) Ida war damals 17 Jahre alt, war ein hübsches, zierliches Geschöpf, klein, kokett und gescheit. Vielleicht weil der Vater seine eigene Natur sich in ihr aufbäumen fühlte, nur daß diese Natur sich in der Tochter mit all den Auswüchsen gab, die er im Laufe seines Lebens energisch ausgewetzt hatte, stand er Ida fremd gegenüber. Die leichte Ironie des Vaters war bei ihr zum Sarkasmus, seine Lebensfreudigkeit bei ihr zur Lebensspielerei geworden. Sie hatte Geist, aber sie verpuffte ihn und benutzte ihn zur Mine ihres Witzes. Eine ins Genialische herüberneigende Natur, der etwas von jenem Zigeunerblut beigemischt war, das noch heute in Zell umgeht. Ihr erster Satz, mit dem sie die neu eintretenden Gehilfen ihres Vaters empfing, war die tönende Frage an Emma: „Gelt, Emma, darüber sind wir uns einig: wir heiraten keinen Apotheker?" „Es wird euch auch keiner wolle!" brummte der alte Heim. Achtzehnjährig verlobte sie sich mit einem Offizier der Konstanzer Garnison, den sie leidlos verabschiedete, als sie meinte, daß er weniger nach ihr, als nach den Gulden ihres Vaters sah. Mit 24 Jahren wurde diese durch und durch selbständige Persönlichkeit, die sich bei ihren Allüren selbst in unserer mit extravaganten Erscheinungen nicht karg bemessenen Gegenwart zur Geltung gebracht hätte, europamüde, ließ sich ihr Vermögen auszahlen und ging nach Amerika — anno 1857! Nicht lange, so kam von ihr

folgender Brief: „Soeben habe ich mich verlobt. Da man's in Amerika nicht macht wie in Europa und sich zehn Jahre lang nicht heiratet, heiraten wir in zehn Tagen. Das nächste Schiff bringt die Bilder." Ihr Verlobter war der mecklenburgische Pastor Heinrich Staude, der 1848 mit seinen liberalen Ideen Kanzel und Heimat räumen mußte. Und nun brach als Frau und Mutter durch Idas scheinbare Lebensständelei ihr ganzer Charakter durch, der nicht minder das Erbteil ihres Vaters war, und der in dem Milieu von Zell und Freiburg, das ihrer großzügigen Art zu eng zur tieferen Entfaltung war, sich fast absichtlich zurückgehalten zu haben schien. Sie war eine Natur von bodenlosem Trotz, und wer ihre Achtung genießen wollte, mußte sie sich durch Geist und Charakter erzwingen. Amerika hatte aus dem heimatlosen mecklenburgischen Pfarrer Staude einen Mann von Stahl und Eisen gemacht. Der imponierte ihr, weil er sich ein Leben ohne Schema aufgebaut hatte, das dennoch gegen Wetter und Wind gestützt war. In Zell hatte sie jede geringste Mühe spöttisch abgelehnt, — jetzt rieb sie sich die Finger auf, übersetzte, gab Unterricht und schrieb Artikel, wenn durch Krankheit und Schicksale Not im Hause war. Im Mai 1895 ist sie in Troy (Neuyork) an der Influenza gestorben.

Auch Ida paßte mit ihrem exzentrischen Wesen sehr wohl in das Milieu der Apotheke von Zell. Denn jeder dieser fünf Menschen war mehr oder weniger über das gewöhnliche Maß einer Persönlichkeit, die gleich ihnen an verhältnismäßig enge Grenzen gebunden ist, hinausgewachsen. Das Wort Kleinstadtphilister paßt auf sie ganz und gar nicht. Viel eher ging die Behäbigkeit in der Stephanienstraße manchmal ins Breite. Da waren die Fenster halb geschlossen, weil die gedämpfte Unterhaltung im Hause den Lärm der Straße nicht vertrug, doch

in Zell zog Luft und Natur durch alle Räume. Im weitverzweigten Leben der Residenz und gerecht in allen Satteln litterarischer, künstlerischer und gesellschaftlicher Bildung, war es nicht schwer, eine Persönlichkeit zu werden. Die Heims in Zell aber wurden es im wesentlichen ohne jede Mittel, ganz aus sich selber heraus; sie gaben dennoch den andern nicht das geringste nach. Ein jeder hatte seine kerngesunde Weltanschauung, die er — und das ist das Wertvolle — später betätigte. Tatenmenschen, nicht Theorienmenschen waren sie. Die Pflicht war ihr in Fleisch und Blut übergegangenes Prinzip; die Pflicht, zur Sekunde und restlos ausgeübt. Dies Gefühl, das man das Lebensgewissen dieser Menschen nennen möchte, und das Emma Heim noch heute unvermindert besitzt, hat auf Scheffel immer stark und höchst beruhigend eingewirkt. Es gab seiner Liebe zu Emma das unerschütterliche Vertrauen; seiner ewig jung gebliebenen Liebe, die plötzlich und brennend aufstieg und sein Leben mit Licht und zielvollem Schöpferdrang erfüllte. Die Erinnerung an Karlsruhe war ihm im Alter eine Last, aber die Erinnerung an Zell am Harmersbach tat ihm wohl. „Beim Vorüberfahren an der Station Biberach schaue ich jedesmal links nach der Felswand, wo die Straße nach Zell abgeht, und denke der Zeit, wo mir dort ein schlankes M. in achtzehnjähriger Jugendschönheit zur Seite schritt," schreibt Scheffel im November 1871 an Emma. „So geht die Spur vergangener Menschengeschichten durch die Felder der Nachkommen, und es ist schön, wenn sie deß Acht haben," fügt der sinnige Konrad von Alzey hinzu.

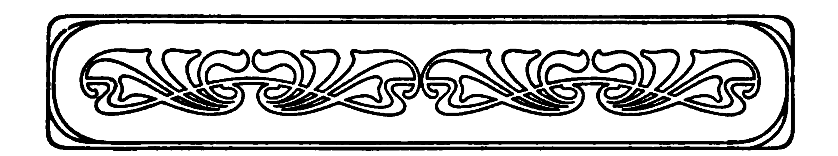


3.

Emma.

„Wohin auch die unstete Fahrt mich trieb:
Die stille holdselige Schwarzwaldlieb'
Bleibt doch das Schönste auf Erden." —

„Der Trompeter von Säkkingen":
Werners Lieder aus Welschland 11.



In der dritten Säckinger Epistel hatte Scheffel am 2. Februar 1850 geschrieben: „So sitz' ich neulich bei meinen Acten und denk' über einen schweren Fall von Zolldefraudation nach, und wie ich weiter denke, wird mir selber irgend ein fremdes Bündel Gedanken in den Schädel eingeschmuggelt, und wie ich mich recht umsehe, denk' ich nimmer an Zoll und Accise, sondern an meine verschiedentlichen Cousinen! Und da dacht' ich mit besonderer Hochachtung an die blonde Dame von Paris, der ich am Wolfsbrunnen zu Heidelberg im Rauschen des Quells und der Linden erklärt hatte, was das germanische Gemüt sich unter dem Begriffe „träumen" für eine unendliche Welt vorstelle, und die mir darauf höchst naiver Weise geantwortet: ‚oh que je puisse rêver avec vous!' und ich dachte ferner an die kleine Cousine Ida mit großen blauen Augen und so weiter . . ." [20]) Über Emma also kein Wort. Das sollte sich bald ändern, und nur zwei Jahre später hätten diese Sätze ganz anders gelautet.

Langsam kam Emmas Persönlichkeit zur Entfaltung. Sie hatte schon rein äußerlich nicht die graziöse Schmiegsamkeit der Schwester, war als Kind hochaufgeschossen, scheu und wild. Ungelenk und unfertig, blieb sie wenig beachtet, während Ida von allen Seiten verwöhnt wurde. Sie wurde überall zurückgestellt; jede Arbeit war für sie gut genug, und niemand sah die Ungerechtigkeit dieses Benehmens. Sie blieb sich selbst

überlassen, aber der Fonds von Persönlichkeit, der ihr gleich den beiden Geschwistern überkommen war, war zu reich, um sich zu verlieren. Er sammelte sich unter der Zurückhaltung und wurde zu innerem Widerstande gefestigt. Die Härten, die zu überwinden waren, stählten, und so löste sich aus allen Schlacken ein unendlich harmonischer und schöner Charakter heraus. Die innere Harmonie weckte die äußere: auch der Körper trat in blühende Entwickelung. Nicht lange, so war Ida überholt. Idas Charakter war oberflächlich, und erst der Strom der Welt mußte ihm Tiefe und Reife geben. Das geschah 1857, als sie nach Amerika ging. Aber da war Emma längst mit sich fertig, und derselbe Scheffel, der im Winter 1850 in der Trockenheit der Säckinger Amtszeit plötzlich an die „kleine Cousine Ida" denken mußte, schrieb jetzt an Emma: „Dich aber, liebe Emma, die Du Dich zu all meinen anderen Cousinen verhältst, wie die anliegende Ananas zu Zwetschgen und Holzäpfeln, bitte ich, mir gelegentlich wieder ein Lebenszeichen zu geben und gut zu sein Deinem getreuen Vetter Joseph." Das Blatt hatte sich gewendet. Es hatte sich längst gewendet.

Diese Umkehr der Dinge trat fast wie ein Wunder ein und hatte dazu die Liebe eines Dichters zur Begleitung. Am 17. Februar 1835 war Emma Heim in Zell geboren worden. Mit elf Jahren steckte sie der Vater, der den Zeller Schulverhältnissen nicht das Vollkommenste zutraute, zur Ausbildung ins Offenburger Kloster. Doch aus der Erziehung ward eine Verziehung, die so viel System hatte, daß sie die wild und in ungebundener Freiheit aufgewachsene Emma ins Gegenteil ihres bisherigen Naturells verkehrte und zur bigotten Frömmlerin machte. Der Aufenthalt in Offenburg hatte zwei Jahre gedauert. Emma kam zurück und fand zu Hause nicht die

pädagogische Konsequenz, die sie in ein leidlich vernünftiges Gleichgewicht hätte zurückführen können. Ida regierte, und Emma mußte sich damit begnügen, im Schatten der Schwester einen Platz zu finden. Da gab der Vater die innerlich vollständig Verwirrte mit vierzehn Jahren nach dem rheinhessischen Kettenheim in die Pension des protestantischen Pfarrers Pauli. Und hier geschah das Unerwartete. Unter einer sorgsamen und individuell nachspürenden Erziehung erhob sich jetzt Emmas bisher unterdrückte Persönlichkeit und zeigte ihre ersten bewußten Regungen. Die Natur holte körperlich und geistig in schnellem Tempo nach, was ihr Verziehung und Anlage bisher vorenthalten hatten. Als Emma sechzehnjährig das Pfarrhaus verließ, war Idas äußerliche Schönheit blaß neben der Holdheit der Schwester. Kein scheues Ausweichen mehr, sondern eine natürliche Grazie der Bewegung; der Körper in blühender Entfaltung; das Gesicht von Anmut und Jungfräulichkeit umflossen. Es war hell um sie. Starke braune Flechten umkrönten das Antlitz, aus dem die Augen groß und von innerem Träumen umfangen in die Welt blickten. Den Mund umzog eine herbe Linie; sie wies den Weg zu einem Herzen, das die Melancholie kannte. Aber die kräftige Gesichtsbildung zeigte das starke Lebensbewußtsein an, das in dieser kaum erblühten Mädchengestalt pochte. Schmale weiße Hände belebten den Reiz dieser Erscheinung, die aus dem gedrungenen Milieu der Apotheke von Zell völlig herausgewachsen war zu eigener, stolzer Schönheit.

So im Glanze sechzehnjähriger Jugend kam sie in den ersten Oktobertagen des Jahres 1851 Scheffel in die Mansarde geschwebt. Er hatte die Base lange nicht gesehen und von ihr als Kind, das sich in der Apotheke von Zell scheu in die Ecke drückte und im nächsten Augenblick die wildesten Sprünge

machte, keinen besonderen Eindruck zurückbehalten. Er, der um neun Jahre ältere, war inzwischen ein Mann geworden, der die Studentenzeit lange hinter sich hatte, der inzwischen in Offenburg Gewehr bei Fuß gegen die badischen Aufständischen gestanden hatte und mit Welcker in Schleswig-Holstein gewesen war, um sein deutsches Gefühl gegen dänische Gelüste einzusetzen, und der nun nach der eben vollendeten Säckinger Amtszeit zum ersten Male den Druck eines widerwillig aufgezwungenen Berufs fühlte. Eine Reise in die Graubündener Alpen war als tröstliches Äquivalent für die anderthalb Jahre, die er in Säckingen zugebracht hatte, unternommen worden; doch auch diese war beendet, und die Tage des Widerstreits mit dem Major waren angebrochen, ob es besser sei, sich als Künstler die ersten Sporen zu verdienen, oder in die sicheren Gleise der Juristenlaufbahn zurückzukehren. „Es gibt Tage," heißt's einmal im „Ekkehard", „wo der Mensch mit Jeglichem unzufrieden ist, und wenn er in Mittelpunkt des Paradiesgartens gesetzt würde, es wär' ihm auch nicht recht. Da fliegen die Gedanken mißmutig von dem zu jenem, und wissen nicht, wohin sie anhalten sollen, — aus jedem Winkel grinst ein Fratzengesicht herfür, und wenn Einer ein fein Gehör hat, so mag er auch der Kobolde Gelächter vernehmen." [21]) Diese Tage folgten sich jetzt in der Stephanienstraße in ununterbrochener Reihe. Der einzige Zufluchtsort, um die Fragen nach dem Kommenden mit sich allein abzumachen, war für den jungen Scheffel die Mansarde. Da trat hier oben zur rechten Zeit das Ereignis ein, das nicht bloß die augenblicklichen dunkeln Stimmungen erhellen, sondern seinen Sonnenglanz verschwenderisch über Scheffels ganzes Leben streuen sollte.

Emma war von ihrer Mutter aus Kettenheim abgeholt worden, und da der Weg über Karlsruhe führte, stieg man

bei Scheffels ab. Die Majorin hatte die Nichte zwei Jahre nicht gesehen und war entzückt von ihrer jugendlichen, frühlingsfrischen Erscheinung. Scheffel, der um diese Zeit seine Reisebilder „Aus den rhätischen Alpen“ beendete, saß in der Mansarde und arbeitete.[22]) Er schrieb die letzten Seiten: „Die Sonne schien warm und alpenvergnügt auf die Eislust herab, die sie mit ihren Strahlen nicht zu schmelzen, nur zu vergolden vermag, und sogar fremdartige Touristen wurden noch zu einem Ausflug in diese Höhen verleitet; ein Bienlein und eine Hummel kamen schüchtern zu uns heraufgeflogen. Colani der Führer, der in diesem Bergrevier wie zu Hause ist, erklärte selbst den Tag für ausgezeichnet, während er dagegen schilderte, wie eine Gletscherfahrt bei Nebel und Schneespuren eine ganz eigentümliche „Art der Wirkung“ auf den Menschen ausübe, so daß er mit Gewalt gegen das Gelüste ankämpfen müsse, sich auf das Eis niederzulegen und zu stillem Todesschlaf zusammenzufrieren.“[23]) Während er das schrieb, ahnte er nicht, daß ein Stockwerk tiefer eine Mädchengestalt saß, deren Erscheinung in der nächsten Minute eine Wirkung auf die „Eislust“ seiner eigenen Seele üben sollte, die man mit diesen Worten wohl in Einklang bringen konnte. Die Majorin hatte, um ihren Sohn mit dem vollen Eindruck von Emmas aufgeblühter Jugend zu überraschen, Emma die Treppe zur Mansarde heraufgeführt. Sie wußte, daß Josef arbeite und daß er dann unter dem Dachfenster sitze, den Rücken gegen die Tür gekehrt. Sie öffnete und trat ein, hinter ihr leise nachfolgend Emma. Scheffel erhob sich nicht, weil hier oben außer der Mutter und Marien kein Besuch zu erwarten war. Es sei eine junge Dame unten, die Schwester seines Freundes Eggers, die ihn auf der Durchreise nach Schleswig-Holstein gern begrüßen möchte, sagte die Majorin zu Scheffel. Jetzt stand er auf und sah nun im ganzen

Zauber ihrer Jugend Emma vor sich: „Ach, das ist ja die Emma!“ Weiter wurde hier oben nichts gesprochen. Er hatte sie im Gedächtnis als das vierzehnjährige unscheinbare Kind, das in der Apotheke von Zell die Arbeit verrichtete, während Ida strahlend umherflanierte, und nun diese Erscheinung!

„— — — — war's die Sonne,
Die sein Auge jäh geblendet?“ [24])

Die erste Einwirkung dieses Ereignisses, das Scheffels Persönlichkeit in ihrem Grunde erschütterte, war eine gehobene Freude. Er fühlte allen Sturm und Drang eines starken, durch ein großes Gefühl plötzlich zur Höhe gejubelten Lebensbewußtseins in sich. Sein Leben hatte eine neue Frage gewonnen; eine Frage, die zum erstenmal mit einer ganz tiefen, aus dem Innersten steigenden Empfindung verbunden war. Die Bedenken, wie er sich nach den Forderungen des Vaters künftighin das Leben einzurichten habe, konnten ihn dauernd nicht bewegen und verstimmen, weil er genau wußte, daß er sich im gegebenen Augenblick zu eigenen Wegen besinnen würde. Da brachen zeitweilig höchstens der Unwillen und der Zorn des um das äußere Leben kämpfenden Künstlers durch. Jetzt aber übertönte alles plötzlich die Melodie eines Innenlebens, die das Wunderbild der aus Kettenheim mild und schön heimkehrenden Emma geweckt hatte. Unter der Erinnerung und Sehnsucht nach dieser Mädchengestalt, die Wünsche und Ideale von unendlicher Reinheit in ihm aufstehen ließ, klärte sich Scheffels Leben ab und gewann an Tiefe. Seine Persönlichkeit verinnerlichte sich. Da war es natürlich, daß sich unter dieser wie das Beste und Edelste behüteten Liebe seine Natur immer sensitiver zuspitzte, und daß die Kämpfe um das äußere Leben nunmehr tiefere Wunden zurückließen als früher. So



Miniature von EMMA HEIM

1853

Nach einer Daguerreotypie

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

formte sich hier zum ersten Male tiefinnerlich und künstlerisch bedingt, jene Empfindung, die bei Scheffel höchsten positiven Wert besaß und in ihm den großen Inhalt Kunst mächtig emporzauberte: die Melancholie. Wohl lag sie schon früher in seinem Wesen begriffen, aber unaufhörlich und wie ein Stück der eigenen Natur durchflutete sie ihn erst, nachdem das größte Gefühl seines Lebens, die Liebe zu Emma, über ihn gekommen war. Das Erlebnis in der Mansarde wirkte bestimmend auf Scheffels Kunst und Leben ein. Dies ganze Buch soll davon erzählen.

Die Apothekerin und Emma, denen sich inzwischen Ida beigesellt hatte, blieben acht Tage in Karlsruhe. Man zerstreute sich, und machte Besuche, sprach über den im Sommer eingetretenen Tod der alten Großmutter Krederer und ging abends mit dem Dichter ins Theater. Es gab Auerbachs „Lorle". Emma konnte sich vor Rührung nicht fassen, und Scheffel, der hinter ihr saß, beschwichtigte: es wäre alles nicht wahr, was da auf der Bühne vor sich ginge. Ein paar Tage darauf im „Freischütz" war es besser. Die Tage verstrichen heiter und in frischem Übermut. Die verschiedenen Gattungen Humor und Geist, die sich trafen, erzeugten eine Lebendigkeit von dauernder Stimmung. Auch die Freunde des Dichters kamen. Bingners Adrian kannte die beiden Cousinen noch nicht, und Scheffel stellte vor: „Das hier ist meine Cousine Ida, und das hier ist — mehr als Cousine." —

Heims gingen, und die Mansarde öffnete sich wieder. Nicht lange nachher war ein Vetter aus Laufenburg in der Stephanienstraße eingekehrt, ein Sohn des Fürsprechs Wilhelm Heim in Großlaufenburg, der bei dem Onkel in Zell als Lehrling eintreten sollte. Ihm gab der Dichter am 20. Oktober 1851 den folgenden Brief an Emma mit:

Offener Brief des Dr. Scheffel an seine schöne Cousine Emma zu Zell.

Carlsruhe, 20. October 51.

—. Aus diesem Grunde ist es schwer, wenige Tage nachher Etwas Vernünftiges zu schreiben.

Ich möcht ein Lied ersinnen
Das jenem Abend gleich
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild u. weich.

Daher ists wohl am geeignetsten, ich schliesse itzt diesen bereits unverhältnißmässig lang gewordenen Brief. Ich bitte mich dem verehrten Elternpaar und der strahlenden Schwester Ida zu empfehlen, — selbst aber in allen Wechselfällen des Lebens die grosse Wahrheit nie zu vergessen, daß es leichter ist, einen zerrissenen Strumpf wieder zu flicken, als ein zerrissenes Herz. Somit Gott befohlen!

Joseph Sch.

Tiefe Leidenschaften sind keine tönende Schelle. Der Brief ist kurz, aber er sagt genug, und wie er es sagt, mit dem melancholisch verbrämten Humor, der scheu ein paar Geibelsche Verse zu Hilfe ruft, um die eigene Stimmung zu überdecken, das ist ganz nach Scheffels Art.[25]) Der Brief ist der erste in der langen Reihe seiner Briefe an Emma, die bisher in verschlossener Lade ungehoben und unverwelkt gelegen haben. Ungehoben, weil die Frau, an die sie gerichtet sind, in ihnen den schönsten Inhalt ihres Lebens beschützte, und unverwelkt, weil eine Dichterliebe und ein Dichterleben aus ihnen erblühen. Das „zerrissene Herz" hat sich nicht wieder flicken lassen. „Ich habe oft Heimweh nach Dir, aber ich klage nichts mehr. Das Leben ist oft grausam," schrieb der Dichter zwei Jahre vor seinem Tode an Emma, und zur selben Zeit schickte er ihr „einen

Kuß aus alten Zeiten" und das unzerbrechliche Bekenntnis, daß er sie „immer lieb habe, bis zum Schluß". Und ergreifend ist's, wie Scheffel den Oktobertag nie vergessen kann, an dem ihm Emma im Glanze sechzehnjähriger Jugend in die Mansarde geschwebt war: „Wir leben einen sehr einsamen Winter," schreibt er ihr am 19. Januar 1868 von Karlsruhe aus nach Petersburg, „ich aber muß hier aushalten, ob's mir gefällt oder nicht . . . Um so lieber weilen die Gedanken in den sorglosen Tagen heiterer Jugendzeit, und wenn ich Deiner denke, sehe ich Dich noch immer im Glanze siebzehnjähriger Jugend, nach vollendeter Pension oder Pfarrhauserziehung von Kettenheim kommend, von meiner seligen Mutter geleitet, in der Tür der Mansarde, wo ich damals unter Büchern aufschaute und fühlte, daß dieser Anblick, wie man zu sagen pflegt, — mir einen Riß gab!" Und noch den Alternden beschleicht dies Erlebnis wie ein stilles Glück, das nun vom goldenen Hauche der Erinnerung umweht ist: „Ich freue mich unendlich, daß uns das nächste Jahr Aug in Aug, Herz an Herz finden soll, dann geht der Jugendtraum von der schlanken Emma, die aus Kettenheim zurückkehrend, des Meister Josephus Herz im Sturm erobert hat, in späte aber herrliche Erfüllung," heißt's in einem Briefe vom 13. Dezember 1873. Und ein Jahr vorher hatte er ihr nach Salzburg geschrieben: „Je eher ich Dich wiedersehen darf, desto erfreuter werde ich sein . . . gedenke, daß ich in meinem Mansardenstübchen noch täglich mich erinnern kann an jenes erste Hereinrauschen meiner in stolzer Jugendschöne prangenden, damals vom Pfarrer in Kettenheim heimkehrenden Emma. Und der Refrain von allem: Es wär zu schön gewesen . . . gilt für uns nicht, denn wir sind uns gut, wie Menschen sich gut sein können." —

Das kleine Zell lag mit einemmale glänzender als je

vor Scheffel da. Wie der junge Goethe auf dem alten Fischmarkt von Straßburg sein Pferd zum Ritt nach Sesenheim gesattelte, so raffte jetzt der junge Scheffel sein Bündel zur Fahrt nach Zell am Harmersbach zusammen. Die fünf Menschen dort konnten dem Alltag pfiffiger ins Gesicht lachen, als die Andern. Da ist in solchen Tagen vom Biberacher Bergrücken, der Ruine Geroldseck und vom Gengenbacher „Bergle" herunter manch sorgenbrechender Schrei und manch ein Lied ins Tal geklungen. Der Apotheker war kein Spielverderber und stützte die Fröhlichkeit mit seinen besten Flaschen. Der Mutter sinnige Art leitete Spiele ein; allerlei Neckereien gab's, und Ida fuhr mit ihrem Witz dazwischen. Gleich Anfang November, vier Wochen nach dem Erlebnis in der Mansarde, war Scheffel nach Zell gefahren. Er konnte nicht lange bleiben, da sein Freund Eggers, der um dieselbe Zeit durch Karlsruhe kam, ihn begrüßen wollte. Wie die Stimmung in ihm nach diesem Besuche aussah, das zeigt der zweite Brief an Emma, der uns auch im allgemeinen über die damalige Stimmung in der Apotheke einiges mitteilt. In seinem ersten Briefe hatte Scheffel zur Deckung der Gefühle ein paar Geibelsche Verse für nützlich befunden; hier im zweiten Briefe verschanzte er sich hinter dem Namen des Historikers und Geheimschreibers Karls des Großen, Eginhard, der angeblich die Tochter des Kaisers, — Imma, liebte. Timide de coeur:

Carlsruhe den 25. Novemb. 1851.

Hochpreisliche Emma,
Theuerste Cousine!

Ohne in den Styl des Kanzleiraths Eginhard zu verfallen, werde ich mich bestreben, Dir heute möglichst vernünftig zu schreiben.

Wenn all meine Gedanken seit jenem Sonntag, wo ich schnellen Abschied nehmen mußte u. Du so heldenmüthig ein ganzes Glas Champagner getrunken hast, aufgeschrieben wären, so bekämst Du diesmal statt eines Briefleins ein paar Leiterwägen mit Acten — ähnlich denen, die die weiland Reichsstadt Zell beim Reichskammergericht in Wetzlar liegen hatte.

Zum Glück für Dinte und Papier hats aber keine Feder erlauscht, wie oft Deines Vetters Gedankensystem seither ins Kinzigthal — u. bei Biberach links um die Ecke geflogen ist, u. deshalb bleibst Du mit aller Literatur verschont. Dagegen bin ich ein ehrlicher streng rechtlicher Mann u. halte den Grundsatz fest, daß Schulden dazu vorhanden sind, um bezahlt zu werden — was freilich bei Studenten, Officieren u. A. nicht allgemein anerkannt ist; derohalben habe ich mich sofort nach meiner Rückkunft erinnert, daß ich tief in die Schuld der beiden holden Schwestern zu Zell verstricket bin. U. da ich aus einigen hochpreislichen Andeutungen von Dir zu entnehmen glaubte, daß Du nicht ungnädig es aufnehmen würdest, wenn ich behufs der Abtragung des leichtsinnig verscherzten Vielliebchens, anstatt einer sinnigen Sammlung deutscher Poemata, etwannen des „Buchs der Lieder" oder des „Amaranth", (so ich eigentlich vorhatte), Dir eine schwache Zeichnung eigener Kunst zu Füssen legen würde: so setzte ich mich sofort hin u. hab es leider nicht weiter gebracht, als zu beiliegendem schwarzwälder Hirtenstillleben, was eigentlich nicht mein Fach ist, aber aus besonderer Distinction der Veranlassung mir nicht uneben zu sein schien, — u. weil es mir schließlich doch zu wenig gelungen vorkam, erlaubte ich mir noch darunter zu setzen „j'y pense!" was eigentlich der welschen Sprache entnommen ist, auf Deutsch aber heisset, „ich denke dran" — u. wollte damit sagen: „Hochpreisliche Cousine, so Euch Etwas Mangelhaft an der Malerei Eures gehorsamen Vetters erscheinet, so laßt es als Milderung gelten, daß seine anmuthigsten Gedanken um ihn geschwebt sind, als ers an-

fertigte, u. daß sothanermassen seine Hand etwas unsicher u. sein Farbensinn etwas blaß geworden sein mag —."

— Leider wird meine Schreibart wieder etwas eginhartisch, was neben Anderm zu den wunderbaren Wirkungen der Erinnerung an Dich, Hochpreisliche, gehört.

Nimms also in Gnaden auf; wenn ich einmal Was Schöneres ersonnen hab, tausch' ich die 2 Hirtenkinder wieder ein.

Die etwas finstere Landschaft ist meiner insonderheit hochverehrten Cousine Ida bestimmt, um mein Versprechen eines Albumblattes zu lösen. S' ist ein Stück aus den Graubündtner Alpen — der grosse Schneeberg heißt Rhaeticon oder Scesa plana, ich bin letzten Herbst dort vorbeigewandert. Bei der Ausführung in Farben ist meine Schwester Marie auch Etwas betheiligt, mit der ich überhaupt schon manches Bild gemeinschaftlich ausgedacht habe.

Vielleicht überzeugt sich meine Cousine Ida aus dieser Skizze, daß in noch weit unwirthsameren Gegenden Menschen wohnen, als in der Reichsstadt Zell am Harmersbach, gegen die Ihr beide so undankbar seid.

Was mich betrifft, so lebe ich als Einsiedler in meiner Dachstube, habe, wie gesagt, viel schöne Gedanken, von denen „Niemand Nichts nicht weiß" u. habe die Malice auf meinen lieben Freund Eggers noch immer nicht verwunden, daß er gerade in Carlsruhe eintreffen mußte, um mich von Zell abzuberufen — u. zwar nur für ein paar Stunden, denn am Montag Vormittag ist er unerbittlich abgereist. Ich wäre fast wieder per Eisenbahn landaufwärts gereist, aber —.

Bei dem Ende sich nahendem Briefpapiere habe ich Dich noch zu bitten, Deinen verehrten Eltern meinen herzlichen Dank für Aufnahme u. Gastfreundschaft, die mir zu Theil wurde, zu vermelden. Ich — sowie meine Schwester u. die Meinigen Alle schicken die freundlichsten Grüsse nach Zell —. Ich hoffe, daß Dein Bruder Carl inzwischen klar darüber ist, ob seine Weintrauben von Cephalonien oder Patagonien waren,

grüsse ihn ebenfalls u. füge noch hinzu, daß ich glücklich sein werde, wenn meine hochpreisliche Cousine Emma sich hie u. da mit Herablassung erinnert, ihres in Ehrfurcht „ersterbenden" Vetters

Joseph.

Unbesorgter Laune Kind ist dieser Brief. Unbesorgter Laune Kind auch das schwarzwälder Hirtenstillleben, das ihm beigegeben war. In bunten Farben gezeichnet, liegt auf dem Bilde ein Hirtenbub einem Hirtenmädchen zu Füßen, das eben dabei ist, den Buben zu bekränzen. Ein Ziegenbock im Vordergrunde scheint das wehren zu wollen, „aus besonderer Distinction der Veranlassung": er stellte den Rivalen des Hirtenbuben vor, einen rheinhessischen Referendär, den Sohn des Pfarrers Pauli, dem die in Kettenheim aufgeblühte Emma auch zum Erlebnis geworden war. Aber die Eifersüchtelei war nicht groß, obgleich der junge Heinrich Pauli, noch bis ins Jahr 1853 hinein zwischen Kettenheim und Zell als werbender Liebhaber herumspukte. Die Szene des Bildchens ist der Abhang des Gengenbacher „Bergle". Stunden heitersten Selbstgenügens gingen hier oben hin. Der Blick verlor sich weithin in die Ebene, der Rhein trat spiegelnd hervor, und der Turm des Straßburger Münsters stieg aus dem Nebeldampf. Das Herz empfand die Ruhe der Befriedigung. Eine Liebe ward hier begründet, die kein Schicksal zerbrechen konnte, so oft und stark es auch dran rüttelte. Eine Dichterliebe, die in diesen Tagen noch ohne die wilde Sehnsucht nach dem Verlorenen war. Keine grimme Melancholie schoß auf, kein Zerquälen riß am Fühlen und Denken. Denn noch rankten sich Hoffnungen um sie.

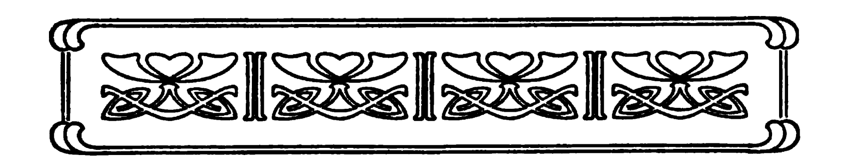


4.

Der Trompeter von Säkkingen.

„Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.“

Goethe an Zelter, 4. August 1803.



Das Jahr 1851 ging in Karlsruhe mit „Petarden und Pistolenschüssen“ zu Ende. Scheffel war wieder „im Dienst“: er war am 9. Dezember als Volontär beim Bruchsaler Hofgericht eingetreten. Die anderthalb Jahre in Säckingen hatten sich ertragen lassen.[26]) Doch jede Wiederholung einer aufgezwungenen Tätigkeit verdoppelt ihre Lasten und kehrt nur das Negative der Leistung hervor. Beengt, eingeschnürt kam er sich in Bruchsal vor. Der Geist drohte zu ermatten und das Gefühl abzustumpfen. Unbehagen außen und innen; alles ging ihm zuwider. Er hatte sich kurz vorher in Heidelberg noch einmal von dem jäh wie eine Flamme aufschießenden Geist und Witz des „Engeren“ durchschüttern lassen. Wie einen Talisman wollte er die Erinnerung an diese Stunden bei sich tragen. Doch die Erinnerung ist nicht das Leben selbst. Mit einem „Gefühl unendlichen Ekels“ tat er seine Pflicht. „Die ganze lebensfrische Anschauung der Dinge wird durch dieses ewige Aktenlesen — durch diese Hantierung mit Tinte und Feder demoralisiert. Ich halt's nicht mehr lange aus und bin schier im Begriff, meinen Glauben an die Rechtswissenschaft selber zu verlieren. Ich stehe hier ganz allein, — niemand kennt oder versteht mich, Erfahrung und Menschenverachtung hat mich selbst schweigsam, mißtrauisch, spürnasig gemacht“ — schrieb er damals an Schwanitz.[27]) Er kam zu Weihnachten nach Karlsruhe, und hier umflogen ihn noch heftiger die Erinnerungen. Was heiter an ihnen war, zerdrückten jetzt

die Lasten eines lähmenden mechanischen Berufs und die immer nachdrücklicher werdenden Auseinandersetzungen mit dem Major. So wurden unter dem Hauche des Alltags die Erinnerungen zur Sehnsucht. Als fördernde Gelegenheit kam hinzu, daß das alte Jahr zu Ende ging und ein neues begann. Mit der Malerei, zu der es ihn trügerisch drängte, war in diesem Jahre wieder nichts geworden. Der Zukunft war kaum zu trauen — und der Liebe? Jeder Schmerz zeugt Zweifel an das Leben. Der folgende Brief, den Scheffel in der Neujahrsnacht von 1851 auf 52 an Emma schrieb, drückt diese Stimmungen deutlich aus. Wiederum mußte der „Kanzleirat Eginhard" das Papier gegenzeichnen, und — „meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie":

Carlsruhe, den 31. Dezember 1851.
Mitternacht.

Hochpreisliche Cousine!

Eben läuten die Glocken, u. mit Petarden u. Pistolenschüssen wird das neue Jahr begrüßt, u. möglicherweise befinde ich selber, ohne zu wissen wie u. warum, mich bereits im Jahr 1852, von dem so Mancher Manches hofft, träumt, — u. sicherlich nicht findet.

Bei solchen Zeitabschnitten pflegt der Mensch in sich zu gehen; er fragt sich: wozu bist Du eigentlich auf dieser Welt — diesem Chaos von Verwirrung? — Dergestalt habe auch ich, am Schluß des Jahres, mich ernstlich gefragt, — u. bin mir klar darüber geworden, daß ich nicht um schnöden Jubels oder Tanzens willen zur Zeit existire, — wiewohl ich zu Bruchsal auf der Reserve, u. zu Carlsruhe auf dem Museum sattsam Gelegenheit gehabt hätte, mich eines Narrentanzes zu erfreuen;

sondern

sondern —

daß ich zur Zeit, in dieser ersten, ahnungsvollen, bedeutsamen Stunde des neuen Jahrs wohl keine geeignetere Aufgabe zu erfüllen habe, als meiner stolzen Cousine Emma zu diesem verhängnißvollen Jahr meine Glückwünsche zu Füssen zu legen.

Dies thue ich hiemit.

Der Himmel möge Dir viel gute Tage bescheeren u. Dich, wie der alte Hebel sagt, in lauter Zuckerbrot einwickeln. U. wenn Du im Lauf des Jahrs Deinen Vetter Joseph auch vergessen u., wie's im Geschäftsstyl heißt, ad acta verweisen wirst, so muß er sich's halt gefallen lassen.

Im Uebrigen gelten meine Glückwünsche dem ganzen Haus Heim in Zell, u. der holden Schwester Ida. U. ich bin zwar zur Zeit in Bruchsal (wo das Leben für Einen, der nicht, wie meine Cousine Ida auf Eroberungen ausgeht, furchtbar einsam ist) aber ich mag Dir von dieser schönen Stadt nichts weiter erzählen.

Bhüet Di Gott im neuen Jahr.

Sich zu Huld u. Gnade empfehlend

Joseph Eginhard Scheffel.

Der Brief kam eingerissen in Zell an. Am Neujahrsmorgen, als der Bote ihn mitnehmen sollte, sah Marie, wie der Bruder eben dabei war, ihn zu vernichten. Sie rettete ihn noch rechtzeitig und fügte ihm die Worte an: „Meine liebe Emma! Daß dieser schöne Brief beinahe das Schicksal gehabt hätte, zerrissen und vernichtet zu werden, das wirst Du bereits bemerkt haben. Der Anfang dazu war schon gemacht. Joseph hat nämlich, als er den anderen Morgen in nüchterner

Stimmung überlesen, was er in mitternächtiger Stunde geschrieben, gefunden, der Styl sei des Geheimschreibers Eginhard nicht würdig u. in diesem Gefühl wollte er d. Blatt nicht in Deine Hände gelangen lassen. Ich kam gerade zu ihm in seine Dir bekannte grüne Stube als das Werk der Zerstörung vor sich gehen sollte, u. konnte den Brief gerade noch vor gänzlicher Vernichtung bewahren. Denn ich dachte, einen anderen schreibt er doch nicht, u. dann ist's doch besser Du erhälst diesen als gar keinen. Du siehst daraus wenigstens, daß er in der feierlichsten Stunde des Jahres Dein gedacht u. wenn der Styl auch manches zu wünschen übrig ließe, so schreibst Du das auf Rechnung des Punsches, den wir vorher getrunken hatten."

Alle diese Zustände: die alles vergällende Amtstätigkeit in Bruchsal und die Liebe zu Emma wären ohne historisches Interesse, wenn sie Scheffel die Lebensenergie genommen und seinen Dichtergeist geschmälert hätten. Aber das vermochte Bruchsal so wenig, wie es vorher Karlsruhe und Säckingen vermocht hatten. Scheffel war eine abwartende Natur, die sich nicht mit klirrenden Waffen und lautem Gelächter aufbäumte, sondern die von zielsicherem Standpunkte aus die Dinge betrachtete und dann ihre Konsequenzen zog. Es stand jetzt bei der Bruchsaler Erfahrung und dem Bewußtsein, daß seine Liebe zu Emma „unter sothanen Lebensverhältnissen" auf bodenlosem Fundamente ruhe, in ihm fest, daß nur Biegen oder Brechen die Losung und Lösung sein könne, daß es „im Dienst" nicht länger gehe, und daß zur Rettung des Innenlebens und der künstlerischen Pläne die Reise nach Italien, die schon seit der Studentenzeit her jährlich zur Diskussion stand, endlich vorgenommen werden müsse. Sein episches Element war dabei unbewußt auf einen falschen Weg, auf den der Malerei geraten. Niemand im Elternhause und im Freundeskreise glaubte da-



Handzeichnung Scheffels

mals bei Scheffel an den Dichterberuf; auch er selber nicht. Er suchte mit Marien, die ein beweglicheres malerisches Talent hatte als der Bruder, die Umgegend Karlsruhes auf, um zu zeichnen und den Farbensinn zu üben; er brachte von seinen Reisen zahlreiche Skizzen heim; er blieb auf den Spaziergängen mit Emma am Wege stehen und zeigte ihr, daß dies und das ein gutes Bild gäbe, wenn man malerisch richtig Stellung dazu nehmen würde. Er hatte in der vergangenen Neujahrsnacht an Emma geschrieben, daß der Mensch in solchen Stunden in sich zu gehen pflege und sich frage: „wozu bist du eigentlich auf der Welt, diesem Chaos der Verwirrung?“ Und er schrieb einen Tag darauf genau dieselben Worte an Eisenhart nach München.[28]) Er arbeitete mit sich in dieser Zeit, schob das innere Drängen den äußeren Verhältnissen zu und stand auf dem Sprunge, aus ihnen herauszusetzen, ganz gleichgiltig wohin. Der schaffende Künstler war erwacht. Die ersten Folgen schöpferischer Regungen aber sind das Heranwachsen des festen Willens, der eigenen Persönlichkeit den Weg freizumachen. Denn das Genie trägt die Waffen zum Schutz seines Wertes selber in sich. In Bruchsal war der gegebene Boden, zu ihrem Gebrauche gereizt zu werden.

Was die Herbheit milderte, waren der Humor und die Erinnerungen. Zell, Gengenbach und dazu das hochstirnige Mädchen, das dort den ganzen Jubel seines Herzens weckte, spielten in die Bedrängnis hinein. In Zell stand die Apotheke des alten Heim, und in Gengenbach hatten außer Scheffels die Zimmermanns, Emmas Großeltern mütterlicherseits, ihren Stammsitz. Johanna Zimmermann hatte hier den Apotheker Heim geheiratet, und ihre Schwester Antonie war die Frau des Apothekers Eduard Stein, der später Bürgermeister des Städtchens wurde, das noch heute mit seinen beiden alten spitztürmigen Stadt-

toren, seinem geschmackvollen Rathaus und dem massigen Bau des ehemaligen Benediktinerklosters ein Städtebild von eigenem, ausdrucksvollem Reize ist. Sorglose Stunden hatten Scheffel und Emma hier durchscherzt. Man hatte von den Fenstern des Rathauses dem Getriebe des Marktes zugesehen und war durchs linke Stadttor ohne schwere Gedanken aufs „Bergle" gestiegen. Der folgende Brief spricht davon und zeigt uns die Liebe des Dichters in neuem humordurchwärmten Lichte. Ein Ironiker hätte beim Erfassen der Gegensätze, wie sie hier im Augenblick gegeben waren, alle Register seines Spottes gezogen. Die triste Tätigkeit als Bruchsaler Hofgerichtssekretär stand dem hellen Scheine der Liebe gegenüber. Scheffel, der Stimmungsbildner, formte daraus ein Erlebnis, das, so grundpersönlich es war, die Grenze des Episodischen überschreitet und zum Gefühle wird. Ganz persönlich ist nur der Nachtrag des Briefes geblieben, aber auch er zuckt in den zwei Strophen, die ihm eingestreut sind, zur allgemeinen Menschlichkeit auf. Der Brief lautet:

Bruchsal 14. Febr. 1852.

Wie der Vetter Joseph einen rechtsgelehrten hofgerichtlichen Vortrag
anfertigen wollte u. wie daraus schließlich dieser Brief an seine Cousine Emma geworden ist.

Selbiger Vetter haust bekanntlich zur Zeit in Bruchsal u. ist Schreiber beim Hofgericht. Bruchsal aber ist eine schöne Stadt, im Hintergrund steht das Zuchthaus. So Einem Menschen auf der Strasse begegnen, sind's gewöhnlich Hofgerichtsräthe oder Dragonerofficiere. Unter letztern gibts übrigens schöne Leute, u. Einer hat einen blonden feinen Schnurrbart, u. so liebe treue Augen — Dies gehört jedoch nicht hierher; sondern zu andern Acten.

Am 14ten Hornung aber war ein nebelgrauer Tag; Regenwolken hiengen über der Cafégasse. Die Cafégasse hat für den bewußten Vetter eine besondere Bedeutung.

Nicht zu Rom im Vaticane
Nicht zu London in der City
Zu Paris nicht am Quai d'Orsay
Sondern in der Cafégasse
Nummro elfe wohnt derselbe.

U. zwar saß er damals an einem runden Tisch, u. viel liebliche Actenstösse lagen um ihn, u. das Tintenfaß schaute ihn so freundlich an, es lag etwas Verführerisches im Blick dieses Tintenfasses, als wolle es sagen: Lieber Vetter, Du bist lange müssig gegangen, hast viel Bruhreiner Wein in den letzten Tagen getrunken, hast in Heidelberg Gesellschaften mitgemacht, in die Du gar nicht eingeladen warst — schaff auch wieder einmal Etwas. Der Vetter aber dachte an seine Acten, die ungelesen, unstudirt da lagen, (— er behandelt die Acten überhaupt wie ein Stiefvater) er gieng in sich, u. schnitt vorläufig eine Feder. Er wollte arbeiten. Muthig griff er den ältesten Fascikel heraus, der schon schier 6 Wochen so schnöd vernachlässigt war, er wollte aber einen Vortrag darüber anfertigen, der dem ganzen Collegium imponiren sollte. Und der Gegenstand war so schön — war des „Schweisses der Edeln werth." In Untersucherungssachen gegen Löb Aron Rothheimer u. Veitel Bensinger von Gondelsheim wegen Fleischaccisdefraudation."

Waih geschrieen! As ich seyn ä armer Jüdd! Der Vetter studirte mannhaft, eine Seite nach der Andern, schlug viel Verordnungen und Gesetze nach, die Verwicklungen lösten sich, die Sache ward klar und immer klarer, die Strafe war ausgemessen. Aber die Gedanken sind eine ganz besondere Gattung geschöpfe. Sie traben oft so ruhig am Fuhrwerk,

in dem der Geist sitzt, daß man glaubt, sie könnten nur Schritt fahren, u. auf einmal — der Passagier hält oft die Zügel lässig — werden sie scheu u. fort gehts hurrah! in sausendem Galopp, daß Roß und Reiter schnoben u. Kies u. Funken stoben. Wie dies mit besagter Fleischaccisdefraudation zusammenhängt, wird sich später zeigen.

Der Vetter wollte seinen Vortrag niederschreiben. Zuerst kommt die Rubrik. Er schrieb: „In Untersuchungssachen gegen Löb Aron Rothheimer u. seine Cousi — — halt! Das Kreuzmillionendonnerwetter soll die Feder verschlagen, was will die für eine Rubrik schreiben?

Item es fieng gut an. Also corrigirte der Vetter das Rubrum nach Maßgabe der Acten u. schrieb weiter: Thatbestand:

„Als im Monat November vorigen Jahrs zu Gengenbach" — halt an! „„Heiliges Gewitter was schreib ich für Zeug, Gondelsheim solls ja heissen!"" Also nahm der Vetter seine Feder, tauchte sie im Zorn tief ins Tintenfaß, u. wollte das Wort Gengenbach mit breitem Federstrich austilgen.

Wie er aber ansetzte, u. streichen wollte — da wards dem Vetter gar sonderbar zu Muthe u. er dachte: „Was hat Dir denn eigentlich das Wort Gengenbach zu Leid getan? Hast Du nicht in Gengenbach dazumal das Röslein jung, das schlanke Reh, Deine schöne Cousine Emma getroffen? u. bist Du nicht in Gengenbach mit ihr unterm Thor gewandelt, dazumal, wo Du den besten Gedanken in Deinem Leben gehabt hast?[29]) Und ists nicht auf dem Gengenbacher Bergle gewesen, wo Du so vergnüglich in die weite Welt hinausgeschaut hast u. es in Deinem alten Schreiberherzen geklungen und gesungen hat, wie eitel Musik? — U. wars nicht in Gengenbach, wo Du in der Fensternische vom Rathhaus gesessen bist — u. hast Dir nichts Anderes gewünscht, als immer zuzusehen, wie sie mit ihrem Medaillon spielt? und so weiter. . . ."

U. der Vetter ließ die Feder sinken und strich das Wort Gengenbach nicht aus. An seinem Vortrag hat er auch nicht weiter geschrieben. Er soll vielmehr lang vergnüglich da gesessen u. nichts gethan haben, als gepfiffen u. zwar die Melodie von Geibels Spielmanns Lied; die er übrigens regelmäßig falsch pfeift. Singen kann er bekanntlich nicht, sonst hätt er wahrscheinlich gesungen. Die Untersuchungsacten schmiß er unter den Tisch.

Wie sie aber drunten in der Ecke lagen, da regte sichs in den Blättern u. klar u. in unzweideutigem Dialect sprach eine Stimme aus ihnen:

„Gott der Gerechte! Waih geschrieen gestrenger grauser Herr Hofgerichtssekkertär! aß sich der Löb Aron Rothheimer u. der Veitel Bensinger von Gondelsheim der Ihne Ihrige Fräule Cousine schienstens lasse empfehle, aß sie für heut sein gebliebe ungestroft!"

Um seiner Cousine die Empfehlung dieser beiden Herren nicht vorzuenthalten, hat der Vetter hernachmals diese Epistel abgefasset. Es bleibt ihm nur übrig seine eigenen Empfehlungen beizufügen; außerdem grüßt er das ganze Haus Heim herzlich. In der Post dahier hat er neulich einen Holländer getroffen, der sich sonderbarerweise nicht nur nach den Fabrikverhältnissen von Zell sondern auch nach meiner holden Cousine Ida erkundigte. Der Vetter aber hat dem Mynheer nicht recht getraut u. ihm gesagt, sie sei leider bucklig geworden. Den Namen des Kerls hat der Vetter vergessen — er soll übrigens Besitzungen in Java haben u. seine erste Frau war eine Chinesin.

Nachtrag.

Da sich dies 4te Blatt billig darüber beklagen könnte, daß es nicht auch wie seine 3 Vorgänger, von des Vetters Feder verschönert wird, so will er noch ein paar Lückenbüsser herschreiben.

1) Aus des Vetters juristischem Tagbuch.

„— — u. überhaupt führt ein vergleichendes Studium des deutschen Gerichtswesens zu dem unleugbaren Resultat, daß in den deutschen Ländern des linken Rheinufers die Gefälligkeit der Form, die Gewandheit in Behandlung auch schwieriger Fragen, überhaupt ein juristischer Tact mehr zu Hause sind als anderwärts. Der Jurist von jenseits des Rheins — namentlich zB. der rheinhessische — wird daher vor Andern immer ein Bedeutendes voraus haben. Es ist dies die natürliche Consequenz der langen Geltung u. des allgemeinen Beifalls, dessen sich das mündliche Verfahren in jenen Teilen des deutschen Vaterlandes zu erfreuen hat.

2) Aus desselbigen Liederbuch:

Vers 5 u. 6.

U. als er wieder in Tannwald trat
Viel Blumen sah er prangen,
Sie blühten an demselbigen Pfad
Den er mit ihr gegangen.

Aber der alte Tannenbaum
Rauschte in Ast u. Zweigen:
„'S ist Alles eitel Schaum u. Traum
U. der Rest ist — Schweigen."

3) Thörichte Menschen vergißt man — u. thörige Briefe verbrennt man. — Der Vetter wartet übrigens immer noch auf eine Inspiration von oben, damit er endlich einmal einen vernünftigen Brief schreiben zu können Gelegenheit finden dürfte.

Adieu!

Fünf Trochäen am Anfang des Briefes und am Schluß zwei Verse, die vergebene Hoffnung auszudrücken scheinen: das ist, als ob die Stimmung heraufzöge, die sich bis zum kommen-

den Winter immer stärker regte und schließlich im „Trompeter von Säkkingen“ ihren Ausklang fand. Und durch jede Zeile klingend die unverminderte Liebe, die hier im Anführen von Geibels „Spielmanns Lied“ ihr starkes Bekenntnis hat:

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Tal und Hügel,
Gestrenge Herrn, Ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mach' mich auf die Reise,
Und sing' hinfort durch's weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!“ [30])

„Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen,“ schrieb Goethe im August 1803 an Zelter. Ähnlich urteilte Grillparzer in seinen kleinen Schriften „Zur Litteraturgeschichte“ über jene Hamletkritik, die jeden Vers zu fernliegenden Beziehungen zuspitzt.[31]) Ein Gedicht wie der „Trompeter von Säkkingen“ kann nur der Leidenschaft für Liebe und Leben entsprungen sein, einer Leidenschaft, die nicht abmaß und nicht sicher das Gewollte überschaute, denn das hätte ihr das Naturwüchsige genommen, das gefühlsstark diese Dichtung bewegt. Scheffel war zu echt geartet, um sich mit Phantasie willkürlich in Empfindungen schwingen zu können. Er mußte alles selber erlebt haben. Er war Gelegenheitsdichter, nur daß er den Ton zum Augenblicke nicht sofort fand. Seine Poesie fühlte mehr den Nachklang, als den Klang.

Er war nicht in dem Sinne Lyriker, wie es Goethe war. Er hat eher Mörikes nachhallende Art; nur war Mörike weicher und ausgesprochener Romantiker. Fast zwei Jahre nach der Säckinger Amtszeit ist der „Trompeter“ entstanden. Aber die innere Veranlassung für ihn liegt weniger in Säckingen und Scheffels Säckinger Tätigkeit, als in Scheffel selbst. Denn den Wert eines Kunstwerks bestimmt dessen Idee. Idee aber ist nie Szene. Angesammelt hatten sich Erlebnisse, Erfahrungen, Mißverständnisse, Enttäuschungen. Angesammelt hatte sich in Scheffel eine künstlerische Unklarheit mit sich selbst. Die trockene Art des Vaters, mit dem über derlei innere Vorgänge nicht zu reden war, und die widerwillig ertragene Amtszeit in Bruchsal kamen hinzu. Wie Sturm wirbelte in das Chaos die Liebe zu Emma: befreiend, weil sie die Sinne mit frischem Hauche erfüllte, quälend, weil sie wenig erwidert erschien. Wie konnte das siebzehnjährige junge Geschöpf derlei Seelenmacht begreifen; wie konnte es die Kraft haben, die Liebe eines Dichters, die in der Zeit höchster Mißgünste über ihn gekommen war, zum inneren Entschließen und auf den Weg besonnener Schöpfertat zu führen?

Die vergebene Liebe zu Emma, so leidenschaftlich sie war, beugte Scheffel nicht. Das haben die beiden in späteren Jahren, als die Leidenschaft sich nicht mehr in schönen Kunstwerken erlöste, sondern sich im Nachdenken verlor, oft miteinander besprochen. Lebensenttäuschungen hatte Scheffel nicht nur allein zu überwinden gehabt, denn Emmas Leben gleicht einem Roman an Bitternissen und Schicksalen. Da hat man von der Warte des Alters manchmal ins Tal der Erinnerungen geblickt. Im Jahre 1873 nach dem Tode ihres ersten Mannes war Emma frei. Der aus Scheffels Brief vom 13. Dezember 1873 strömende Jubel, daß nun der Jugendtraum von der

schlanken Emma in späte, aber herrliche Erfüllung gehe, fand damals oft seinen Wiederklang. „Dein alter jugendlicher Vetter" unterschrieb er in dieser Zeit gern die Briefe an sie. „Die Gedanken sind flügg und umschweben Dich gaukelnd und nekkend und summen Dir süße Worte ins Ohr und verheißen Dir den schönsten Frühling, den Du seit Jahren erlebt" heißt's am 23. Januar 1874. Sie kamen dennoch nicht zusammen. Das Hindernis einer Scheidung von Scheffels Ehe hätte sich überwinden lassen. Doch reif und offen fühlten diese beiden Menschen, daß alles Köstliche, das zwischen ihnen bestand, nur von dem alten Segen bleiben könne, wenn es durch die Sehnsucht herbeigewünscht bliebe. In einem Briefe vom 31. März 1874 spricht das Scheffel selber aus. „Ich bin noch immer Einsiedler am See", heißt es da, „vergiß nicht, daß mir Dein lieber Brief wenigstens für den Sommer Deinen Besuch in Aussicht stellt . . . . . Wir können uns dann gegenseitig die weißen Haare auszupfen und Vergleiche anstellen, wie das alles gewesen sein würde, wenn wir vor zwanzig Jahren . . . Es ist so auch schön und wir wären uns vielleicht jetzt nicht so gut, so außerordentlich gut." Was hier das eigene Fühlen zur Erkenntnis brachte, daß der Zustand des Begehrens die Empfindungen steter spanne als der Zustand des Besitzes, das war „vor zwanzig Jahren" dadurch eingetreten, daß Emma in ihrer siebzehnjährigen Jugend die große Liebe Scheffels nicht begriff und ihr in der Zeit, da in Bruchsal das ganze Chaos der Verhältnisse auf den Dichter einstürmte, keinen Stützpunkt gab. Sie förderte sie nicht und schuf durch ein Entgegenkommen, das Liebenswürdigkeit für Liebe gab, in Scheffel das Gefühl der Hoffnung und Sehnsucht, das dann, durch die Lebensenttäuschungen in Bewegung gebracht, sich jäh in ihm erhob und in der italischen Freiheit im poetischen Schaffen

seinen Niederschlag fand. Es entstand eine Liebeslyrik, die nicht den dunklen Ton und die gedämpfte Stimmung in sich schlösse, wenn sie die schnell genossene Wonne des Besitzes priese. Das Erhoffte hatte den poetischen Schöpferdrang gefördert und hatte sich in Liedern ursprünglichsten Gefühls befreit. Es trieb noch schwerer duftende Blüten, als es ein Jahr später zur Sehnsucht nach dem Verlorenen ward. Das Jahr 1853, als der „Trompeter von Säkkingen" schon gedichtet war, brachte die Entscheidung, daß der Besitz Emmas dem Dichter versagt bleiben werde. —

Es gewährt einen seltsamen Einblick in die Werkstatt der scheffelbezüglichen Forschung, daß die Biographen, die sich bisher um Scheffel bemühten, zwar eifrig nach der Frau, die den Dichter zum „Trompeter von Säkkingen" gestärkt hat, gesucht, sie aber nicht gefunden haben, obwohl sie unter den Zeitgenossen lebt. Auch Johannes Proelß, dessen fleißig und in sicherer Kenntnis vorgetragene Scheffelbiographie zu schätzen ist, hat hier versagt. In der großen Ausgabe der Proelß'schen Biographie, die 1887 bei Freund & Jeckel in Berlin erschienen ist, regiert über die Beziehungen Scheffels zu Emma der Irrtum.[82]) Da soll der Dichter Emma schon als Student geliebt haben, also in den Jahren 1843/47. Emma aber war damals ein Kind zwischen acht und zwölf Jahren! Zell am Harmersbach heißt bei Proelß Zell am — Fahrenbach! Und was er Karl Emil Franzos über die Entstehung des „Behüet Dich Gott" nachschreibt, ist nicht minder falsch.[83]) Allerlei widerspricht sich, und schließlich verliert der Biograph die Zügel über seine eigenen Angaben. Drei kurze Stellen aus seinem Buche mögen das bestätigen:

Seite 189/190 heißt es bei Proelß am Schlusse des Trompeterkapitels:

„... hervorzuheben, daß eine junge träumerische Liebe im Herzen des Dichters einen starken Antheil hat an dieser Poesie, ist für den verständnisvollen Freund derselben kaum nöthig. Daß nicht Besitzeswonne, sondern ahnungsvolles Sehnen ihr die Saiten stimmte, ist auf jeder Seite der Dichtung, wo jene aufklingen, gleichfalls wahrzunehmen.... Wohnte doch die Geliebte nicht am Ort, hatte die Neigung, die er im Herzen nährte, doch keinen festen Halt an klaren bestimmten Aussichten in die Zukunft. Daher bilden Resignation oder zages Hoffen die Grundstimmung."

Seite 222 heißt es bei Proelß:

„Was die beiden jungen Herzen entfremdete, entzieht sich der Oeffentlichkeit; es scheint, daß Scheffel, dessen Wesen keinen Blutstropfen vom schmachtenden Seladon hatte, mit Beweisen seiner dauernden Neigung zurückhaltend war, um im Herzen des willensstarken Mädchens das Vertrauen in seine Beständigkeit lebendig zu erhalten. ... Das Mädchen gab den säumigen Vetter auf und der Jüngling fühlte erst im Verlust die volle Kraft seiner Neigung. Die Base heiratete am 10. August 1852 einen jungen Fabrikanten, Namens Mackenrodt ..."

Seite 301 heißt es schließlich ganz verwirrt:

„Wie wenig aber wollte der heitere Sang vom endlichen Sichfinden zweier geprüfter junger Herzen zu Scheffels Schicksal passen, als statt einer Antwort auf die Zusendung des ‚Trompeters' an die Dame seiner Liebeslyrik das Gerücht zu ihm gelangte, dieselbe habe sich inzwischen den säumigen Vetter gänzlich aus dem Sinn geschlagen und sich mit einem Anderen verlobt."

Die Sätze stolpern über sich selbst und das Entstehungsdatum des „Trompeters von Säkkingen": am 23. Mai 1852

war Scheffel nach Italien gegangen, und im darauffolgenden Winter entstanden die ersten Trochäen der Dichtung! Die Volksausgabe der Proelßschen Biographie, die 1902 bei Bonz in Stuttgart erschien, stellte nur ein paar Daten richtig und machte im übrigen dieselben Schnitzer, obgleich Proelß inzwischen die Base kennen gelernt und sogar in die Briefe Scheffels an sie Einsicht genommen hatte![34]) Aber Widerlegungen im Einzelnen brauchen bei der Fülle der anströmenden Beweise diese Darstellung nicht zu stören. Auch die lange Reihe der Proelßschen Epigonen möge seitwärts bleiben.[35]) Ihre Phantasie hat oftmals mitgeholfen, die Wirrnis noch zu fördern, und zwei von ihnen ließen außer der nötigen Sachkenntnis noch den persönlichen Takt des objektiven Schriftstellers an sich vermissen: Josef Stöckle im „Deutschen Hausschatz“ (Jahrg. XV, 12) und Rudolf Bunge, der Librettist der Neßlerschen Oper „Der Trompeter von Säkkingen“, im Scheffeljahrbuch vom Jahre 1902.[36]) —

Die Reise Scheffels nach Italien geschah nicht plötzlich, etwa nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Major. Sie wurde sorglich vorbereitet; schon Mitte Februar stand sie fest. Daß sie nicht sofort angetreten wurde, lag an den dienstlichen Obliegenheiten in Bruchsal. Scheffel ging als Maler, und er war Poet. Trotz der Palette, die er einpackte, zog er mit den unbewußten Regungen des Dichters aus. Aber wer wollte in eine Künstlerseele dringen, die im ersten Schöpferdrange steht; wer die tausend Empfindungen zählen, die sie bewußt und unbewußt, willkürlich und unwillkürlich bewegen? Wer wollte Gefühlen Halt gebieten, die der, den sie durchfluten, selber nicht zu meistern vermag?

Auf den ersten Bruchsaler Brief vom 14. Februar 1852

„Statt Usucapion und Erbrecht,
Statt Novella hundertachtzehn,
Schaut' ein schwarzgelocktes Mägdlein
Grüßend aus dem Corpus Juris."[37])

hatte Emma nicht geantwortet. Die beiden sahen sich darnach einmal in Bruchsal im Hause des Physikus Kathriner. Aber das Wiedersehen geschah in Gesellschaft und war konventionell. Die Vorbereitungen für die Reise, die Aufgabe, mit dem Major über Gegenwart und Zukunft ins Klare zu kommen, verhinderten Scheffel, vor der Abreise noch einmal nach Zell herüberzufahren. Aber dazwischen lag kein Entfremden. Das hätte Scheffels sensitiven Stolz verletzt und hätte rasch eine Wendung der Dinge herbeigerufen. Er hielt sich nicht lange bei Gefühlen auf, durch die die Stärke seines Willens beeinträchtigt war. Ein Entfremden hätte einen Bruch gegeben, der nichts mehr an Erinnerung in ihm zurückgelassen hätte. Doch diese Liebe war dem Entfremden nicht geneigt, jetzt nicht und später nicht. Sie war eine Liebe, die in dieser Zeit des Aufdämmerns von Scheffels Dichtergeist ohne Wünsche war und in ihrem tiefen klaren Eigenbewußtsein ihr Genüge fand. Eine Liebe echt poetisch, lyrisch, ohne jeden sentimentalen Beigeschmack. Die schlanke Mädchengestalt mit den wundervollen geistigen und reinen Zügen war dem Dichter die Befreiung aus gehetzten und sich mit dem Alltag herumschlagenden Stunden. Der Schweigsame empfand Ruhe neben ihr; wie er später den Kopf in ihren Schoß preßte und so sich seiner melancholischen Stimmungen entlud. Daß er ihre Hand zum Munde führte oder ihre beiden Hände nahm und sie sich an die Wangen drückte: war das einzige Verlangen seines Herzens. Von seiner Leidenschaft sprach er nie. Emma war ihm das Ideal junger unberührter Weiblichkeit, wie ihm Marie

als das Ideal reifer und bewußter Weiblichkeit erschien. Daß sie seine Liebe so unbegriffen empfing, verletzte ihn nicht. Er wußte damals schon, daß er sie innerlich nie verlieren könne, denn es ging Seele und Leben von ihr aus, die sich später zum Allesfühlen und Allesverstehen klärten. Freilich das junge Dichterherz schlug jetzt lebendiger und unruhiger als später. Es genoß den Sonnenschein der Gegenwart ohne die Schatten der Vergangenheit und schwankte, wo es später unbedingt vertraute, aber dafür ward es von keiner Lebensmelancholie zerrissen, sondern höchstens beengt von einer kurzen Frage nach dem Wohin, die ausgewetzt war, wenn die Becher klirrten.

„Angesichts der drohenden Gefahr, daß diese meine Zeilen unbeantwortet sofort in Ofen oder in Papierkorb fliegen," schrieb der Dichter am 6. März 1852 an Emma, „erlaube ich mir von Bruchsal aus dennoch, Dir einen Gruß zu schicken. Du schreibst mir nicht mehr — „auch das Schweigen hat seine Kunst und seinen Grund," sagt der Lateiner, und ein anderer fügt hinzu: „es gibt ein sehr beredtes Schweigen". Und weiter: „Ich werde mich übrigens von jetzt an, Deinen ungeschriebenen Wünschen zufolge, in ein pflichtmäßiges Schweigen zurückziehen. In wenig Monaten zieh' ich mich noch weiter zurück, nämlich nach Welschland; vielleicht bitte ich dann meine holde Cousine um die Gnade, mir ein Sträußlein zu schenken, das ich an meinen Wanderhut aufstecke. Ob sie mir diese Gnade gewähren wird, weiß ich nicht. Ob ich jenseits der Alpen noch an sie denken werde, weiß ich auch nicht; — ich grüße die Deinigen, vor allen Deine Schwester Ida, und empfehle mich Dir selbst, in von jetzt ab stummer Verehrung. J. Sch." Der Brief wurde von Emma beantwortet. Aber zur Hinnahme des „Sträußleins" stellte sich der Dichter nicht ein. Timide de

coeur. Er trat, ohne Abschied von der Base genommen zu haben, am 23. Mai 1852 die Reise nach Italien an:

„Margaretha's Augen hätt' er
Nimmermehr begegnen mögen.“[38])

Scheffel brauchte diesen Abschied nicht, denn leuchtend schritt Emmas Bild in Italien durch seine Wünsche. Die Fabel des „Trompeters von Säkkingen“ tritt zurück hinter dem Diadem der Lieder, das den Trochäenbau umzieht. Daß er nicht Abschied von der Base genommen, minderte sein Gefühl nicht. Er bedurfte nicht der äußeren Zeichen. Auch darüber haben die beiden später oft gesprochen. Er hielt das Briefeschreiben an Emma für eine vergebliche Mühe, da es kaum einen Hauch von dem mitteilen könne, was er für sie empfinde, und er fühlte zuzeiten ein magnetisches Fluidum zwischen sich und ihr, so gegenwärtig, daß er ihren Atem zu spüren meinte. Ein Zustand des inneren Alleinlebens, der hemmend auf Scheffels Produktion drückte. Er ließ die Gefühle spröde verklingen, „und schrieb das Beste nicht nieder“.[39]) Vielleicht weil er zu rasch lebte? Kein Dichter war konservativer im Sehen und Empfinden als Scheffel. Er ließ in Italien den Druck des Lebens hinter sich, aber verleugnen konnte er die Narben nicht. Das allgemein menschliche Gefühl, daß im fremden Lande sich das Empfinden für die Heimat hebt, bewegte auch ihn. Er schritt über Po und Tiber und hörte den Rhein rauschen; er stand geblendet vor der italischen Landschaft, die üppig und weich sich unter dem glutblauen Himmel streckt, und sah die Schwarzwaldtannen und die deutsche Wiese mild und schön vor seine Augen treten. Die Fabel formte sich. Und liebenswürdig und echt wie er war, fand er bald den rechten Freundeskreis, in dem er die Erinnerungen willkommen pflegen konnte. Ernst

Willers, Eduard Engerth, der spätere Direktor der Wiener Belvederegalerie, und seine junge Frau, Wilhelm Klose und Julius Braun, schon in Karlsruhe gute Freunde, Zielcke, Varoni, Otto Donner, Cäsar Metz, Lorentzen u. a. bildeten in Rom die Gesellschaft. Evviva Roma! Man liebte ihn, aber man schüttelte den Kopf über seinen Zeichnungen, die die Mittelmäßigkeit des Könnens kaum überschritten. Er fand das mit seinem feinen Gefühl bald heraus. Der Zuspruch kam unbefriedigt schließlich nur von ihm selber her. Das aber führt auch den Selbstbewußtesten zur Einsamkeit. Nicht alle Nächte wurden heiß durchzecht und mit sieghaft vorwärtsdrängendem Lebensbewußtsein genossen bis zum Rest. Doch bei dem Sechsundzwanzigjährigen drängte sich noch zu viel Blut in die Melancholie, um satt und mürbe das Leben, über das er gestern in fahrigem Übermute weggesetzt war, heute fluchbeladen heimzuschicken:

„Schad't Nichts, wenn auch ob Dem und Dem
Die Reden all' verstummen,
Es hebt sich dann im Herzensgrund
Ein wunderbares Summen.

Es summt und brummt, es tönt und weht, —
Schier wird's dem Herz zu enge,
Bis daß vollendet draus entschwebt
Der Geisterschwarm der Klänge.[40])

So löste sich bei Scheffel im „Trompeter von Säkkingen“ unter dem melancholischen Triebsand zum ersten Male der Quell der Dichtung. Die innere Enttäuschung über scheinbar verfehlte Ziele auch hier in Italien, wo sich alles groß und frei gestalten sollte, ersah weitere Verborgenheiten und pochte die anderen Kräfte wach: Die Liebe zu Emma. Die Gestalten wuchsen. „Durch den röm'schen Winter, durch den Blumenscherz des Car-



Der junge Scheffel.
(Nach einer Zeichnung von Eduard Engerth, Rom 1852.)

nevals" traten zögernd die Bilder der Erinnerung aus dem Nebel, die keine Freiheit und kein Eigengehen entrücken konnte.

„Heiß die Stirne — seine Augen
Schweiften unstet bald zum Himmel,
Bald auch senkten sie demütig
Fragend sich zur Erde nieder,
Und er achtet' nicht des Nordwinds,
Der die Locken ihm durchwühlte.
In dem Herzen jagten sich in
Wilder Flucht die Glutgedanken
Gleich dem Nebel, der in seltsam
Buntem Wechsel der Gestalten
Herbstlich um die Berge spielt,
Und es klang und sproßt' und wogte
Wie die ersten Keime eines
Unvollendeten Gedichts."[41])

Säckingen gab dem Sang vom Oberrhein die Fabel, und die Liebe zu Emma gab ihm den Nerv. Die große Leidenschaft für Leben und Liebe, die so stark gefühlt war, daß sie nie ins Allgemeine ging, sondern immer und unermüdlich rein persönlich lachte und litt, stieg aus der Tiefe. Sie wirkte zwiefach schöpferisch: als Lebenspoesie, die, zum Teil schon in früheren Jahren angestimmt, in den Liedern des „Katers Hiddigeigei" und des „Stillen Mannes" männlich vorwärts geht und rechts und links mit kräftiger Antwort dient, — und als Liebeslyrik mit allem Wünschen, Hoffen, Zagen, Lieben.

„Nun liegt die Welt umfangen
Von starrer Winternacht,
Was frommt's, daß am Kamin ich
Entschwund'ner Lieb' gedacht?

Das Feuer will erlöschen,
Das letzte Scheit verglüht,
Die Flammen werden Asche,
Das ist das End' vom Lied,

Das End vom alten Liede,
Mir fällt kein neues ein,
Als Schweigen und Vergessen —
Und wann vergäß ich dein?[42])

Beides urgesund, beides ohne den leisesten Makel der Sentimentalität, beides mit vollem Gefühl genossen. Ein Entfremden hätte nach einem Ersatz gesucht, hätte hie und da einen bittern Ton gefunden und wie der „Magnus vom finstern Grunde" mit klirrendem Eisen Abrechnung gehalten.[43]) Der Kater Hiddigeigei krümmt seinen Buckel über dem Leben, und der „Stille Mann aus der Erdmännlein-Höhle" schweigt, weil er zu stolz zum glauben ist. Doch durch die Lieder jung Werners und Margarethas klingt keine einzige solcher Empfindungen. „Alles was Liebe, Sehnsucht, Glück in meinen Liedern ist, das haben sie von Dir," hat Scheffel in späteren Jahren, als er sich der „Frau Aventiure" entladen hatte, einmal zu Emma gesagt. Beim „Trompeter von Säkkingen" hatte die Melancholie noch nicht den langen klagenden Laut der Aventiurelieder. Der Körper war straff und gelenkig, und der Geist stand noch nicht unter dem Drucke der Bitternisse wie sechs Jahre später. Die Jugend hofft bis zum letzten Tag und genießt jedes Gefühl voller, weil sie es ohne Bedenken genießt. Scheffel war jetzt sechs Monate in Italien. Der erste Rausch der neugewonnenen Freiheit war vorbei. Er hatte Zeit, einen Augenblick stille zu stehen. Was in den sechs Monaten zurückgehaltenes Gedenken war, wurde jetzt unüberwindliche Sehnsucht. Hinter

den Trümmern der Campagna tauchte die Rheinebene auf; Gengenbach, selbst Bruchsal stellten sich ein, und alles überleuchtend das reine, süße Antlitz des stillen Schwarzwaldkindes von Zell. Wir besitzen aus dieser römischen Zeit Scheffels einen Brief des Dichters an Emma, der uns jeden Spintisierens enthebt. Der Brief ist in Rom am 3. Dezember 1852 begonnen und dort am 8. Dezember fortgesetzt und beendet worden und ist ein klares Dokument für die Entstehungs- und Beziehungsgeschichte des „Trompeters von Säkkingen". Er drückt unter die Liebeslyrik des „Trompeters" gewissermaßen das Siegel. Drei kleine Federzeichnungen sind in den Brief gestrichelt: eine vom Genueser Hafen, eine von Florenz, und eine dritte läßt den Dichter mit Malkasten und Sonnenschirm in die Campagna schreiten. Seine erste Dichtung rumorte ihm im Kopf, aber die fixe Idee, daß er von Beruf ein Maler sei, war standhaft geblieben. Ein Brief, der bei sinnend aufgestütztem Kopf geschrieben ist und in warmer dankbarer Erinnerung; der dann von Erlebnissen erzählt und mit Humor an den Rivalen denkt, den der Dichter auf jenem schwarzwälder Hirtenstillleben, das er ein Jahr vorher der Base geschenkt hatte, abzeichnete. Heiter teilen sich die Empfindungen mit, ohne Eginhard und ohne Geibelsche Verse, sondern offen und warm.

Rom den 3. Dezember 1852.
via delle 4 fontane
n°. 17, 2°. piano.

Theure u. insonderheit hochverehrte Cousine!

Ob Du Deinen armen Vetter Josephus noch zu den Lebenden rechnest, — ob Du seiner lächelnd, oder mit Achselzucken, — oder gar nicht gedenkst, weiß ich nicht. Wenn Du außerdem der Ansicht bist, daß derselbe wenig Lebensart be-

sitzt, so muß ich leider selbst damit einverstanden sein, denn ich habe einen sehr freundlichen Brief von Dir, noch in der Heimath, bis jetzt unbeantwortet gelassen, habe mich auch heimlich über die Grenze verzogen, u. keinen Abschied von Dir genommen, — wiewohl ich mir's noch als besondere Gnade von Dir ausgebeten hatte, mit einem Strauß von Deiner Hand — wie ein Recrut ins Feld — auf meine Wanderung geschmückt zu ziehen.

Auf ein solches Benehmen meinerseits kann man nur das Wort jenes Pfarrers anwenden: Eine Sünde ist's zwar nicht, aber schön ist's auch nicht. Es mag vielleicht ein Grund dafür vorgelegen haben, aber itzt ists zu spät, mich darüber zu entschuldigen. Inzwischen hat mich mein unstäter Lebensweg nach Rom geführt. Rom u. Bruchsal im Bruhrein, von welch letzterer Stadt ich zum letztenmal die Ehre hatte, Dir zu schreiben, sind in vieler Beziehung verschieden; ich glaube sogar, daß ich der einzige Mensch bin, der eine Aehnlichkeit zwischen beiden gefunden hat.

Die Aehnlichkeit besteht aber darin, daß man, d. h. Dein Vetter Josephus, zu Bruchsal wie zu Rom vielfach, ohne zu wissen warum, ernst und heiter, bitter und süß, gescheidter u. dummerweise an seine Cousine Emma denkt. Dort, wenn ich mit schwerem Schädel an meinen Acten saß, stieg hie u. da eine solche Erinnerung verklärend, — (zugleich auch sehr ungereimte Briefe veranlassend) daraus auf; — hier existiren keine Actenfascikel für mich; aber dieselbige Erinnerung. Warum? wer weiß es — chi lo sa? sagt der Italiener. Ich pflege auch nicht viel nach Gründen für Thatsachen zu fragen. Aber es ist Thatsache, daß ich neulich einen einsamen abendlichen Gang ins alte Rom machte. Dort gerieth ich in die gewaltigen Ruinen des Colosseums. Weil aber gerade ein Capuziner in den unteren Räumen des Amphitheaters predigte — was nicht zu meinen größten Liebhabereien gehört — so stieg ich durch die hohen labyrinthischen Gänge hin auf

u. setzte mich unter einen der oberen Rundbogen, u. schaute hinaus in die öde Campagna, deren Trümmer u. Aquäducte in der Abendsonne glänzten, u. nach den fernen Gebirgen von Albano u. Tivoli. Hier hätte ich nun eine schöne Gelegenheit gehabt, an den Kaiser Vespasianus zu denken, der dieses Riesenwerk schuf, an die alten Gladiatoren u. Fechterspiele, die auch manchem frommen christlichen Martyrer auf der blutigen Bühne unter mir das Leben kosteten, — an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge, die auf diese Ruinenwelt mit Keilschrift geschrieben steht, — an den Zauber der italischen Natur, die vor mir lag — aber statt solcher Contemplationen flogen des Vetters Josephus Gedanken nördlich, — noch viel weiter als wo der Berg Soracte zackig aus der Ebene steigt, weiter als die Alpen, — u. über den Rhein hinüber, u. auf einmal war ich zu Gengenbach angelangt u. saß mit meiner verehrten Cousine auf dem Bergle, — u. schaute auch wieder stillvergnügt ins Land hinaus, u. schier hätt' ich die Campagna für die Rheinebene, u. den fernen St. Petersdom fürs Straßburger Münster u. den monte cavo für einen Kinzigthaler Berg angesehen — u. wie sich die Gedanken einmal also verwirrt hatten, war Rom u. die Gegenwart ziemlich für mich weggeblasen; — es war auch wieder November, aber des vorigen Jahrs, wo ich mit Dir unter dem Gengenbacher Stadtthor jenen großen Gedanken hatte, wo ich in der Nische des alten Rathhausfensters dem harmlosen Spiel mit dem Medaillon zuschaute, wo ich in frischer Winternacht mit dem verehrten Papa nach Zell hinüberfuhr u. dort als Herr X. von Gießen der Cousine Ida einen panischen Schreck einjagte. — und so weiter.

Damit ists aber noch nicht genug. Wie ich heute in den Saal der Gallerie Aducci komme, wo bei den gelehrten Vorträgen eines deutschen Archäologen viel feine deutsche Gesellschaft sich sammelt, so saß dort eine Dame, die Dir an Gesicht, Gestalt u. Haltung — auch das graubraune Kleid mit den

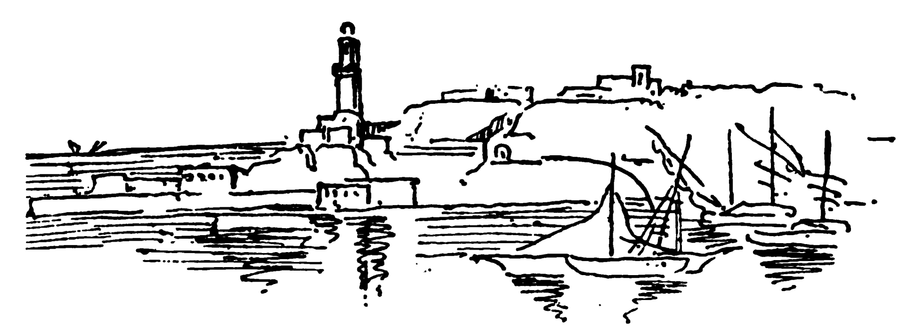
Volants fehlte nicht, also ähnlich war, daß meine Gedanken sofort wieder denselben Reißaus nahmen u. ich von dem Vortrag übers Pantheon u. alte Thermen u. Architektur überhaupt — trotz meiner Anwesenheit im Saal — so gut wie Nichts gehört habe. — Diese Tatsachen nun sind die Veranlassung, daß ich mich heut Abend an Schreibtisch gesetzt habe, um Dir einen Gruß in die Heimath zu schicken. Der Brief wird ungefähr um Weihnachten ankommen, ich bitte, ihn zugleich als einen Neujahrswunsch für Dich und die Deinigen in Gnaden aufzunehmen.

Rom, 8/12. 52.

Wer einen Brief angefangen hat, muß ihn von Rechtswegen auch fortsetzen. Ich fahre also fort. Womit aber? Eigentlich weiß ichs selbst nicht recht. Ich sollte Dir jetzt recht viel von Italien erzählen, wo ich mich schon über ein halbes Jahr herumtreibe; aber ich wage nicht zu vermuten, was Dich am meisten interessirt. Ich will daher heute auftreten, wie ein Ladendiener, u. von meinem ganzen Vorrath Stück für Stück ein Muster vorlegen, zur beliebigen Auswahl. Wenn Dir sowie meiner liebenswürdigen Gönnerin Ida eines oder das andere gefallen sollte, so bedarf es nur einer Andeutung, u. mein nächster Brief wird die verlangte Schilderung mit all dem Ernst und der Gründlichkeit eines Gelehrten, der seit er die deutsche Grenze hinter sich ließ, kein Buch mehr angesehen hat, geben.

Wenn also italienische Städte Dich ansprechen, so erlauben mir meine Mittel, Dir Einiges zu erzählen von Mailand, — oder Genua, mit seinem herrlichen Hafen, seinen Pallästen u. Villen, — oder von Florenz, oder Pisa, u. vor Allem von der ewigen Stadt Rom, — Rom mit seinen Trümmern alter Zeiten, Forum, Colosseum, Kaiserpalästen, mit seinen Kirchen, deren ungenießbarste der St. Petersdom ist, — Rom mit seinen

schwarzäugigen hochstirnigen Donnen, seinen comödienhaften Signoris, seinen engen Gassen, seinem schwülen Scirocco, seinen betrügerischen Hausleuten, seinen schlechten Osterien, u. jetzt



im Dezember auch noch vollends mit seinen Ohrzerquälenden, dudelsackblasenden Pifferaris. — So Dich die schöne italische



Natur mehr interessiert, so bin ich so glücklich, Dir vom lago maggiore, von den Küsten des mittelländischen Meeres, von der weiten öden mit Gräbern besäeten Campagna Roms, von den Gebirgen Albanos, von den Abruzzen oder sonstiger hie-

ſiger Umgegend lebenswahre Darſtellungen (auf Verlangen auch illuſtrirt) zu geben.

Wenn ſogar die perſönlichen Schickſale Deines Vetters Joſephus Dir nicht ganz gleichgiltig ſind, ſo wäre auch hieraus einiger, freilich nicht ſehr erfreulicher Stoff zu ſchöpfen, zB. wie derſelbe im Sommer und Herbſt mit den Malern im Gebirge herumgezogen, der Hitze wegen viel Wein getrunken, verſchiedene ſchlimme Herbergen kennen gelernt, von Schlangen, Skorpionen u. Flöhen Ungemach zu erdulden gehabt, in



Klöſtern eingekehrt, ja ſogar vom Prior zu Palazzoli gemeinſam mit einer deutſchen Künſtlerin mit einer pomidori Suppe regalirt worden, ferner wie ſich derſelbe auf allerhand italiſchen Volksfeſten herumgetrieben, Luftballone ſteigen geſehen, tombola geſpielt, große Eſelsritte gemacht, Seekrebſe gefangen, Muſcheln geſammelt —, ſchließlich auch zu Olevano durch Vermittlung einiger ländlicher Damen den ſonderbaren italieniſchen Tanz saltarello tanzen gelernt hat, u. dergleichen feiner Gegenſtände eine ganze Collection; — über all dies, überhaupt über ganz Italien, bin ich bereit Dir die möglichſt große Aufklärung zu verſchaffen, wenn Du jedoch mir mit einem wohlverdienten Stillſchweigen antworteſt, ſo

muß ich der Hoffnung leben, Dir all diese schönen Sachen an einem spätern Dezemberabend mündlich zu erzählen; u. wenn Du auch dann Nichts davon wissen willst, dann muß ichs in Gottes Namen für mich behalten. —

Italien ist übrigens so reizend schön, daß ich noch lange nicht ans Heimgehen denke; — nicht einmal zur Hochzeit meiner Schwester, die nur meine Abreise abgewartet hat, um sich zu verloben. Soll man dies als Bruder — schön finden?

Wenn Du Marien zufällig siehst, so sag ihr, daß sie trotz ihrer wichtigen Geschäfte doch ein paar Stunden Zeit finden möge, um mich mit einem Brief zu erfreuen. — —

— Inzwischen wirds hell auf den Straßen. Die Italiener illuminiren heut zu Ehren ihres neugebackenen Kaisers.[44]) Da will ich doch ein wenig zusehen und diese sonderbar zusammengeflickte Epistel beschliessen. Ich hoffe, daß es Dir u. den Deinigen seither unausgesetzt wohl ergieng, — ferner daß durch Napoléon III. die Verhältnisse des linken Rheinufers zu Deutschland nicht gestört werden mögen, — u. daß das neue Jahr uns Allen viel Glück bringe. Ich bleibe bis Ostern hier, dann gehts nach Neapel. Die herzlichsten Grüße an Deine Eltern, und nach Gengenbach, sowie, wenn Gelegenheit, nach Großlaufenburg. Mit der feinsten Verbeugung, die mir zu Gebot steht, sage ich: Felice notte! addio! zu deutsch: Gut Nacht, leb wohl! u. verbleibe

Dein wohlaffectionirter Vetter

J. Sch.

NB. Briefe hieher adressirt man: Roma, café Greco. dort kommen sie am sichersten an.

Das ganze Liederbuch des „Trompeters von Säkkingen" liegt durch diesen Brief offen aufgeschlagen. Man könnte nun

untersuchen, wann die einzelnen Lieder entstanden sind, und diese Untersuchung hätte einen wertvollen Zweck, wenn sie neue wesentliche Beziehungen auffinden würde. Aber das ist nicht zu hoffen. Leben und Liebe, jedes höchst einseitig und nicht bunt durcheinanderwirbelnd, sind die Grundelemente des „Trompeters von Säkkingen". Das unbefriedigte Hin und Her von Scheffels äußeren Lebensverhältnissen, das wunde und vergebene Mühen, aus ihnen herauszukommen, kurz: das zu Willen, Spott und Verachtung reizende Herumschlagen mit dem Leben schuf die Lieder des Katers Hiddigeigei und des Stillen Mannes, und die Liebe des Dichters zu Emma Heim schuf den wärmenden Lebensstrom der Trochäen und die Liebeslyrik jung Werners und Margarethas. Besonders das zweite Grundelement der Dichtung tatsächlich festgestellt zu haben, kam dieser Darstellung zu. Nicht alle Lieder des „Trompeters von Säkkingen" sind im Winter 1852/53 entstanden, und nicht alle sind in Rom gedichtet worden. Die Lieder des Katers Hiddigeigei und des Stillen Mannes sind zum großen Teil älteren Datums. Einige reichen bis in die Revolutionsjahre hinein. Emma Heim erinnert sich, daß Scheffel das sechste Lied des „Stillen Mannes": „Aus dem Auge wisch' die Trän', Sei stolz und laß die Klage", ihr schon im Winter 1851 in Zell vorgelesen habe. Von drei Wernerliedern steht fest, daß sie erst im Sommer 1853, als der Dichter lange heimgekehrt war, entstanden und nachträglich in die Dichtung eingeschoben worden sind. Es sind die beiden letzten Lieder jung Werners: „Ein' festen Sitz hab' ich veracht'" und „Das ist im Leben häßlich eingerichtet", und das erste von „Werners Liedern aus Welschland": „Mir ist's zu wohl ergangen." In den nachgelassenen Gedichten Scheffels „Aus Heimat und Fremde" befinden sich überdies 21 Gedichte, die für den „Trompeter" bestimmt waren, aber später vom Dichter

nicht aufgenommen wurden; sie bilden etwa den dritten Teil der ganzen Reihe der Trompeterlieder.[45]) Auch unter ihnen sind einige, die erkennen lassen, daß sie nicht in Italien gedichtet sind oder nicht zu der Zeit, da auf Capri der Trochäenbau der Dichtung entstand. Das Gewinde der Trompeterlieder beginnt schon vor Italien, setzt sich dann über Rom bis Neapel und Capri fort und findet den Schluß erst in der Heimat, fast ein Vierteljahr nach der Rückkehr des Dichters. Ein Liederreigen, der in den Liebesliedern zeitlich konsequent durchgeführt ist und lückenlos die Geschichte der Liebe seines Dichters enthält.

Vom ersten Begegnen Emmas in der Mansarde

„Als ich zum erstenmal dich sah,
Verstummten meine Worte,
Es löste all' mein Denken sich
In schwellende Accorde.“[46])

bis zum Verlieren geht durch diese Lieder Scheffels ganzes Denken und Fühlen. Daß er nicht Abschied von der Base genommen, bildete sich zum Lied.[47]) Die Berge erleichterten dann vom melancholischen Druck, aber die heißen Sternennächte Italiens gaben aller Leidenschaft unbegrenzten Raum. Dunkel und schwül wurden die Stimmungen. Es kam alles von innen heraus, hing sich an den einen bestimmten Gegenstand und schuf unerschöpflich immer aufs neue eine Lyrik, die in lebendigen Pulsschlägen pocht und darum so überquellend positiv ist.

„Die Sommernacht hat mir's angetan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Leuchtkäfer durchschwirren den dunkeln Grund
Wie Träume, die einst zu guter Stund'
Das sehnende Herz mir erfreuten.

Die Sommernacht hat mir's angetan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Die Sterne funkeln so fern und groß,
Sie spiegeln so hell sich im Meeresschoß
Wie die Lieb' in der Tiefe der Zeiten.

Die Sommernacht hat mir's angetan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Die Nachtigall schlägt aus dem Myrtengesträuch,
Sie schlägt so schmelzend, sie schlägt so weich,
Als säng' sie verklungene Leiden.

Die Sommernacht hat mir's angetan,
Das ist ein schweigsames Reiten,
Das Meer geht wild, das Meer geht hoch;
Was braucht's der verlorenen Tränen noch,
Die dem stillen Reiter entgleiten?" [48])

In Rom dasselbe Lied, „das Lied von seiner Liebe." Einem Stein, der zum Schliffe des Künstlers harrt, glich der römische Brief Scheffels an Emma. Alle diese Stimmungen wurden oder waren schon Lieder. Scheffels Leben war durchaus bewußt. Er dachte über sich und seine Poesie nach. Daß er noch bis ins hohe Alter hinein — so in einem Briefe vom 26. Februar 1878 an Ignaz Heim [49]) — meinte, in ihm sei ein Maler verdorben worden, war eine Idee, die ans Pathologische grenzte. Aber zum Belege, wie gegenständlich und gegenwärtig Scheffels Dichten war, ergänzen sich recht hübsch der römische Brief an Emma vom 3.—8. Dezember 1852 und die römische Epistel des Dichters, die am 8. November des gleichen Jahres an den „Engeren" in Heidelberg abging. In der Epistel heißt es: „Ist auch eyn alter Thurm am Ufer des Thybris, torre del

Quinto, von wo aus man weit umschaut im Land — über die fernen Thäler der Campagna bis zum Monte Soracte, als welcher jetzt noch so stolz aus der Ebene aufsteigt wie zu Horatii Zeyt, und auf seinem Gipfel immer noch so kahl ist, also daß zwey Reisende von Carlsruhe vor etzlich Jahren mit Grund in ihr Tagebuch notiret, er glich dem Schädel ihres Freundes „Ziesel", der wohl itzt wie allweg beim Tafernwirt Cappler in der Kreuzstraß sein Bier trinkt. — Bin sodann an den ponte molle gewandert, wo eynst Constantinus, der römisch Kayser, den Maxentium schlug und itzt eyne rechtschaffene Herberg steht, also daß die deutschen Maler in früheren Tagen dort große Zusammenkünft und schwere Trinkungen hielten — aber die Zeyten sind vorbei und in dem eleganten Saal in palazzo Simonetti, wo itzt der Verein der deutschen Künstler aufgeschlagen ist, wird abends Whist gespielet und den Fremden von Distinktion der Hof gemachet, und wenn eyner von den guten alten Zeyten am ponte molle erzählet, so rümpfet mancher vornehm die Nas, als wie der Pharisäer über den armen Zöllner".[50]) Im römischen Brief an Emma ist — auch örtlich — fast dieselbe Stimmung angeschlagen. Aber sie ward hier dem Augenblicke angemessen verinnerlicht und erhielt so ein volles Leben, demgegenüber die Episteln in ziemlicher Äußerlichkeit schillern. Beides zusammen schliff sich dann höchstmöglich subjektiv zur Poesie ab:

„O Ponte molle, du treffliche Bruck,
Bei der ich geschlürft schon manch' tapfern Schluck
Aus strohumflochtenen Flaschen,
O Ponte molle, was ist mit mir?
Ein langsamer Trinker sitz' ich allhier,
Kaum mag ich des Weines naschen.

O Ponte molle, 's ist seltsam heut,
Die süße verklungene Jugendzeit
Und die alte Liebe kam wieder,
Es zieht ein heißer Scirocco durch's Land,
Im Herzen lodert der alte Brand,
Es regt sich wie Sänge und Lieder.

O Tibrisstrom, o Sanct Peters Dom!
O du ganzes gewalt'ges allmächtiges Rom!
— Mögt all'samt gestohlen mir werden.
Wohin auch die unstäte Fahrt mich trieb:
Die stille holdselige Schwarzwaldlieb
Bleibt doch das Schönste auf Erden.

O Ponte molle, — wie war sie schön!
Und müßt' ich vieltausend Fräulein noch seh'n,
Ich priese doch stets nur die Eine.
Und käme sie jetzo des Wegs vorbei:
Dir selbst, du solides Quadergebäu,
Durchzuckte es Mark und Gebeine.

Doch vergeblich die Sehnsucht, vergeblich das Leid,
Die Sonn' ist zu glühend, der Weg zu weit,
Und das Fliegen noch nicht erfunden.
Padrone, noch eine Flasche herein!
Der perlenreiche Orvietowein
Mag auch dem Traurigen munden.

O Ponte molle, du treffliche Bruck,
Ich glaube du lohnest mit bösem Spuk,
Daß ich mich in Träume verloren!
Es wirbelt ein Staub an der Heerstraß' auf!
Jetzt sperrt mir ein Ochsen- und Büffelhauf'
Den Heimweg zu Roma's Thoren!"[51])

Im Sommer hatte sich Scheffels Sehnsucht in jenem „schweigsamen Reiten“ befreit, das ihm schon einmal in den Liedern des „Stillen Mannes“ als der letzte Ausweg einer Empfindung galt, die alle Tore vor und hinter sich verschlossen sieht. Im Winter war durch das regere Aufquellen der poetischen Kraft dieser Druck leichter geworden und hatte sich durch ein direktes Mitteilen an Emma Luft und Raum geschaffen. Ende Januar 1853 hielt der Dichter Emmas Antwort auf seinen römischen Brief in Händen. Die sieben Wochen, die inzwischen verflossen waren, hatten die Gestalten des „Trompeters von Säkkingen“ befestigt: jetzt standen sie im „Blumenscherz des Carnevals“ aufrecht da. Der Brief Emmas drängte die Sehnsucht und das poetische Schaffen von neuem heftig hervor. Die Erscheinung, die geliebt und ersehnt den Dichter unsichtbar bis hierher begleitet hatte, stand plötzlich lebendig neben ihm. Das freute und schmerzte. Da wäre es manch einem recht erschienen, ihr das Herz zu entladen. Aber das war der feinen Natur Scheffels zu billig und zu laut. Er überschüttete seine Gefühle mit Confetti und schrieb nur wenige Worte wahren Stimmungsinhalts in die Antwortzeilen. Auch der nun folgende zweite römische Brief des Dichters an Emma ist nicht in einem Zuge hingeschrieben worden. Angefangen wurde er am 3. Februar und beendet am 19. Februar 1853, drei Tage bevor es nach Neapel an die Niederschrift des „Trompeters von Säkkingen“ ging. Er hat Scheffels lächelnden Humor, der beobachtet und zugleich alles in wirbelnder Laune mittut, und zeigt im Gegensatz zu den römischen Episteln, wie in dieser Zeit Scheffels persönliche Beteiligung an den Dingen stieg, wenn sie durch seine höchste Empfindung, durch die Liebe zu Emma gehoben wurde.

Rom den 3ten Februar 1853.

Meine theure Cousine,

Deinen freundlichen rotgrünschwarzblauen Brief habe ich erhalten, u. noch heutigen Tags duftet derselbe als wie ein gewürziger Bergblumenstrauß auf meinem römischen Schreibtisch. Du hast mir damit eine große Freude in mein einsames Winterleben bereitet; in den Ernst u. die trüben Stimmungen, die in diesem alten Trümmer u. Gräberort hie u. da das Herz überschleichen wollen, ist ein so liebenswürdiger Gruß eine erfreuliche Unterbrechung; da Du mir erlaubt hast, Dir wieder zu schreiben, so statte ich meinen Dank brieflich ab, wiewohl mir gegenwärtig das Schreiben etwas schwer fällt. Warum fällt mir das Schreiben ein wenig schwer? — Weil ich mir den Arm etwas verrenkt habe. Warum habe ich mir den Arm etwas verrenkt? Weil ich neulich zu eifrig mit Blumen um mich geworfen habe. Warum aber werfe ich mit Blumen um mich? Weil seit 6 Tagen der Carneval herrscht — Carneval, — in Rom — das ist ein ganz eigen' Ding, wie es wohl auf der Welt seines Gleichen nicht hat; u. daß er einen starken Zauber übt, ist Dir wohl schon jetzt, aus diesem einen abschreckenden Beispiel Deines Vetters Josephus klar, der sonst so ernst u. nachsinnend durch das alte Rom einhergeht u. itzt des Abends heimkommt — heiliger Gott, wenn mein treuer Anton zu Hause, der Reiniger meiner Kleider, wüßte wie? Fingerdick sitzt der Gips u. Confettistaub im Haar u. hat den schwarzen Rock in einen Müllerkittel umgewandelt, das eine Brillenglas haben ihm tückische Geschosse zerschmettert, der Hut hat gar keine civilisirte Form mehr, der Arm ist ihm halb lahm vom heftigen Werfen — u. was ist der Preis des Kampfes, der Ersatz für den gepuderten Rock, den Ruin der Brille u. des Huts, für den müden Arm? Höchstens ein Veilchenstrauß oder

ein paar zerblätterte Rosen — u. ein flüchtiges Lächeln eines schönen Römerinnenangesichts, das längst wieder in die Winde verweht ist.

Rom 19. Februar 53.

Man soll doch stets einen angefangenen Brief gleich fertig schreiben. Inzwischen ist längst Asche auf unser Haupt gestreut, Fastenzeit angebrochen, Regen u. Schnee beschäftigt die Gemüther, namentlich die, die ihren Regenschirm verloren haben — u. ich soll meiner lieben Cousine noch vom römischen Carneval erzählen. Indeß — der hinkende Bote kommt stets zu spät; aber man läßt ihn so schwatzen und plaudern.

Um Dir einen deutlichen Begriff von dieser närrischen Zeit zu geben, erlaube mir, daß ich Dich u. Deine Schwester Ida höchstpersönlich mitten hineinführe. Also gesetzt den Fall — Ihr seid beide in Rom angekommen, der Vetter Josephus hat Euch pflichtschuldigst seine Aufwartung gemacht, u. erklärt; daß jetzt weder alte Welt noch der Pabst so wichtig für den Beschauer sind, als der Faschingsscherz auf dem Corso. Also bietet er dem Schwesternpaar seinen Arm an — u. wir gehen hinab — in den Mittelpunkt des modernen Römischen Lebens, in die Strasse mit den hohen Pallästen u. Balconen, in den Corso. Es ist nachmittags 2 Uhr. Für den ersten Tag fassen wir einen festen Punct, und nehmen uns eine loggia — d. h. einen Balcon im ersten Stockwerk. Der ist fein mit rothen Teppichen behangen; u. eh' der Kampf beginnt, versehen wir uns mit Geschütz.

Der Vetter kauft 2 große Körbe Confetti, d. h. Gipskörner, ferner 2 Körbe voll grober Blumensträuße, ein paar Dutzend Veilchenbouquets u. einige ganz feine Rosen u. Camelien, u. stellt sie zu Eurer Verfügung. Allmälig wirds lebhaft. Die Fenster u. loggien füllen sich.

Da die schönen Römerinnen, in dem Costüm vom Lande, weissem Schleier u. rothem Mieder — reich geschmückt mit

Silber u. Gold — dort englische Geiernasen u. langweilige Gesichter, — hier ein paar plaudernde Französinnen, — ein dichter Kranz von Gestalten an jedem Fenster. Bald wogt eine Masse Menschen auf der Strasse auf u. ab, — elegant u. unelegant — auch der deutsche Maler im grauen Schlapphut macht sich bemerklich.

Nun kommen die ersten Wagen gefahren, — die Schlacht beginnt; — die Blumensträuße fliegen, — es regnet Gips — hui, dort kommen ein paar kecke Gesellen, die überschütten Euch mit Rosen, — ich werfe ihnen zum Dank Confetti ins Gesicht, während Ihr mit Blumen den Gruß erwiedert — itzt fliegen auch zu uns die Confetti — der Cousine Emma wird ein Strauß so groß wie ein Kürbis an den Kopf geworfen — wir antworten lebhaft — bald sind Gips u. Blumenkörbe leer — wir lassen neue heraufbringen — zwischenein fangen wir ein Gefecht mit den Fenstern gegenüber an — ich strenge meine ganze Kraft an, um den Engländer vis à vis mit Confetti zu vertreiben — was ihn nicht trifft, fällt denen unten auf die Köpfe — nun kommt ein Maskenschwarm durch die Wagenreihen gerannt, Pulcinelle, Doctoren, Charlatane, Musikanten — Geschrei, Lärm, Aufregung — die Schlacht wird allgemein u. erbittert. Dort fährt wieder Einer vorbei, der hat ein scharfes Aug auf meine Nachbarin Ida geworfen, weil sie ihn 2mal mit Rosen begrüßt hat — er kommt noch einmal, sein Bouquet trifft gut — u. am Bouquet ist eine seidene Bandschleife — u. in der Schleife ein Brieflein — der arme Teufel hat schon in den ersten 2 Stunden Herz u. Verstand verloren — u. ein schallend Gelächter, mit vollen Händen Gips untermischt, wird ihm zur Antwort. — Ringsum wogt u. strömt es auf u. ab; die Spuren der Schlacht decken den Boden, der ist an manchen Stellen weiß wie gefallener Schnee, kein schwarzer Hut, kein schwarzer Rock ist weit u. breit mehr zu schauen, alles vergipst, die Engländer schütten ganze Schaufeln herunter, — die armen Damen in den offenen

Wagen beginnen müd zu werden, da ist ein Schleier zerrissen, dort die Frisur zerstört, da ein schmutziger Strauß aufs weiße Kleid gefahren — endlich, um 5 Uhr ertönt ein Kanonenschuß vom Capitol — alles still, — die Wagen ziehen in die Seitenstrassen, — Militär marschirt den Corso herunter, die päbstlichen Dragoner kommen gesprengt, es wird streng gesäubert, denn itzt beginnt das Pferderennen. Noch ein Kanonenschuß — da kommen die edlen Rosse von porta del popolo hergesprengt, der Hufschlag blitzt in Funken auf dem Pflaster, Eins ist 2 Schritt voraus, das gewinnt den Preis — fort, — wie ein Blitz sind sie vorübergesaust.

Hierauf gehn wir beruhigt nach Hause — u. träumen vielleicht noch Allerlei von fliegenden Sträußen, flammenden Blicken, kecken Gesichtern.

Am folgenden Tag — wenn's nicht regnet — erlaubt sich der Vetter Josephus den Vorschlag — einen Wagen zu nehmen u. uns selbst, als Angreifer, ins Getümmel der Blumenschlacht zu werfen. Ich präsentire Euch 2 Drahtmasken, damit das Auge vom Gipsstaub geschützt ist, Ihr wählt ein graues Costüm. Ich selber schlage den grauen Schlapphut, an dem ein blauer Schleier flattert, übers Gesicht tief herab — Blumen u. Gips stehen im Fond des Wagens — u. also fahren wir den Corso auf u. nieder.

Das regnet u. prasselt u. schüttet auf uns nieder — bald schwingt sich ein kecker Fußgänger am Wagen auf u. bietet den Damen einen zarten Strauß — das muß natürlich erwiedert werden — bald zupft ein Strassenjunge an unserm Korb u. stiehlt den schönsten Strauß weg, den er sofort für ein paar bajocchi verkauft — von loggien u. Altanen schaut eine unübersehbare Gesichterreihe auf uns nieder — dort am palazzo Simonetti stehn die deutschen Maler — die kennen mich — „zum Teufel, mit welch schönen Damen fährt denn der badische Doctor, der sonst immer so still seinen Wein

trinkt?" u. sie werfen, theils grüssend, theils aus Malice, eine ganze Sündfluth guter u. schlechter Blumen herab — u. weil wir nicht so hoch hinauf erwiedern können, kommt Einer schnell herunter u. läßt sich zum Dank ein schön Bouquet von Euch reichen; — am venetianischen Pallast halten wir die letzte Salve Gipsgeschosse aus, die allmälig unsern Wagen 2 Zoll hoch anfüllen, — dann wird durch Seitenstrassen an die porta del popolo gefahren — u. wieder beginnt der alte Tanz. Aus den andern Wagen — insbesondere von den maskirten Römerinnen, die auf die fremden Damen eifersüchtig sind, wird scharf herübergeworfen, ich stehe hoch auf dem Kutschenschlag, der Schleier flattert, u. bombardire mit Buchsblattsträußen u. Immortellen, bis ich da u. dort ein Köpflein erschaue, das einer Camellie werth erscheint.

Item am letzten Abend — am Dienstag stehn wir wieder auf unserm Balcone. Da verändert sich die Scene. Wenn das Pferderennen vorüber ist, gehn wir nicht heim, sondern zünden unsere Wachskerzen, die moccoli an. Bald flimmerts und glitzerts den ganzen Corso entlang — u. es erhebt sich ein wilder Sturm nach den brennenden Lichtlein. Das ist die Krone des ganzen Carnevals; — den Balcon zu ersteigen, das Licht der Dame auszublasen u. „senza moccoli!" ihr lachend zuzurufen. Aber es geht nicht ohne Kampf ab, Confetti, Blumen werden den Angreifern ins Gesicht geworfen, die Hüte in Kopf geschlagen, ja auch der gedrehte Plumpsack tanzt auf ihrem Rücken. U. während wir uns gegen die unten wehren, kommt vom Balcon neben uns eine lange Stange mit wehendem Tuch u. löscht uns höhnisch die Lichter. Senza moccoli rufts höhnisch von allen Seiten, aber schon Manchem, der das Licht in schöner Frauenhand ausblies, gieng dafür ein Licht wie eine Pechfackel im Kopf auf. U. so in Sturm u. Abwehr — die viel Wachsflecken auf Kleid u. Hand zurückläßt, verfliegt eine Stunde — da hallen die Glocken — Ave maria — die Lichter verschwinden — der Carneval ist aus — die Tasche

um einige Scudi leichter — felice notte, u. Asche aufs Haupt gestreut, das ist das Ende vom Lied. —

— Also waren wir zusammen im Carnevalsscherz zu Rom; ich hoffe, daß Du Dich gut dabei unterhalten hast. Viel tausend Grüsse an die Eltern u. Ida, — den Kuß an des Pabsts Pantoffel habe ich in feierlicher Audienz abgegeben; der heilige Vater sprach: „Gib ihr zwei zurück, u. ihrer holden Schwester auch zwei, aber nicht auf den Pantoffel, u. zittre nicht, mein Sohn." Ich werde trotz meines Unglaubens dem Papste hierin treuen Gehorsam leisten. In 3 Tagen reis ich nach Neapel; im Herbst hoffe ich Dich wiederzusehen. Leb wohl, u. bleib in Gnaden gewogen

Deinem demüthigen Vetter

Josephus.

Wenn Du meine Schwester Marie, die mir seit Monaten nicht mehr geschrieben hat, siehst oder ihr schreibst, so sei ersucht, ihr auch ein Weniges von diesem Brief zu erzählen. Ich schreibe ihr erst von Neapel aus.[52])

„In 3 Tagen reis ich nach Neapel." Im ersten römischen Brief an Emma hatte Scheffel geschrieben: „Ich bleibe bis Ostern hier, dann geht's nach Neapel." Das klang wie Vorbereitung zu einer Reise, mit deren Absicht er sich zunächst begnügte. Jetzt aber ging er mit Sturm an den Aufbruch. Der wildblütige Carneval Roms hatte Nerven und Gedanken aufgeschüttet und ein erhöhtes Lebensbewußtsein geweckt. Eine Steigerung schien nach diesen Karnevalstagen nicht mehr möglich. Das zum Schaffen erstarkte Wollen aber nunmehr einem alltäglichen Einerlei anzupassen, das ging nicht an, weil dadurch das erdrückt worden wäre, was jetzt hochgewuchert stand und sich um jeden Preis entfalten sollte. Es gibt Dinge, die nur dann ihren vollen Wert für uns behalten, wenn wir selbst uns ihren Entstehungsbedingungen entziehen. Hier in

Rom wäre aus dem „Trompeter von Säkkingen" eine melancholische Tirade geworden, oder er wäre nie entstanden. Denn für Scheffel war Rom seit dem Augenblicke, da sich der höchste Ausdruck des römischen Lebens mit seinem höchsten Stimmungsgehalt getroffen hatte, abgetan und nicht mehr unbedingte, in jeder Minute nutzbare und genießbare Gegenwart. Die Stimmungsreihe, die er in Rom ansammeln konnte, war jetzt für ihn abgeschlossen. Er hätte sie selbstquälerisch zerpflückt, wenn er länger geblieben wäre und hätte nichts von dem Schöpfergeist gewonnen, der in ihr steckte. Er reiste deshalb sofort ab und nicht erst zu Ostern. Über Neapel ging's nach Capri, und nun ward hier in einem Zuge „lerchenfröhlich" der Trochäenbau des „Trompeters von Säkkingen" niedergeschrieben. Heiße Jugend, die der Zukunft keinen Zoll breit entgegenkommt und die Gegenwart als selbstverständlichen Besitz hinnimmt, sprühte um und auf. Abgetan war alles, was als Neid, Haß und Philisterium einst gekränkt hatte, und angetan alles, was Schönheit und Freude war. Frei von neuem war das Herz, denn nichts macht klingender und freier als das künstlerische Schaffen, und sehnsüchtig von neuem in großer, sich im Lied erlösender und dennoch nie erlöschender Leidenschaft.

„Sonne taucht in Meeresfluten,
Himmel blitzt in letzten Gluten,
Langsam will der Tag verscheiden,
Ferne Abendglocken läuten —
    Dein gedenk ich, Margaretha.

Haupt gelehnt auf Felsens Kante,
Fremder Mann in fremdem Lande,
Um den Fuß die Wellen schäumen,
Durch die Seele zieht ein Träumen —
    Dein gedenk ich, Margaretha." [53])

Also war der Drang beendet; in acht Wochen hatte sich die Brust von allem Druck befreit. Scheffels Körper und Persönlichkeit bäumten sich wieder auf und fanden den Schwärmer, der die reife Freude, mit der Scheffel das Leben genoß, zum weltentlegnen Enthusiasmus spornte. Der junge Paul Heyse, damals leuchtend schön, stürmend und sinnlich, hatte Scheffel in Sorrent den ersten Händedruck für den „Trompeter" gezollt. Scheffel dankte mit warmer Anerkennung für Heyses „L'Arrabiata". Zwei Poeten, die eben ihre erste größere Dichtung vollendet hatten und nun die Welt von neuem spiegelnd in sich aufnahmen; zwei Menschen, jung, schön und mit allen Nerven dem Leben zugewendet: der eine männlich und festen Schritts, voller Gedanken und von jener sonnigen Heiterkeit, die nie der Sterne flucht, wenn sie sie nicht findet; der andere jugendlich, feurig, an sich reißend: das gab Tage höchsten, den ganzen Wert des Daseins erkennenden und ihn im Ausbruch der Freude am wahrsten nützenden Genießens. Lieder entstanden, die mit ihrem Frohsinn später in den „Gaudeamus" aufgenommen wurden. Und der dreiundzwanzigjährige Heyse nahm aus diesen, von Scheffels Dichtergeist umflogenen Sorrentiner Tagen Eindrücke mit, die sich neu belaubten, als er nach fünfundzwanzig Jahren wieder nach Sorrent kam.[54]) Aller Schönheitsklang war hier von den beiden aus dem Leben gehoben worden. Da schlug das ein, was Scheffel später in seinen Briefen an Emma als die Bleigewichte des Lebens bezeichnete: Es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Marie hatte Anfang April ihre Verlobung aufgelöst; die Aufregung hatte sie krank und elend gemacht, und nur die Anwesenheit des Bruders könnte nach ihrer Meinung helfen. Das hatte die Majorin dem Sohne geschrieben. Am 5. Mai reiste er ab.

Das Haus in peinlichster Erregung über die vorangegangenen Dinge; Marie krank; der Major in starkem Zweifel, ob das bei der Heimkehr Scheffels eben vollendete Jahr Italien von greifbarem Nutzen für den Sohn gewesen sei: das war die Empfangsstimmung in der Stephanienstraße. Ein Stoß Skizzen, kein größeres Gemälde, doch statt dessen das umfangreiche Manuskript einer Dichtung, die nicht im Programm der Ausreise gestanden hatte, wurde als Ergebnis vorgewiesen. Der Major berechnete mit objektiver Kritik, daß man sich nach diesem Resultat die Malerhoffnungen aus dem Kopfe schlagen müsse, daß man auf Grund des epischen Manuskripts diese Hoffnungen nicht sofort auf den Dichter übertragen könne, daß also abermals nichts anderes übrig bleibe als die Beamtenlaufbahn. Scheffel widersprach: er sei als Künstler schöpferisch genug und die Geringfügigkeit der Leistung läge an den Verhältnissen. Dem Major aber leuchtete das nicht ein; er schlug schließlich die Universitätskarriere vor, und Scheffel gab nach.

Es gehört zu den tiefen Kränkungen eines von innerer Schönheit umfangenen Menschen, wenn plötzlich das, worauf er rein und zuversichtlich gebaut hat, als unecht und kleinwertig abgewiesen wird. Seine besten Empfindungen erfahren dadurch eine Kritik, gegen die er sich nicht schützen kann. Er sieht Gefühle offen liegen, die nur im Verborgenen blühen und erfreuen konnten, und erfährt jenes Unbehagen der Scham und des Verlustes, das sich einzustellen pflegt, wenn das Beste seines Wesens dem Mißverständnis ausgeliefert ist. Scheffel, kaum heimgekehrt mit Erlebnissen, wie sie schöner und ihn befriedigender sein Leben nie durchzogen hatten, sah sich in Karlsruhe sofort wieder von allen Mißgünsten eines die Wirklichkeit gebietenden Alltags eingeschlossen. Er sträubte sich,

aber schon dieses Sträuben war seiner sensitiven Natur Hemmnis und Enttäuschung genug. Briefe, die damals von ihm an Frau Engerth nach Rom und an Schwanitz nach Eisenach abgingen, gaben diesen Stimmungen deutlichsten Ausdruck.[55]) Er war mit sich wieder vollkommen in die Irre geraten. Er hatte seinem Vater das Einbiegen in die Dozentenkarriere zugesagt und hatte sich sofort auf den Weg dahin bemüht. Aber er wußte genau, daß über kurz oder lang auch daraus nichts werden würde, wenn er seine Künstlerschaft nicht einbüßen wollte. Und eine zweite Frage. Was sollte unter diesen Verhältnissen aus der Leidenschaft zu Emma werden, die ihn durch Italien sehnsüchtig begleitet hatte, und die jetzt in der Heimat nur größer aufstieg? Er hatte „der schlanken Emma" aus Genua einen silbernen Pfeil „in ihre kastanienbraunen Haarflechten" mitgebracht und ihn ihr am 11. Juni nach Zell geschickt. „Sollte es mir möglich werden", schrieb er in den Begleitbrief, „im Laufe des Sommers noch persönlich die Aufträge, die mir der Pabst für Zell a. H. mitgab, zu überbringen, so wäre mir das eine ungeheure Freude, zumal da ich Gefahr laufe in Karlsruhe an der stillen Langweile zu Grunde zu gehen; — wo nicht, so bitte ich um Beileid und um geneigtes Andenken. Ich grüße die lieben Eltern, den laufenburger Vetter und die Tannenbäume im Harmersbacher Thal. Errrrrrrrgebenst Joseph Scheffel." Trotz des scheinbaren Humors dieser Worte, der immer herbeigeholt wurde, um die innere Melancholie zu verdecken, ein voller Überdruß am Leben! Er wußte nicht, daß nunmehr auch der Traum seiner Dichtung an der Wirklichkeit zerfliegen sollte.

Heinrich Pauli, der Pfarrerssohn aus Kettenheim, hatte in dieser Zeit in Zell eine ernsthafte Bewerbung um Emma vorgebracht. Aber der Apotheker Heim hatte aus Gründen,

die hauptsächlich in Paulis Familienverhältnissen zu suchen waren, abgelehnt. Die Paulischen Familienverhältnisse ordneten sich bald, Pauli war überdies inzwischen Advokat in Alzey geworden und schrieb Mitte Juli, daß er jetzt, da sich alles geändert hätte, noch einmal kommen wolle. Um bei einer zweiten Ablehnung nicht zugegen zu sein, wurde Emma von ihrer klugen Mutter nach Offenburg zur Tante Marie Gottwald, einer Nichte des Majors, dirigiert. Die Gottwalds hatten dicht am Markte von Offenburg ihr Haus. Es war zweistöckig, hatte an der linken Seite einen großen Torbogen und war dem Scheffelschen in Karlsruhe sehr ähnlich. Es stand etwas vorgerückt in der Straße; man sieht es deshalb sofort, wenn man vom Bahnhof her die lange Hauptstraße heraufkommt. Heute ist es ein weiß angestrichenes, mit großen, bis zur Erde reichenden Schaufenstern versehenes Kaufhaus, das nur mit seinem Giebel noch an den alten Bau erinnert. Als Emma sich anmeldete, hatte die rührige Tante Gottwald nichts Eiligeres zu tun, als Scheffel nach Offenburg zu rufen, mit dem Bedenken, daß es jetzt Zeit sei, eine Werbung bei Emma vorzubringen.

Scheffel kam. Der Zeitpunkt war so unglücklich wie möglich getroffen. Der Dichter hatte die Base ein Jahr lang nicht gesehen; er war in Italien gewesen, und seine Gedanken und Empfindungen hatten eine Richtung genommen, die weit über die Grenzen hinausgegangen waren, die sie in Bruchsal hatten. Dazu die verworrenen Verhältnisse in Karlsruhe. Emma war inzwischen achtzehn geworden und war eine Umworbene. Die Zeit hatte ihn nicht umzubilden vermocht; aber vielleicht sie? Eine Natur wie er, der immer erst Stimmungen empfangen wollte, ehe er welche gab, stand fragend vor dieser Begegnung; tastend und suchend, ob der Grundton der Beziehungen

zwischen Emma und ihm derselbe geblieben war, denn Menschen wie die Beiden fanden nicht in äußeren Dingen den Boden ihrer Zusammengehörigkeit. Emma trat dem Dichter mit der ganzen Offenheit ihres Wesens entgegen. Sie hatte keine Ahnung, weshalb er gekommen war. Hätte sie eine Ahnung gehabt, so hätte sie Scheffel diesen Gang, für den seine von Grund auf zage Natur ganz und gar nicht eingerichtet war, erspart. Denn Emma hatte, was niemand wußte, zu dieser Zeit bereits ihre Hand einem dritten Bewerber versprochen, dem Kaufmann Hektor Mackenrodt, der die Zeller Porzellanfabrik im Auslande als Reisender vertrat. Mackenrodt sollte in einer der nächsten Wochen von einer englischen Geschäftsreise zurückkommen, und Emma wußte, daß er dann den alten Heim um sie bitten würde.

Die näheren Umstände der vergeblichen Werbung Scheffels um Emma Heim, wie sie im folgenden klargelegt werden sollen, werden hier natürlich nicht um ihrer Szene willen mitgeteilt. Da genügte die Vermeldung des Ergebnisses. Doch weil diese Werbungsgeschichte das Charakterbild des Dichters typisch beleuchtet, und weil sie literargeschichtlich von starkem Interesse ist, möchte sie in ihrem Verlaufe vorgetragen sein. Gleichzeitig sollen dadurch die zahlreichen falschen Angaben über dieses Lebenskapitel Scheffels zerstreut und richtig gestellt werden. Einige Seiten vorher ist die Kombinationsfreude, mit der die Biographen sich gerade dieses Ereignisses angenommen haben, schon kurz angedeutet worden. Die Entstehung und die Idee des „Trompeters von Säkkingen" waren so in ein schiefes Licht gestellt. Da die Gegenbeweise ausblieben und ausbleiben mußten, weil nur Emma allein sie in der Hand hatte, regte die Phantasie weiter ihre Flügel. Karl Emil Franzos rief gar den Dichter

selbst zum Zeugen seiner Angaben auf. Er schrieb im Februar 1888 in der „Deutschen Dichtung" (III, 9, S. 271): „Daß Scheffel bereits als Student eine große Anzahl feuchtfröhlicher Lieder gedichtet, war bekannt .... Daneben entstanden auf der Universität auch schon einige ernste, lyrische Gedichte, darunter jenes, welches das vielleicht populärste dieses Jahrhunderts wurde: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen". Daß es Scheffel als Student gedichtet, konnte ich schon in einem Nekrolog unmittelbar nach seinem Tode auf Grund einer mündlichen Äußerung, welche er mir vor Jahren hierüber gemacht, mitteilen; ein hervorragender Literaturhistoriker meinte damals, warum weiß ich nicht, es sei dies vermutlich ein Gedächtnisfehler des Dichters gewesen, doch hat die Sache ihre Richtigkeit." Die Sache hat nicht ihre Richtigkeit, wie im folgenden mit einem echten Zeugnis des Dichters nachgewiesen werden soll. Möglich auch, daß Scheffel Karl Emil Franzos die Entstehungszeit dieses, höchstem Schmerz entborenen Liedes angegeben hat, dann aber absichtlich falsch, weil der Dichter nichts peinlicher empfand, als über seine innersten Angelegenheiten ausgefragt zu werden.

Scheffel blieb drei Tage in Offenburg. Er hatte am ersten Tage kein einziges Wort der Aussprache mit Emma. Man hatte Besuche gemacht und sich wieder ganz in die naive Heiterkeit von ehemals zurückgefunden. Der Vetter und die Base: Beziehungen, die Scheffel selber einmal ins Treffen geführt hatte, damit in Bezeugungen warmer Höflichkeiten nicht gleich allerlei Mißverständnisse gewittert würden. „In einem wie im andern Falle dürftest Du mir übrigens getrost eine Nachricht zukommen lassen," schrieb er am 6. März 1852 von Bruchsal aus an Emma, in demselben Briefe, in dem er ihr seine Reise nach Italien ankündigte, „denn ein Vetter, und dazu ein so

harmloser wie ich, hat das Vorrecht, mit seiner Cousine sich auch dann noch unbefangen zu unterhalten, wenn ein sonstiger Mann und Nichtvetter mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zu verstummen hat." Ihm zwar war Emma längst „mehr als Cousine". Aber ihr diese Meinung mit allen Mitteln aufzudrängen oder aufzubetteln, das ging ihm gegen die Natur. Ihm war ihre in Kettenheim plötzlich aufgeblühte Erscheinung in den Oktobertagen 1851 zum Erlebnis geworden. Aber das Erlebnis war kein gegenseitiges. Bei Emma war die Gewohnheit des verwandtschaftlichen Verhältnisses mitbestimmend für ihr Verhalten dem Vetter gegenüber. Das achtzehnjährige, zu starkem Familiensinn erzogene Mädchen verstand von diesem Standpunkte aus manches falsch oder garnicht, was es vielleicht anders aufgenommen hätte, wenn Scheffel nicht als Vetter regelmäßiger Gast in der Apotheke von Zell gewesen wäre. Die Gewohnheit macht kurzsichtig. Schicksale waren noch nicht aufeinandergeprallt, um tiefer sehen zu lassen, und die Seelenkraft zu erproben. So lagen die inneren Gründe. Sie wirkten so entscheidend wie die äußeren, daß Scheffel jetzt mehr als je ohne sicheres Lebensziel war. Denn die Stärke besaß er nicht, sein Mädel in den Arm zu nehmen und um ihres Besitzes wegen wieder in die Beamtenlaufbahn zurückzukehren. Dagegen wehrte sich sehr gesund sein Genie.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Scheffel kam am Morgen vom „Schwarzen Adler", der schrägüber dem Gottwaldschen Hause stand und noch heute dort steht mit seinem Torbogen und seinen vielen kleinen quadratischen Fenstern, zu Emma herüber. Frau Gottwald schlug einen Spaziergang nach dem Offenburger Walde vor. Man ging hinaus; Scheffel erklärte die Landschaft, wie man sie mit Maleraugen sehen müßte, skizzierte einiges, erzählte von Italien, doch das Wort

der Werbung fand er auch hier nicht. Marie Gottwald verzagte. Sie riet zur Heimkehr, denn überdies strich der Wind durch die Blätter, und in der Luft lag die Schwüle eines heranziehenden Gewitters. Ehe man den Wald verlassen hatte, tropfte es, ein donnerndes Gewitter brach los, und der Regen goß in Strömen. Emma, das „schlanke Reh", schritt voran durchs Gehölz und drängte, nur schneller zu kommen, wenn man nicht völlig durchnäßt zu Hause anlangen wolle. Und nun fand in diesem Regenschauer Scheffel sein erlösendes Wort: „Ich denk, daß mir uns heirate solle", war seine Antwort auf Emmas Drängen !— — Wir können mit vollem Recht diese eigenartige Werbung komisch finden, denn echte Komik ist nicht Witz; Komik ist Gefühl, unwillkürlich niedergewirbelt und unbewußt verspottet durch den Gegensatz der Wirklichkeit. Aber dies Geschehnis liefert mehr noch einen grundtiefen Einblick in Scheffels Wesen. Erst Geibel, dann Eginhard und jetzt ein Donnerwetter: alle drei hatten sie ihren gleichen Zweck. Dieser feine Poet war keine Schwätzernatur, ihm lag das Herz weit ab vom Munde. Was ihn bewegte, ward schweigend dem Lied anvertraut. Er sprach bis zum Erscheinen des „Trompeters von Säkkingen" zu niemandem als nur zu seinen Eltern und Marien von dieser Dichtung, und er sollte nun die besten Wünsche seines Herzens hersagen! Das brachte er nicht fertig, das konnte höchstens halblaut geschehen und in einem Augenblicke, in dem es keiner vermutete. Timide de coeur. Nun der Ton einmal angeschlagen war, ging das Weiterspiel leichter fort. Am Abend begann Scheffel selber: „Du hast mir noch keine Antwort gegeben." Und Emma erläuterte ihm, daß sie — Liebe nie für ihn empfunden und daß sie in ihm immer nur den Vetter gesehen hätte. Er erwiderte, daß alles das, was er da sage und wolle, auch nicht gleich besessen wer-

den könne, denn die Bleigewichte des Lebens würden ihm jetzt den eigenen Herd zertrümmern. „Willst Du auf mich warten?" fragte er. Keine Antwort. Am nächsten Mittag nahm er Abschied und ging.

Ging ungekränkt:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drinn' von Lieb' und Glück ein Schein:
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein! —

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu dir hinan.
In deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke dir mein junges Leben weih'n:
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein! —

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich dein!
Behüet dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüet dich Gott, es hat nicht sollen sein!" [56])

Ging ungekränkt. Sieben Jahre später war er anders aufgesessen und hatte als „Magnus vom finstern Grunde"

mit grimmen Waffen Abrechnung gehalten für eine Kokette-rie, die seinen Stolz verwundet hatte. Da ging sein Nacken hoch, und wie Keulenschläge troff der Hohn herab. Doch hier vor diesem reinen Mädchen, das offen sein Herz wahrte, verkehrte sich seine Liebe nicht zur Verachtung. Er floh nicht vor sich selbst wie ein Gezüchtigter und brauchte keine Demütigung abzuschütteln. Er ging um eine Hoffnung ärmer: ein Zustand, der ihn anfangs fast zur Verzweiflung trieb und ihn in die Berge verschlug, statt auf den Heimweg nach Karlsruhe. Und in diesen Tagen entstand die melancholische Weise des „Behüet dich Gott". Aber der Siebenundzwanzigjährige war zu gesund, um gegen seine innere Zerrissenheit nicht sofort die Kraft seiner zielvollen Persönlichkeit auszuspielen. In ihm stieg die Leidenschaft zu Emma oft mächtig auf, doch die Zeiten waren noch nicht gekommen, da er sich täglich die Ruhe um den Verlust Emmas abringen mußte. Er war jetzt in der Vollkraft seines Schaffens und hielt den hellsten Stern am Firmament für den seinen. Und seine Liebe war zu groß und tief, als daß nur der Besitz Emmas sie ihm erhalten könnte. Dichter sind Seher. Scheffel sah, daß hier die Schönheit des Leibes der Schönheit der Seele glich. Er war Poet und empfand jede hohe Schönheit als Erlebnis. Derlei Erlebnisse aber wachsen, wenn sie erneut genossen werden, und ihre Wurzeln werden stärker. Wie Kettenheim, so blieb dem Dichter auch Offenburg unvergessen. Die Erinnerung daran geht viel durch seine späteren Briefe an Emma. „Mein Zimmer im Adler," so schrieb er ihr am 6. September 1871 von Offenburg, „ist gegenüber von Joseph Gottwalds Haus .... 1853 kam ich dahin und sah Dich in schwarzen Schleifen und Wimpeln und hatte so viel zu sagen und sagte nichts aus Schüchternheit — und die gute Marie Gottwald gieng mit uns in das große Gewitter ...

von 1853 bis 1871 .... seitdem ist viel Wasser und viel Blut geflossen, und doch leben wir noch freudig auf dem alten Planeten, der sich Erde nennt und so sonderbare Bewohner hat." Scheffel war der Humor ebenso kräftig beigegeben als die Schwermut. Er drängte sich auch bald nach dem Offenburger Erlebnis durch seine Stimmungen und formte sich im August 1853 zu den folgenden, schnell hingeworfenen Versen an die Base:

„Und wiederum ein andermal,
Im Sommer dreiundfünfzig,
Da fuhr er mit der Eisenbahn
Hinauf in's Thal der Kinzig.

Und als er kam die Straß' herauf,
Am Fenster tat sie stehen.
Sie trug ein schwarzes Band im Haar,
Von Weitem sah er's wehen.

Sie trug um den schlanken Schwanenhals
Ein schwarzes, langes Bändlein,
Es schmückte ein Band von der gleichen Farb'
Die lilienweißen Händlein.

Und als er die schwarzen Wimpel sah,
Da ward ihm gar traurig zu Sinnen,
Es ging eine Liebe ins tiefe Grab,
Und er fuhr wieder von hinnen.

Und gäb's im Land' keine Eisenbahn,
So käm' man so leicht nicht zusammen,
Und wär' die Bas' nicht so heillos schön,
Geriete kein Vetter in Flammen."

Die Strophen des „Behüet dich Gott!", die reinerer Melancholie entsprungen waren, als diese Verse, hatte Scheffel nicht an Emma geschickt. Er hätte es getan, wenn sie über allem

Schmerz sieghaft die Fahne des Humors trügen. Das „Behüet dich Gott!" hatte seine tiefere Bedeutung. Es wurde so gefühlswuchtig, daß es selbst über den Augenblick des Offenburger Erlebnisses hinausging und erst im dritten Verse zu ihm zurückkehrte. Es begreift die ganze Wirrnis der Zustände in sich, die sich seit Scheffels Rückkunft aus Italien eingestellt hatten. Was hatte das „Sehnen und Dichten", das sich zum „Trompeter von Säkkingen" kristallisiert hatte, als Erfüllung gehabt? Das Voneinandergehn. Ebenso waren die Lebenshoffnungen zusammengefallen. Ende Juli 1853, gleich nach der Offenburger Begegnung, entstanden die Strophen. Außer ihnen wurden zur selben Zeit noch das elfte der „Lieder jung Werners": „Ein' festen Sitz hab' ich veracht't", und das erste von „Werners Liedern aus Welschland": „Mir ist's zu wohl ergangen" gedichtet. Sie drei wurden dann von Scheffel nachträglich in das Manuskript des „Trompeters" eingeschoben, störten mit ihrem neuen Ton den bisherigen organischen Aufbau der Trompeterlieder und schufen so über die innere Entstehungsgeschichte der Dichtung viel Mißverständnisse. Dadurch daß die Biographen die hier mitgeteilten Tatsachen und Zeitangaben, an die sich das „Behüet dich Gott!" und die beiden andern, die gleiche Stimmung bergenden Lieder Werners anschlossen, nicht kannten, befestigte sich jene irrige Meinung, die die Entstehung der drei Lieder vor oder in die italienische Zeit des Dichters setzte. Sie bewirkte also die Annahme, daß schon während des Dichtens des „Trompeters von Säkkingen" die verlorene Liebe statt der erhofften den Stimmungston der Dichtung angefeuert habe. Eine Annahme, die im Verlaufe dieser Darstellung stets abgelehnt worden ist, und die nun durch den Entstehungsnachweis des „Behüet dich Gott!" vollends zersplittert ist.

Am 15. August 1853 verlobte sich Emma mit dem Kaufmann Mackenrodt. Scheffel war in Heidelberg, suchte dort gelehrte Beziehungen für seine Dozentenlaufbahn und saß über einer rechtshistorischen Abhandlung, der dann die Idee zum „Ekkehard" entsprühte. Da kam die Nachricht von Emmas Verlobung gerade recht, um in ihm von neuem „ein Gefühl unendlichen Ekels" für seine äußeren Lebensverhältnisse aufzureizen. Alle Arbeit, alle Erfahrungen, Enttäuschungen und Mißgünste des letzten Jahres stauten sich auf. Die Rückwirkung blieb nicht aus: ihn befiel eine hartnäckige, schmerzhafte Augenentzündung. Zehn Wochen hielt die Krankheit an. Der einzige Trost war, daß sich inzwischen ein Verleger für den „Trompeter von Säkkingen" gefunden hatte.[57]) Anfang Dezember erschien die Dichtung, und am 20. Dezember schickte sie Scheffel an Emma mit dem folgenden Begleitbrief:

Heidelberg 20. December 1853
(bei Schlosser Kraus am Museum.)

Verehrte Cousine Emma,

Nach langer Unterbrechung darf ich einmal wieder schreiben, seit vielen Monaten plagt mich eine Augenentzündung u. ich will in jeder Beziehung hoffen, daß Du seit dem grossen Wolkenbruch zu Offenburg anmuthigere Tage verlebt hast als ich. Inzwischen hast Du Deinen großen Entschluß gefaßt — ich erlaube mir Dir aus dem Grund meines Herzens Glück zu wünschen, — Dir u. Deinem Bräutigam, dem ich mich anmit bestens empfehle, u. von dem ich überzeugt bin, daß er Dich hegen u. pflegen wird wie ein Juwelier seinen theuersten Edelstein.

Die Aerzte haben mich schwer geplagt u. mir Höllenstein ins Aug' geträuft, sonst käm' ich mit meiner Gratulation nicht so spät. Damit ich nicht ganz mit leeren Händen

komme wie ein hinkender Bote, lege ich Dir das beifolgende Büchlein zu Füssen, was Dir wahrscheinlich nicht bekannt ist; — es interessirt Dich vielleicht nebenbei auch ein wenig wegen des Verfassers, der ein naher Bekannter von mir ist u. ein recht ehrenhafter Mann. Neulich hat er mir auch scherzend gesagt, es stünde ein Lied in dem Büchlein, das sei ihm an einem regnerischen Sommersonntag eingefallen, nachdem er in Offenburg von seiner Base Abschied genommen u. über die Berge nach Oberkirch gewandert sei.

Welches mag's sein?

Ich bitte Dich, mir auch im neuen Jahre soweit gewogen zu bleiben, als eine Base überhaupt ihrem Vetter von Rechtswegen gewogen sein soll. Es wäre mir äusserst wichtig, zu hören, ob u. wie Dir u. Deiner Schwester Ida das Büchlein gefallen hat, u. Du wirst mich sehr verbinden, wenn Du mir oder meiner Schwester Marie einmal Dein Urtheil schreiben wolltest, denn Ihr Frauenzimmer seid über die Dichtung viel richtigere Urtheiler, als die Gelehrten.

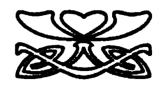
U. somit behüt Dich Gott! Glückliche Weihnachten u. glückliches Neujahr wünscht Dir u. den Deinen

Der ergebene Vetter

Josephus.

Ein Brief, der wertvoll dokumentierend den ganzen Umkreis der Trompeterforschung abschließt, denn er ist gleichsam die Widmung der Dichtung an Emma. Er ist das echte Zeugnis dafür, wann und für wen das Lied „Behüet dich Gott!" entstanden ist; er zerstäubt die irrige Meinung, die im „Trompeter von Säkkingen" die Dichtung des Verlustes und der Entsagung sah, und er zeigt die Tiefe einer Dichterliebe, die nie an ihrem großen Gefühl irre werden konnte. So schuf sich immer fester der Boden, auf dem Jahrzehnte hindurch Empfin-

dungen gedeihen konnten, die von Jahr zu Jahr lichter und sturmloser wurden und selbst die zermürbende Melancholie Scheffels zur Ruhe klärten. 1853 waren sein Leben und Lieben noch im vollen Aufwachsen. Schicksale standen bereit, wie sie schwerer kaum ein anderer Poet erfahren hat. Da entrangen sich ihm als Zeugen der inneren Kämpfe und des vergossenen Herzbluts der „Ekkehard“ und die Lieder der „Frau Aventiure“. „Von Liebe und Leben scheidend“ ist das schwerste dieser Lieder. Es war im Spätsommer 1860 nach einem Besuch Emmas in Karlsruhe gedichtet worden. Ende Oktober las es ihr der Dichter im Garten der Stephanienstraße vor. Immer wieder sprach er bewegt und nachdrücklich die Worte: „Hier war's, o mein Eins und Alles, wo ich dich verloren hab'“. „Aber Josef, wir haben uns ja nicht verloren,“ beruhigte Emma. Da faßte er ihre beiden Hände und preßte seinen Kopf darein: „Gottlob, Gottlob, wir haben uns nicht verloren!“ —

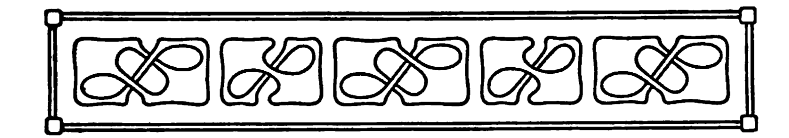


5.

Schicksale.

„Er rannte bergab, das Leben war ihm eine Qual, und doch tastete er am abspringenden Boden und stemmte den Speer ein, um nicht hinabzustürzen, und den herankletternden Spukgestalten in die Hände zu fallen."

„Ekkehard",
22. Kapitel „Auf dem Wildkirchlein".



Scheffel war wieder gesund. Die Schuppen seiner Augenkrankheit waren gefallen. Er reiste von Karlsruhe nach Heidelberg zurück, um die Studien über die „Casus Sancti Galli“ fortzusetzen. Aber der gelehrte Geist, in dem die Habilitationsschrift zu leisten war, war nicht gewichtig genug, seinem Genie zu trotzen. Vielleicht hätte der Druck in dem schmalen Stiegenhause der Stephanienstraße länger angedauert, doch hier in Heidelberg hatte er geringere Zeit. Hier fluteten sonnige Erinnerungen vom Neckartal herüber; denn hier war in früheren Tagen überlegenen Frohsinns das wundersame „Alt Heidelberg du feine“ gesungen, und der Alltag donnernd und blitzend vom Humor des „Engeren“ übertönt worden. Jetzt aber lebten und zechten die alten Recken des „Engeren“ noch wie damals!

„Zwei Kesselpauken dienten als Orchester
Und eines Ofenschirms gewalztes Blech,
Das dröhnte oft zum Rundgesange fester
Denn Meeressturm und wilden Heers Gezech.
Zum lustigen Wort fand sich die lustige Weise
Und oft scholl Beifall unsrer schlichten Art,
Als läg' in diesem Maiweinnippekreise
Waldmeisters Wunderhorn als Schatz bewahrt.“ —[58])

Vielleicht können wir uns heute in unserer, dem Kritizismus zugeneigten Zeit kaum ein richtiges Bild machen von dem genießenden und tapferen Humor der Männer, die im

„Engeren“ ohne Standesneid und parteiliche Kleingeisterei beisammen saßen und das große immer Gültige aus dem Leben zogen. Man sehe sich diese Garde einmal an: jeder ein Charakterkopf! Der Historiker Ludwig Häusser, der Rechtsphilosoph Ludwig Knapp, Heinrich von Treitschke, Wattenbach, der Pfarrer C. Schmezer, A. L. von Rochau, der Germanist Karl Hahn, der Philologe Ludwig Süpfle u. a., alles erleuchtete Köpfe, die den Traditionsenthusiasten in Wissenschaft und Leben manche harte Nuß zu knacken gaben; Männer, die ihre Persönlichkeit auf dem Katheder und der Kanzel so wuchtig einsetzten wie am Kneiptisch. Wie sich der Sinn des Lebens mannhaft und beständig im Humor zu spiegeln vermag, zeigte sich hier. Niemand schied mit gestreckten Waffen aus diesem Kreis. Um eine bloße Zerstreuung zu bieten, war der „Engere“ nicht oberflächlich genug. Sturm und Ironie, Denken und Erleben waren die Elemente, die jeder beim Weine in lachende Erkenntnis umsetzte. Man war unter Lachen geistvoll, und man war unter Lachen banal. Nur den Mittelweg hielt man nie: die philiströse Behaglichkeit. Was hier im Laufe der Jahre in Scheffel an Liedern entstand, vom „Zwerg Perkêo“, dem „Rodensteiner“ und „Enderle von Ketsch“, vom „Schwarzen Wallfisch zu Askalon“, und „Pumpus von Perusia“ bis zum „Guanolied“ und der ganzen petrefaktischen „Saurierei“, hat höhere Bedeutung und andern Namen als das Wort „Saufpoesie“, mit dem uns hie und da „hochverständige Strohspalter“ diese kräftigen, den höchsten Ausdruck germanischer Trinkpoesie offenbarenden Lieder verübeln wollen. Sie durchbrachen „mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegenjubelt.“[95]) —

Das war eine Lebenskunst! Sie zog alle Kräfte zusammen und gab das rechte Wort für den gesunden Egoismus, der das Wertvolle der Persönlichkeit um jeden Preis zu retten geneigt ist. Scheffel kamen jetzt durch den mit Hingebung gepflegten Verkehr im „Engeren“ die Anstöße an die Grundnatur seines Wesens: frei sich Bahn zu brechen, von allen Seiten zu. Wo stand er jetzt? Äußerlich nicht einen Schritt weiter als vor einem, als vor zwei Jahren. „Der Trompeter von Säkkingen“ tauchte nicht gleich von aller Welt bewundert aus der Flucht der litterarischen Erscheinungen auf. Und selbst wenn er es getan hätte! Scheffels Genie taugte nicht dazu, sich nach der Uhr stellen zu lassen, um pünktlich jedes Jahr mit einer neuen Dichtung aufzuwarten. Ehe innerlich nicht alles fertig in ihm war, konnte keine Zeile poetische Form gewinnen. Er hatte in der Neujahrsnacht 1851/52 an Emma geschrieben: „Bei solchen Zeitabschnitten pflegt der Mensch in sich zu gehen; er fragt sich: wozu bist Du eigentlich auf der Welt — diesem Chaos der Verwirrung? — Dergestalt habe auch ich mich ernstlich gefragt.“ Was wäre bei der gleichen Frage heute herausgekommen? Fast dasselbe wie damals — doch mit dem Unterschied, daß der aus Italien heimgekehrte und sofort mit allen „Bleigewichten des Lebens“ belastete Scheffel jetzt die echte Reife des Mannes und des Dichters in sich spürte. Bruchsal war vor zwei Jahren verschmäht worden, weil der Trotz des Künstlers keinen aufgeladenen Zwang ertragen konnte; jetzt aber schwieg der Gelehrte, weil innere Lebensinteressen zu erhalten waren. Der Ritt gegen störend aufgewucherte Prinzipien war dem Kampfe um eine feste, tüchtige Weltanschauung gewichen. Nicht das Stehenbleiben, um zu genießen und dann den Augenblick in einer lyrischen Stimmung abzutun, ward als Ziel vorgerückt, sondern der Wille,

einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Persönlichkeit das Leben kommandieren könne. Der Gedanke und die Tat traten an die Stelle der Leidenschaft. „Täglich und stündlich, wenn er die allezeit schönen Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Luft mit vollen Zügen einsog, kam es ihm mehr als ein Rätsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Erklären und Deuten vergilbter Schriften gesucht, und hernachmals an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt; laß stürzen, Herz, sprach er, was nicht mehr stehen mag, und bau' dir eine neue Welt, bau' sie dir tief innen, luftig, stolz und weit, strömen und verrinnen laß die alte Zeit!“ [60])

„Und hernachmals an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt.“ Wir kennen diese Geschichte. Ihre Grundakkorde hatte der „Trompeter von Säkkingen“ zusammenzuraffen gesucht, der jetzt von Scheffel — ein Beweis, wie entschlossen der innere Kampf auf der ganzen Linie entfesselt war — nicht mehr als genügende Leistung anerkannt wurde. Er sah in ihm eine Dichtung, die mosaiken schillerte, doch nicht der Preis eines nach großen Errungenschaften jagenden Lebens war. „Aufkeimende Neigung braucht Zeit, sich über sich selbst klar zu werden.“ [61]) In dem Satze liegt derselbe Ton, wie in jener Neujahrsnachtfrage, wie man sich nun mit dem Leben stellen solle. Es schritten wiederum Leben und Liebe Hand in Hand. Aber das subjektive Empfinden, das den „Trompeter von Säkkingen“ schuf, hatte sich jetzt zum objektiven Nachdenken erhöht. Leidenschaften siegen nie, und der Mensch leistet Großes nur, wenn er denkt. Offenburg war ein Datum, mit dem gerechnet werden mußte. Emma war verlobt; ihr Interessenkreis war weiter, aber auch einseitiger geworden. Vielleicht schloß sie sich ganz in ihn ein? Hohnvoll aufzulachen, dazu war diese Liebe zu tief; verzweifelt aufzuschreien

hätte mürbe gemacht; sich in sich selbst zu verspinnen und das Lied der Resignation anzuheben, wäre verächtlich gewesen. „Wenn der Adler siech wird und seine Augen dunkeln und seine Federn vergehen wollen, steigt er himmelan, soweit ihn seine Schwingen tragen. Sonnennähe verjüngt.“ 62) So sah jetzt bei Scheffel der Kampf um die Erhöhung des Lebens den Kampf um die Erhöhung der Liebe neben sich zur Seite. Zwei Streitgenossen, die, ohne durch die Melancholie gehemmt zu sein, eine Macht waren und die lebendige Tat im Gewande führten. Aus dem Aufjubeln der persönlichen Kraft heraus, aus der Verbindung von Lebens- und Liebeserkenntnis entstand nun Scheffels bedeutendste Dichtung: der „Ekkehard“! Äußere Veranlassung lag mannigfach in dem historischen Gebiet bereit, das Scheffel für seine Habilitationsschrift zu durchforschen hatte. Im Vorwort zum „Ekkehard“, diesen klarsten Fenstern in die Werkstatt eines Dichters, finden wir darüber die köstlichste Aufzeichnung.63) Die Wissenschaft galt ihm nur als die Folie, die jetzt der Griffel des Poeten beschreiben sollte. Er zog die Brücken, die nach Karlsruhe herüberführten, hinter sich hoch, knüpfte aus den Daten von Pertz' „Monumenta „Germaniae historica“, die in ihrem zweiten Bande die „Casus Sancti Galli“ enthalten, eine „Perlenschnur“ und war vollends im Banne der Poesie, als er „eines Morgens den Folianten Valet sagte“ und in der „ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus“ die Pergamente selber durchblätterte, die einst der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hatte. Er zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten. Es war im Vorfrühling 1854.

Scheffel ging an den „Ekkehard“ mit der ganzen Ruhe eines zu sicherer Weltanschauung gekräftigten Poeten. Zum

erstenmale bewegte ihn jetzt ein wirklich großes Kunstwerk mit breit ausgreifendem historischen Hintergrunde und einer Idee, die mehr als nur ein Gefühl war: die Erhöhung eines verketteten Menschenschicksals zu freiem, willkürlichem Flug. Ein hohes geistiges Ideal, dessen poetische Gestaltung im „Ekkehard" anfangs Schritt für Schritt weitergeht, sich nie überstürzt, sondern im Gegenteil manchmal behäbig abbiegt, ohne den Anstieg zum Ziele zu beschleunigen. Zwanzig Kapitel hindurch kommt so das Gleichmaß des „Ekkehard" nicht aus der Ruhe. Da tritt das Unerwartete ein: nachdem die erste Hälfte des einundzwanzigsten Kapitels „Verstoßung und Flucht" gleichsam der sengende Boden des sich auf ihm erhebenden Vulkans war, schlägt die Harmonie der objektiven Darstellung im zweiundzwanzigsten Kapitel „Auf dem Wildkirchlein" in absoluteste Subjektivität um und schreitet über den Rahmen der ganzen Dichtung hinaus! Ein Übermaß der Kräfte scheint mit einemmale losgebunden. „Sonnenwende! antwortete die Griechin."[64]) Und nun steht Scheffel auf der Gipfelhöhe seines Genies. Der Läuterung aus Schwachheit und Zweifel, die in dem Mönche Ekkehard innerlich und poetisch sofort nach dem Auftritt in der Burgkapelle vollzogen war, läßt er fast dramatisch die Probe durch die Tat folgen. Ekkehard vollbringt sie. Vollbringt sie, nicht daß er hingeht und sich durch milde Werke schier den Schimmer eines Heiligen holt, sondern daß er seiner nun geläuterten Weltanschauung durch eine Dichtung schöpferischen Pulsschlag gibt. Ein Siegespreis von ehrlicher Größe war errungen. Daß er nicht bloß die Stärke war, verzichten und sich ein Leben nach eigener Art zimmern zu können, sondern nach Kränzen griff, die nur dem Höchsterrungenen zufallen, ist ein wundervoller Gedanke, der den Zug des Bedeutenden an sich trägt. Im ganzen Umkreis der Scheffelschen

Dichtung finden wir ihn gleich genial und geistig nicht wieder.

„Sonnenwende! antwortete die Griechin!“ Das ist der scharfe Strich, der den „Ekkehard“ in zwei Teile schneidet. Scheffel selber hat diese Teilung des Romans äußerlich ganz genau angemerkt. Das Wort „Sonnenwende“ im 21. Kapitel des „Ekkehard“ ist in der ganzen Dichtung, außer den Schlußworten „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“, das einzige Wort, das zum Zeichen seines besonderen Wertes gesperrt gedruckt ist; und überdies bekräftigt darunter ein sogenannter Konkordanzstrich, daß nunmehr ein anderer Teil des Romans beginne. Zwar die Biographen schweigen, wenn wir sie fragen, wo diese stürmische Trennung, die sich dann groß und wundervoll wieder zusammenschließt, so plötzlich hergekommen sei. Dieser Sturm, in dem Scheffels ganzes Genie mitbrauste — denn wir stehen hier vor dem Schönsten, was er geschaffen — hatte seinen Ursprung in einem Ereignis, das den Dichter inmitten der Arbeit erschütterte: am 10. August hatte Emma Heim in Freiburg den Kaufmann Mackenrodt geheiratet. Er wollte sich Freiheil und Leben erwerben, jetzt wies ihm das Leben selbst die Probe vor. „Ekkehard, du bist lächerlich geworden, sprach er höhnisch leise zu sich selber und vermeinte dabei, er müsse an den Felswänden sein Gehirn anrennen.“ Er raffte alle Kräfte zusammen. Wie sein Mönch Ekkehard klomm er auf den hohen Säntis und die Ebenalp, und als er herunterstieg, waren die Fäuste fest und die Blicke scharf, und eine große, tiefster Kämpfe entborene Dichtung steckte in seiner Reisetasche! „Auf dem Felsrand stund die halbausgeschriebene Flasche mit Schreibsaft, die griff er und warf sie hinaus in die Tiefe, daß sie in glitzernde Splitter zerschmettert ward. Die dreieckige Harfe lehnte wehmütig

an der Rasenbank vor der Höhle. ‚Du sollst zurückbleiben und dem, der nach mir kommt, seine stillen Stunden versüßen,‘ sprach er. ‚Aber kling’ ihm nicht matt und nicht süß, sonst mög’ es aus den Tropfsteinen in deine Saiten träufen, daß sie einrosten und der Sturm von den Gletschern drüber fahren, daß sie bersten!‘“ [65]) Es hatte sich ein poetischer Prozeß vollzogen, wie er einzig in der deutschen Litteraturgeschichte dasteht: eine auf dem Boden der Objektivität begonnene Dichtung hatte ihr letztes Ziel in den Schicksalen ihres eigenen Dichters gefunden. —

Scheffel selber hat den „Ekkehard“ immer als seinen besten und als einen genial durchhellten Wurf geschätzt. Er, der über seine Dichtungen mit niemandem redete, hat über den „Ekkehard“ oft mit Emma gesprochen. Dieser Roman war der Stolz seines Lebens. Da sah er sich gesund wie Einer inmitten der schönsten und von ihm geliebtesten Landschaft des Vaterlandes Seite um Seite einer wirklich großen Dichtung schreiben. Da sah er alle Kräfte entfaltet; sah er, daß sein Genie Klang hatte und Bleibendes zu vollenden vermochte. Emma und er haben viele Male oben auf dem Hohentwiel gestanden und den Blick über den Hegau zu den Alpenfirnen herübergesendet. „Schweigend standen sie beisammen. Ein gewaltiger Anblick tat sich vor ihren Augen auf. Tief unten streckte sich die Ebene, in Schlangenlinie zog das Flüßlein Aach durch die wiesengrüne Fläche, Dächer und Giebel der Häuser im Tal waren winzig fern, wie Punkte einer Landkarte ... Glänzend trat der Untersee mit der Insel Reichenau hervor, und leise wie hingehaucht zeichneten sich ferne riesige Berggestalten im dünnen Gewölk, sie wurden deutlich und deutlicher, lichter Glanz säumte die Kanten ihrer Höhen, die Sonne neigte zum Untergang ... schmelzend, duftig flimmerte die Landschaft ...“ [66])

In Scheffels Augen leuchtete es stolz auf. Er deutete mit der Hand hierhin und dorthin; er kannte jede Turmspitze, jeden Bergrücken, jede Hütte. Das waren Augenblicke, in denen ihn eine große strahlende Freude überkam. Er konnte sich mit Recht aufrecken; er hatte hier oben alles neu geschaffen. Seit einigen Jahren ist an der Westseite der Burgruine auf dem Hohentwiel eine eiserne Tafel ins Mauerwerk geschlagen, auf der die Worte stehen: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen." Nirgends haben sie solche Berechtigung als hier. Uns ergriffen diese Mauerreste nicht so lebendig, wenn nur die Last der Geschichte auf ihnen läge. Scheffel selber fühlte das und schritt, wann er mit Emma auf dem Twiel war, wie ein Herr durch die Ruinengänge. „Dir fehlte nur der Falke auf der Hand," pflegte er dann zu Emma zu sagen, „und du wärst eine Edeldame, und man sollte uns wohl für die Herren dieser Burg halten." Dann sprach er auch davon, daß Emma ihm beim Dichten des „Ekkehard" am stärksten vorgeschwebt habe. Aber die „Selbstverleugnung", mit der er seine Gestalten in den Rahmen ihrer Zeit und ihres Lebens einfügen mußte, hätte es ihm unmöglich gemacht, ihr Bild vollständig in der Herzogin Hadwig oder in der Praxedis aufgehen zu lassen. Der Dichter stehe nicht in seinen Gestalten, sondern über ihnen und führe sie über ihre Persönlichkeit hinaus. Ein „Modell" könne immer nur Einfluß oder Anregung für die Gestalt des Kunstwerks abgeben, aber niemals die Gestalt selber sein.

Wenn wir den „Ekkehard" umschlagen, finden wir die Bestätigung dieser Worte. Das Bild, das uns Scheffel gleich am Anfang (S. 3) der Dichtung von der Herzogin Hadwig gibt, gleicht nicht Emmas Bild und Wesen. „Die junge Wittib," heißt es da, „war von adeligem Gemüt und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpf-

lich im Antlitz ab, und der holdselige Mund war ein weniges aufgeworfen, und das Kinn sprang mit kühner Form vor, also, daß das anmutige Grüblein, so den Frauen so minnig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen und sein Wesen neigt zur Strenge. Darum flößte auch die Herzogin Manchem ihres Landes trotz der lichten Röte ihrer Wangen einen sonderbaren Schreck ein." Scheffel hatte sich hier bei der zusammenfassenden Charakteristik der Herzogin an die geschichtliche Überlieferung gehalten. „Hadawiga, Henrici ducis filia, Suevorum post Purchardum vivum dux vidua, cum Duellio habitaret, femina admodum quidem pulchra, nimiae severitatis cum esset suis, longe lateque terris erat terribilis", berichtet das 10. Kapitel der „Casus S. Galli" über die Herzogin Hadwig.[67]) Eher stimmt mit Emmas Erscheinung zwei Seiten später (S. 5) die Beschreibung der Praxedis überein: „Praxedis war ein blasses feingezeichnetes Köpfchen, aus dem zwei große dunkle Augen unsäglich wehmütig und lustig zugleich in die Welt vorschauten. Das Haar trug sie in Flechten um die Stirn geschlungen; sie war schön." Dann springt die Schilderung von Emmas Persönlichkeit wieder zur Herzogin über, denn Emmas jungen, kecken Humor trifft die Frage auf S. 19: „Dann gab der Abt das Zeichen, daß der Gesang verstumme. ‚Wie geht's Euch, Vetter Cralo,' rief die Herzogin leichtfertig vom Roß, ‚hab' Euch lange nicht gesehen. Hinket Ihr noch?'" Auch das entspricht Emmas Temperament, wenn es auf Seite 41, ebenfalls die Herzogin betreffend, heißt: „Frau Hadwig hatte sich schon in mancherlei Lebenslagen befunden. Daß sie als Gefangene unter Schulknaben fallen könne, war ihr noch nicht zu Sinn gekommen. Weil die Sache neu war, hatte sie Reiz

für sie; sie fügte sich." Praxedis sieht der Dichter einmal „lächelnd in aller Betrübnis". Auch das erinnert an Emmas Wesen. Also ihr Bild trat oft hervor, aber nicht immer wurde es einem einzigen bestimmten Charakter angepaßt. Es wurde eben da hingestellt, wo es sich im Augenblick treffend einfügen ließ. Aber lediglich diese äußere Einwirkung Emmas auf einige Stellen des „Ekkehard" wäre nicht bestimmend genug, sie vor allen andern herauszuheben. Das dichterische Schaffen flutet wie das Meer. Welle folgt auf Welle, und eine jede trägt des Schiffes Kiel bis ans Ufer; schaut man zurück, ist keine geblieben. So verschwimmt auch Emmas Erscheinung unter der objektiven poetischen Darstellung „im dünnen Gewölk" und kommt plastisch und in den feinsten Strichen ihres Wesens getreu nirgends zum Ausdruck. Doch jedes große Kunstwerk ist ausschließlich das Produkt innerer Ereignisse. Sie machen uns auch Emmas Einwirken auf den Roman erst bedeutungsvoll. Inneres Ereignis war die Entfaltung der ganzen Ekkehardidee, die Befreiung aus unhaltbaren Lebens- und Liebeszuständen zu vollziehen, und inneres Ereignis war dann im besonderen die sich stürmisch aufsteilende Fahrtrichtung, die der „Ekkehard" am Ende seines zwanzigsten Kapitels nimmt.

Die allgemeine Entfaltung der Ekkehardidee ist bereits dargelegt worden. Wir schreiten jetzt geradeswegs zu dem Ereignis vor, das den vielbesagten großen leidenschaftlichen Aufschwung des „Ekkehard" veranlaßte. Wir schöpfen dabei wieder ganz aus eigenen Quellen. Denn wie beim „Trompeter von Säkkingen", so versagt auch beim „Ekkehard" die bisherige Scheffelforschung, sobald es sich darum handelt, in die innere Entstehungsgeschichte der Dichtung die Liebe Scheffels zu Emma einzubeziehen. Man fühlte wohl heraus, daß hier die dichterische Phantasie vom Leben aus den Angeln gehoben

scheine, aber man entbehrte der Tatsachen, um das Wodurch zu erfahren. Von allen suchte Johannes Proelß am gewissenhaftesten einem gültigen Ergebnis näherzukommen; ohne positiven Erfolg. Er kennt in der Volksausgabe seiner Scheffelbiographie zwar den Hochzeitstag von Emma; er weiß auch, daß Scheffel darnach auf den hohen Säntis gegangen sei, aber die Beziehungen Scheffels zu Emma sind ihm nicht klar genug, um das Entscheidende des Hochzeitstages für die Dichtung und in der Dichtung herauszufinden. „Am 10. August 1854," schreibt Proelß in der Volksausgabe seiner Biographie, Seite 176/177, „verheiratete sich die Cousine in Zell mit einem jungen Fabrikanten Namens Mackenrodt, der damals die große Zeller Porzellanfabrik als Reisender vertrat und nach der Hochzeit (?) sich in Emmendingen als selbständiger Fabrikant niederließ. Auch dies Erlebnis hat auf die Gestaltung des „Ekkehard" eingewirkt; „aufkeimende Neigung braucht Zeit, sich über sich selbst klar zu werden, und in Dingen der Liebe hatte er nicht rechnen und abzählen gelernt wie in den Versmaßen des Virgilius," heißt es zur Charakteristik der Liebe seines Mönchs." Seite 191/192 kommt dann Proelß noch einmal auf die Hochzeit zurück und sagt: „In Karlsruhe und weiter in Heidelberg förderte Scheffel während des Sommers seine Arbeit bis zu der Katastrophe auf dem Twiel, welche Ekkehard der Alpeneinsamkeit zutreibt. Da stellte sich das Bedürfnis ein, an Ort und Stelle die geistige Wiedergenesung seines Helden in sich selber nachzuerleben. Aufs neue fuhr er über den Bodensee nach St. Gallen. Es war Mitte August, also um die Zeit der Hochzeit von Emma Heim." So spärlich in ihren Angaben und sachlich nicht ganz einwandsfrei diese Sätze auch sind: sie enthalten immerhin das Tatsächlichste, was bisher über diese besonderen und intensiven Beziehungen zum

„Ekkehard“ geschrieben worden ist. Karl Bartsch sagt nur: „Bei allem Reichtum des Humors, der seine leuchtenden Blitze über das Gemälde schießt, ist doch ein melancholischer Zug in dem Mittelpunkte desselben unverkennbar. Wenn der „Trompeter“ uns eine kecke, frische Jugendliebe vorführt, die im Vertrauen darauf, daß die Welt ihr gehöre, hofft und wagt, endlich glücklich alle Hindernisse beseitigt und ihr Ziel erreicht — so klingt im „Ekkehard“ durch die Liebe ein Ton des Entsagens. Die Hand, die ihn geschrieben, hat sich schon schmerzlich vor das brennende Auge gelegt, das Herz, das ihn ersonnen, hat selbst schon manchem goldenen Traum entsagt.“ [68]) Und Adolf Stern füllt die Lücken ebenfalls nicht aus, wenn er in seinen „Studien zur Literatur der Gegenwart“ für die Hauptsache im „Ekkehard“ nicht dessen weiten historischen Hintergrund, sondern einen starken dichterischen Impuls hält, „der auf etwas ganz anderes zielte und wirkte, als auf die getreue Widerspiegelung der Sitten und Zustände des zehnten Jahrhunderts.“ „Ein Impuls der Heimatliebe, der Heimatfreude, der Drang, die siegende Kraft einer gotterfüllten und tapferen männlichen Natur über alle Ungunst der Zustände und Schicksale zu verherrlichen, und wiederum ein starker und warmer Hauch eigenen Empfindens und Lebens schuf an der Erfindung und Ausführung des „Ekkehard“ mit, wandelte die Schatten, die den Studien entstiegen, in Gestalten von Fleisch und Blut, erfüllte die Vorgänge in dieser Geschichte mit dem anheimelnden Hauche des Wirklichen und Möglichen, beflügelte die Phantasie des Dichters, sich über die Ergebnisse seiner Studien zu erheben. Für den inneren Zug, für die psychologische Entwickelung des Verhältnisses zwischen Ekkehard und der Herzogin Hadwig von Schwaben, für die kühne und große Wendung, mit der der bedrohte Mönch seine Freiheit in dreifachem

Sinn gewinnt, wollten die Überlieferungen, auf denen der Dichter fußte, kaum so viel bedeuten, als die Pferdefüße und die Fragmente eines Wagenrades für den Zeichner in der römischen Campagna." [69]) Der geschätzte Gelehrte übersieht hierbei, daß in diesem Falle auch seine eigenen Überlieferungen für die Ekkehardforschung kaum so viel bedeuten, als die Pferdefüße und die Fragmente eines Wagenrades für den Zeichner in der römischen Campagna. Denn so leicht lassen sich die tiefen Liebesbeziehungen, die den „Ekkehard" durchschüttern, so daß am Ende sein ganzer Bau bemerkbar in den Fugen bebt, nicht überbrücken.

Scheffel hatte Emma seit den Offenburger Julitagen nicht mehr gesehen. Er hatte ihr dann zu Weihnachten den „Trompeter von Säkkingen" mit der Bitte um ihr Urteil zugeschickt, „denn Ihr Frauenzimmer seid über die Dichtung viel richtigere Urteiler, als die Gelehrten." Emma antwortete sofort, und ihr Urteil verblüffte Scheffel so, daß er sie für die Verfasserin der Kritik hielt, die zur selben Zeit in der „Kölnischen Zeitung" über den „Trompeter" erschienen war. Danach trat, auch brieflich, eine Pause des Verkehrs zwischen beiden ein. Scheffel saß in Heidelberg unter seinen Urkunden und zog im April ins St. Galler Kloster und auf den Hohentwiel, um den „Ekkehard" zu schreiben. Emma war inzwischen zu längerem Besuche nach Fulda zu ihren künftigen Schwiegereltern gereist, und auch sonst waren die Lebensverhältnisse hüben und drüben in dieser Zeit nicht die gewöhnlichen ruhigen, um ein Zusammentreffen leichthin zu ermöglichen. Im Mai hatte der alte Heim in Zell seine Apotheke verkauft und war nach Freiburg übergesiedelt, um sich da zur Ruhe zu setzen. Als Emma von ihrem Fuldaer Besuch zurückkam, nahmen die Vorbereitungen für ihre Hochzeit das Haus voll in Anspruch. Der Dichter selbst

war überdies Ende Mai durch eine Halsentzündung aus der Arbeit heraus nach Karlsruhe gedrängt worden und förderte nun in der Mansarde den Roman weiter, „ein stilles, fleißiges Hauskreuz meiner Mutter, die mich immer unter die Leute treiben will". So war jetzt auf beiden Seiten kaum Gelegenheit, sich zu sehen. Sie bot sich erst am 10. August an Emmas Hochzeitstage, der zugleich der silberne Hochzeitstag der alten Heims war.

Bis zum August war das Manuskript des „Ekkehard" bereits zu ansehnlicher Stärke gediehen. Wie weit es vorgeschritten war, wissen wir nicht genau. Aber da Scheffel schon im November das ganze Manuskript ablieferte, wird es nicht nur innerlich, sondern auch mit der Zeit stimmen, daß bis zum August etwa die ersten zwanzig Kapitel, wenn auch noch nicht druckreif, so doch so weit fertig waren, daß sie nur noch der Durchsicht und Feile bedurften. Sie waren in vollkommener innerer Ruhe geschaffen worden. Die wundervolle, von schlichter Poesie umzauberte Schilderung der Liebe von Audifax und Hadumoth bedingte Frieden. Das sind die Töne, die den jungen Scheffel einst durchzogen, als er mit Emma in selbstlosem Glücklichsein mit sich und dem gärenden Leben oben auf dem Gengenbacher „Bergle" stand und die Landschaft mit hellen Blicken bis zum Horizont durchmaß, ohne Wünsche und ohne Bitterkeiten. Wir sehen wieder das kleine Hirtenbildchen vor uns, das er damals zeichnete und der Base schenkte. Lächelnd dachte er jetzt an dies naive Glück, das dann dem Sturme wich und das ihm nun als das schönste Ideal menschlichen Genießens aufstrahlte. In seinem „Ekkehard" hatte bis hierher auch die Leidenschaft seines Mönchs geschwiegen. Jetzt aber ließ sie der feine Künstler Scheffel, der in sorgsam abgestuften Gegensätzen seine Wirkungen sucht, leise

und stetig in Ekkehard aufsteigen. „Wie er in stiller Nacht auf seiner hohentwieler Turmstube saß und den Tag überdachte, flammte ein ferner Feuerschein herüber. Er schaute hinaus. Aus den Tannen am hohen Krähen schlug die feurige Lohe.“ 70) Vor der Hunnenschlacht, als ihm die Herzogin den Kristall der Kaiserin Helena umhängt, rasselt diese Lohe zum erstenmal in Ekkehard auf. „Wenn früher etwas wie Liebe sich in ihm geregt, so war die Ehrfurcht vor seiner Gebieterin herangetreten, es zurückjagend wie der Sturm, der dem scheu zum Dachfenster herausschauenden Kind den Laden vor der Nase zuwirft. An die Ehrfurcht dachte er jetzt nicht, eher daran, wie er die Herzogin einst mit keckem Arm durch den Klosterhof getragen. Auch an sein Mönchsgelübde dachte er nimmer, es regte sich in ihm, als sollt' er ihr in die Arme fliegen und sie jauchzend ans Herz pressen . . . Wirf ab die Scheu, dem Kühnen gehört die Welt!“ 71) Aber man braucht nach diesen Worten noch nicht geneigt zu sein, in ihnen ein persönliches Erleben zu suchen. Es klingt in ihnen nur der allgemeine Ton der Ekkehardidee an; die Form ist Phantasieform. Wir fühlen das deutlich heraus, wenn wir die erlebnisheiße Szene zwischen der Herzogin und Ekkehard dagegenhalten, die das 16. Kapitel „Cappan wird verheiratet“ abschließt. Da pochen die Pulse hastiger, da drängt alles nach einer tosenden Gefühlsentladung. Das Datum von Emmas Hochzeit war, als Scheffel dies Kapitel schrieb, bereits festgesetzt. Aber bisher hatte bei ihm die Gegenwart des Schaffens die Zukunft nicht bestimmend hervortreten lassen. Jetzt schien das Kapitel von Cappans Hochzeit, so durch und durch beziehungslos es ist, auf Scheffel wie eine Suggestion zu wirken und die Gedanken zur bevorstehenden Hochzeit Emmas herüberzuleiten. Denn die objektive Darstellung kehrt sich plötzlich in höchste Subjektivi-

tät um, und das Bedürfnis nach einem Ausbruch der Empfindungen ist so stark, daß der Künstler Scheffel dem Menschen Scheffel den Vortritt gibt. Wie hier im 16. Kapitel, mitten im Gekreisch der Cappanschen Hochzeitsgäste, Ekkehard einsam nach dem Glücke sucht, und wie darnach das melancholische Gespräch des Mönchs mit der Herzogin anhebt, das fügt sich überraschend gesucht in den sonst so feinen organischen Bau der Dichtung ein. Es scheint fast, als ob es von Scheffel nachträglich eingeschoben worden sei:

Die Herzogin und Ekkehard stehen beisammen, während hinter ihnen Cappans und Frideruns Gäste tanzen und lärmen. Ekkehard spricht auf eine Frage der Herzogin einige Verse des Virgil:

„Mancher verbleibet dann lang beim späten Geflimmer des Feuers
Wach im Winter und schnitzt sich Fackeln mit schneidendem Eisen,
Während sein Weib mit Gesang sich der Arbeit Weile verkürzend,
Rasch des Gewebs Aufzug durchschießt mit sausendem Kamme."

„Sein Weib? sprach die Herzogin boshaft. Wenn er aber kein Weib hat? —

Drüben erscholl ein brausend Jubelgelächter. Sie hatten den hunnischen Vetter auf ein Brett gesetzt und trugen ihn erhoben, wie einst den Heerführer auf dem Schild bei der Königswahl, über die Wiese. Er tat etliche Freudensprünge über ihren Häuptern.

— und kein Weib haben darf? sprach Ekkehard zerstreut. Seine Stirn glühte. Er deckte sie mit der Rechten. Wohin er schaute, schmerzte ihn das Aug. Dort das Gewirre des Hochzeitsjubels — hier die Herzogin, fern die leuchtenden Gebirge:

es war ihm unendlich weh, aber seine Lippen blieben geschlossen. Sei stark und still! sprach er zu sich selber.“ [72])

„— und kein Weib haben darf?“ Der Gedanke, der diese Worte durchzieht, kehrt achtzig Seiten später am Ende des zwanzigsten Kapitels „Von deutscher Heldensage“ wieder und wird da noch erschütternder aufgenommen:

„Er stand auf und sah in die Mondnacht hinaus. Verwundert schauten die Anderen sein Gebahren. Er aber hub mit klangloser Stimme an:

Es ist eine kurze Geschichte. Es war einmal ein Licht, das leuchtete hell und leuchtete von einem Berg hernieder und leuchtete in Regenbogenfarben und trug eine Rose im Stirnband . . .

Eine Rose im Stirnband?! brummte Herr Spazzo kopfschüttelnd.

. . Und es war einmal ein dunkler Nachtfalter, fuhr Ekkehard in gleichem Ton fort, der flog den Berg hinauf und flog um das Licht, und wußte daß er verbrennen müsse wenn er hineinfliege, und flog doch hinein, und das Licht verbrannte den Nachtfalter, da ward er zur Asche und vergaß des Fliegens. Amen!

Frau Hadwig sprang unwillig auf.

Ist das Eure ganze Geschichte? fragte sie.

Meine ganze Geschichte! sprach er mit unveränderter Stimme.

Es ist Zeit, daß wir hinaufgehen, sagte Frau Hadwig stolz. Die Nachtluft schafft Fieber.

Sie schritt mit verächtlichem Blick an Ekkehard vorüber. Burkard trug ihr die Schleppe. Ekkehard stand unbeweglich. Der Kämmerer Spazzo klopfte ihm auf die Schulter: Der Nachtfalter war ein dummer Teufel, Herr Caplan! sprach er mitleidig. Ein Windstoß kam und blies die Lichter aus.

Er war ein Mönch! sprach Ekkehard gleichgiltig, schlafet wohl! —"[73])

Die resignierten Töne, die im sechzehnten Kapitel die Frage „und kein Weib haben darf?" durchströmten, haben hier die volle Wucht der Schmerzlichkeit. Sie stehen schon vollends auf dem heißen Boden, der sich jetzt unter dem heranrückenden Ereignis des 10. August vorbereitete. Ja, vielleicht lag dies Ereignis schon hinter ihnen.

Am 10. August 1854 ist Emma Heim in der kleinen Martinskirche in Freiburg, über deren Arkaden heute Hansjakob wohnt, mit dem Kaufmann Hektor Mackenrodt getraut worden. Mackenrodt, am 15. August 1827 als Sohn des Oberbürgermeisters Daniel Mackenrodt in Fulda geboren, vertrat die Lenz und Schnitzlersche Porzellanfabrik in Zell als Auslandsreisender und hatte der Fabrik damals besonders England zu erschließen. Er war ein feingebildeter Mann voller Arbeitsgeist, der später der deutschen Industrie in Rußland manchen guten Dienst geleistet hat, und der mit seiner imponierenden Erscheinung und seinen gewandten, jeder Lage gewachsenen Umgangsformen überall als Gesellschafter geschätzt war. Da die Hochzeit Emmas auf den gleichen Tag angesetzt war, auf den die silberne Hochzeit ihrer Eltern fiel, so war das Haus des alten Heim in der „Neuen Vorstadt" in Freiburg mit Gästen überfüllt. Emma hatte ihr Zimmer im dritten Stockwerk räumen müssen und war in den vierten Stock zur Großmama Heim, des Apothekers Mutter, gezogen. Am 9. August spät abends kamen Scheffel und der Major. Emma begrüßte sie nicht mehr. Am nächsten Morgen versammelte sich alles im unteren Stock in den großen Zimmern, um zur Kirche zu fahren. Nur Scheffel fehlte. Er wußte, daß Emma oben bei der Großmama wohne und war eine halbe Treppe zum vierten Stock

hinaufgegangen. Da stand er, die Stirn an die Fensterscheiben gepreßt . . . seit Offenburg war genau ein Jahr vergangen, da er in den Bergen des Schwarzwalds wie ein Verzweifelter herumstieg, um seinen Schmerz zu verbeißen. Dann erschien der „Trompeter", schüttelte ihn der „Engere" in Heidelberg zum Bewußtsein seiner Kräfte auf, und jetzt häuften sich in derselben Mansarde, die einst die Erscheinung Emmas wie einen segnenden Hauch empfing, die Manuskriptblätter einer großen starken Dichtung. „— und kein Weib haben darf?" hatte er vor einigen Tagen geschrieben. Da ging oben die Tür. Eine ernste Frauenstimme und das Rauschen einer Schleppe. Emma, schlank und schön, kam im Brautkleid die Treppe herunter. Von den Empfindungen überwältigt, kniete Scheffel auf den Stufen nieder und überdeckte Emmas Hände mit Küssen. Dann erhob er sich, drückte ihr die Myrten in die Haarflechten und küßte sie. „So bin ich der Erste am heiligen Tag," sagte er. Darauf schritten sie herunter zu den Gästen. „Wohin er schaute, schmerzte ihn das Aug'. Dort das Gewirre des Hochzeitsjubels — hier die Herzogin, fern die leuchtenden Gebirge: es war ihm unendlich weh, aber seine Lippen blieben geschlossen. Sei stark und still! sprach er zu sich selber." Die Hochzeitsgesellschaft war betreten über Scheffels kühle Schweigsamkeit. Der Dichter des „Trompeter von Säkkingen", dachte sie, würde in bon mots glänzen. Nichts dergleichen. Erst nach der Trauung wurde er aufgeräumter. Bei Tische sah jeder zu ihm herüber: man erhoffte eine Rede, aber er blieb sitzen. Der Major, der die Erwartungen der Gäste herausmerkte, stieß seinen Sohn ein über das andere Mal an. Da stand Scheffel auf, stützte sich mit den Händen auf die Tischplatte und sagte: „Mei Vater will, ich soll ei' Red' halte, und da ich ein folgsamer Sohn bin, tu ich, was der

Vater sagt: die Emma soll hoch lebe!" „Und wo bleib ich?" rief Mackenrodt herüber. Scheffel antwortete nicht; er goß ein Glas Champagner herunter. — Geibel, Eginhard, Offenburg und jetzt diese Hochzeit, alles das gleiche! Der Gefühlsbrand ward nach innen geschleudert, und das Wort stockte, wie wenn das Herz dran risse und es nicht freigeben wolle. Gegen drei Uhr nachmittags war Scheffel verschwunden. Gänzlich bezecht und ohne Kopfbedeckung kam er in der Nacht in Karlsruhe an. Er blieb noch etwa zwei Wochen zu Hause, denn als nach zehn Tagen bei der Rückkehr von ihrer Hochzeitsreise aus München Emma mit ihrem Mann in Karlsruhe aussteigen wollten, um Scheffels zu besuchen, stand der Dichter auf dem Bahnhofe und bat im Auftrage der Majorin, sie möchten den Besuch verschieben, da sie in München gewesen seien und dort die Cholera herrsche.

Im Kapitel über den „Trompeter von Säkkingen" war an den Beziehungen des ersten römischen Briefes Scheffels an Emma und der römischen Epistel vom 8. November 1852 an den „Engeren" — zu dem „Ponte molle"-Gedicht („Lieder Werners aus Welschland" 11) die Gegenständlichkeit der Scheffelschen Poesie anschaulich gemacht worden. Doch die Gründe, auf denen sich damals Scheffels Dichten als persönliche Gegenwartspoesie aufbaute, sind matt gegenüber den Tatsachen, die im „Ekkehard", durch die Erschütterung des 10. August hervorgerufen, so stark anströmten, daß sie den Roman aus der epischen Ruhe einer sich langsam den Weg bahnenden Lebens- und Liebeserkenntnis heraus in eine ans Selbstbiographische grenzende Darstellung drängten. Aber der Historiker würde die Gültigkeitskraft seiner Forschungen überschätzen, wenn er sie nur von innen heraus entwickeln wollte. Auch für uns ist der Wert der bestimmenden Einwirkung von Scheffels Liebes-

beziehungen auf den „Ekkehard“ erst dann vollgültig, wenn wir erwiesen haben, daß das 21. Kapitel „Verstoßung und Flucht“, welches die „Sonnenwende“ heraufführt, unter dem unmittelbaren Eindruck von Emmas Hochzeit tatsächlich entstanden ist. Die Feststellung fällt nicht schwer. Anfang September schreibt die Majorin an Schwanitz: „Josef ist in der Schweiz und zwar datiert seine Schreiben — von der Einsiedelei des Wildkirchli auf dem hohen Säntis. Dort will er zum Schluß seines Buchs Gebirgsnatur studieren.“[74]) Nach einer eigenen Eintragung Scheffels ins Fremdenbuch des Äscherwirts auf dem Wildkirchli kam der Dichter am 3. September auf dem Säntis an.[75]) Die beiden Daten stimmen mit unsern Angaben, daß Scheffel nach der Hochzeit Emmas etwa noch bis zum 24. August in Karlsruhe blieb, gut überein. Nun ist das Kapitel „Auf dem Wildkirchlein“ das 22. Kapitel des „Ekkehard“; es folgt dem entscheidenden 21. „Verstoßung und Flucht“ also auf dem Fuße. Da es jedoch in völlig geruhigter Fassung beginnt, ist nicht anzunehmen, daß die vulkanische Glut des 21. Kapitels gleichzeitig mit ihm, also auch auf dem Wildkirchlein, ihren poetischen Ausdruck gefunden habe. Vor der Hochzeit aber kann dieses 21. Kapitel nicht geschrieben sein, weil der ganze Mensch hier unter einem Erlebnis gezittert zu haben scheint, das ihn anpackte, sich aller Verzweiflung und Leidenschaft unmittelbar zu entledigen. Auch erinnert die Szene am Ende des 20. Kapitels, in welcher der beredsame Ekkehard der Herzogin seine tastende Geschichte von dem Nachtfalter erzählt, der doch in das Licht flog, so stark an die gepreßte Rede Scheffels bei der Freiburger Hochzeitstafel, daß sie, wie schon in einem früheren Absatz angedeutet, nicht vor den 10. August angesetzt werden kann. Und den letzten Beleg dafür, daß das entscheidende Kapitel des „Ekkehard“ in den

Tagen zwischen dem 11. und 24. August, also unmittelbar unter dem Drucke jener Verzweiflung entstanden ist, die Scheffel am Nachmittage des 10. August aus dem Freiburger Hochzeitshause trieb, möge der Anfang des 21. Kapitels selber abgeben, der zum erstenmal in gedrungener Absicht die subjektive Darstellung einleitet, die von nun ab den „Ekkehard“ fortführt und beendet. Wir brauchen im Eingang zum Kapitel „Verstoßung und Flucht“ nur Ortschaft und Namen umzusetzen und haben in fast dämonischer Schilderung die Flucht des Dichters von Freiburg nach Karlsruhe vor uns:

„Ekkehard war noch lang in der Gartenlaube gesessen, dann war er hinausgerannt in die Nacht. Er wußte nicht, wohin der Gang gehen sollte. Des Morgens fand er sich auf dem Fels Hohenkrähen, der ragte in stiller Einsamkeit seit der Waldfrau Abzug. Die Trümmer des ausgebrannten Hauses lagen verwirrt über einander; wo einst die Wohnstube, stand noch der Römerstein mit dem Mithras, Farrenkraut und Riedgras war darüber gerankt, eine Blindschleiche lief züngelnd an dem wettergedunkelten Götterbild hinauf.

Ekkehard fuhr in hellem Hohn zusammen: Die Capelle der heiligen Hadwig! rief er und schlug sich mit der Faust an die Brust, so muß sie sein! Er stieß den Römerstein um und stieg auf die Felskuppe; dort warf er sich nieder und preßte die Stirn in's kühle Erdreich, das einst Frau Hadwig's Fuß berührt. Lange blieb er dort; als die Sonne in der Mittagshöhe herunterbrannte, lag er noch oben und — schlief.

Vor Abend kam er auf den hohen Twiel zurück, heiß, verstört, unsicheren Ganges. Grashalme hafteten wirr in dem härenen Geweb seiner Kutte. Die Leute der Burg wichen scheu vor ihm zurück, wie vor Einem, dem des Unglücks Finger ein Zeichen auf die Stirn geschrieben. Sonst pflegten sie ihm entgegenzugehen und baten ihn um seinen Segen.“ —[76])

Als Scheffel zehn Tage nach dieser Flucht in Karlsruhe auf dem Bahnhofe stand, um der nach Zell heimkehrenden Emma den Auftrag der Majorin auszurichten, hatte sich für ihn der erste Sturm bereits gelegt. In ihm war die „Sonnenwende“ eingetreten, und auch poetisch begann sie heraufzusteigen, denn der den Ekkehard schneidend trennende Konkordanzstrich im 21. Kapitel war schon sichtbar gezogen worden. Die Koffer waren in der Stephanienstraße für die Wanderung auf den Hohen Säntis gepackt: er mußte in die Berge, um sich ganz frei zu machen. Eine Eigentümlichkeit seines Wesens, die immer nach großen Erregungen gewaltsam zutage trat. Es gibt Stunden, in denen auch der Schmerz ausgeschöpft und die Ruhe des Schaffenden so unüberwindlich ist, wie das Aufgehren seiner Sinne. Scheffel stand auf dem Karlsruher Bahnhofe lächelnd und ruhig vor Emma. Er hatte es mit sich allein durchgefochten, daß vor wenigen Tagen ein Orkan von Leidenschaft über ihn weggebraust war. Aber gesund wie er war, konnte er den Sturm ertragen, ohne unter ihm zusammenzustürzen. „Ekkehards Herz war noch nicht gebrochen. Dafür war es zu jung.“ Natürlich hatten sich im Schmerz Scheffels Kräfte wilder durchgedrängt, als sie es im Zustande windstiller Befriedigung getan hätten. Beim Auftritt in der Burgkapelle waren ganze Empfindungsblöcke vorwärtsgedonnert. Der Bau des „Ekkehard“ schien unter diesem Gewitter aufzuflammen — da mit einem Ruck steht alles still, und brausend hallt das Jubellied dessen, der sich selbst bezwang, von den Bergen! Doch woher die Wissenschaft, daß der vollständige Abschluß des „Ekkehard“ sich so leidenschaftlich und „sonnenwendend“ in Scheffel erst nach dem Erlebnis des 10. August entwickelt habe? könnte man fragen. Das Waltarilied, das den Mittelpunkt des Schlusses und gewissermaßen die Leiter zur Erhöhung des Mönchs zum Dichter

abgibt, war schon vor dem 10. August vollendet, könnte man einwenden. Das Waltarilied, wäre da zu erwidern, ist kein bündiger Grund für die Struktur des Ekkehardschlusses. Das Waltarilied war für Scheffel vor allem eine germanistische Leistung, die mehr in wissenschaftlicher als in poetischer Absicht im „Ekkehard" Platz finden sollte. Scheffel liebte derlei „passive" Einschaltungen. Die Lieder im „Trompeter von Säkkingen" sind ähnlicher Art, die Aventiurelieder sollten ursprünglich in den großen Ofterdingenroman als bunte Blüten eingestreut werden, und im „Juniperus" treffen wir zur Kurzweil die Carmina burana als „Wald- und Feldbrevier" an. Aber: möge von vornherein bei Scheffel immerhin der Plan bestanden haben, Ekkehards Schicksal in der Schöpfung des Waltariliedes zu erlösen: so mutig und schön wäre dieser Plan nicht ans Ziel gelangt, wenn ihm nicht das Erlebnis von Emmas Hochzeit nachgeflammt wäre. Wir können die Spuren dieses Feuers, das wir im 21. Kapitel hell aufschlagen sahen, vom 22. Kapitel ab auf Schritt und Tritt weiter verfolgen.

„Auf dem Wildkirchlein" heißt das 22. Kapitel. Der „Roman" hat jetzt sein Ende, denn die drei Schlußkapitel des „Ekkehard" schmelzen zum persönlichen Erlebnis zusammen. Ekkehard ist von nun ab Scheffel selber: poetische und persönliche Schicksale werden eins. Ruhig, den Stab Schritt für Schritt vorsetzend, ist er auf den hohen Säntis gestiegen. Alle Pracht der Schilderung stellte sich ein. Ja, „die Feder will zu fröhlichem Sang aufjodeln," da sie die Namen der Berge schreiben will. Das erste Gefühl nach allem Schmerz war Schlaf. „Der Schlaf ist ein gutes Heilmittel für die Leiden der Jugend, er kam auch über Ekkehard, trotz Herzeleid und einsamer Felswildnis." Ein rotwangiges Menschenkind, die Sennerin Benedicta, war die erste Begegnung. Sie war kein Phantasiegebilde:

auch ihre Erscheinung ist ein Zeichen dafür, wie bei Scheffel hier oben alles persönlichstes Erleben wurde und als persönlichstes Erleben mitgeteilt worden ist. „Und wenn Ihr auf die Ebenalp kommt," schrieb Scheffel nach Erscheinen des „Ekkehard" an August Corrodi, „grüßet mir meine alten lieben Bergwände, denen ich die beste Sommerfrische und den ungequälten Schluß des Büchleins zu danken habe — und grüßet mir auch die Babe Sefi Uhlmann, deren Sennhüttlein neben dem Äscherwirtshaus steht, die ich als Benedicta in die letzten Kapitel versetzt, und sagt dem kleinen braunen Geschöpf, wenn ich wiederkomme, woll' ich auch in stiller Mondnacht in Grubenmanns Einsiedelhöhle zum gedämpften Schall der Maultrommel mit ihr tanzen und kein so finster Gesicht machen."[77]) Scheffels Brust atmete auf. Sein altes Mittel, die Schwermut den Bergen aufzulasten, wirkte: er fühlte sich sicher und stark. Den Schweigsamen, dem die Melancholie oft tagelang die Kehle zuschnürte, trieb es in dieser Einsamkeit sogar zur mündlichen Aussprache: er ließ seinen Mönch Ekkehard sich eine Predigt vom Herzen reden, und „seine Worte waren groß und keck". Aber folgerichtig mußte nach dieser schnellen allgemeinen Erfrischung die Reaktion eintreten. „Ganz war der Sturm in seinem Herzen noch nicht beschwichtigt; es hallte und tönte in ihm nach wie der Donner des Alpengewitters, der an ferner Bergwand zu neuem Dröhnen sich zusammenrafft."[78]) Er gibt nach und vergräbt sich in die Erinnerungen:

„Eine riesige Felsplatte war bei der Höhle niedergestürzt, schmelzendes Schneewasser hatte sie im Frühling losgenagt, sie sah aus wie die Decke eines Grabmals. Dort saß er oft, er nannte sie stillschweigend das Grab seiner Liebe; oft kam's ihm vor, als ruhe die Herzogin und er selber in kühlem Schlaf der Toten darunter, und er saß drauf und schaute über die

tannumsäumten grünen Rücken nach dem Bodensee hinüber und träumte. Es war ihm nicht gut, daß er den See von seiner Klause erschauen konnte. Die wunde Rückerinnerung durchschmerzte sein Inneres. Oft wollt' er zornig aufbrausen, oft bog er sich abendlich um die Ecke seines Felsens in der Richtung des Untersee's und hauchte Grüße hinaus. Wem galten sie? . . .

Oft warf er sich in's kurze schwellende Gras am Abhang und überdachte die letzten Monate; in läuternder Schärfe der Alpenluft prägten sich Gestalten und Ereignisse klar vor seinem Denken, es peinigte ihn das Gefühl, daß er sich zag und scheu und töricht benommen und nicht einmal die Aufgabe gelöst, eine Geschichte zu erzählen, wie Herr Spazzo und Praxedis. Ekkehard, du bist lächerlich geworden, sprach er höhnisch leise zu sich selber und vermeinte dabei, er müsse an den Felswänden sein Gehirn anrennen.

Melancholisch Gemüt zehrt lang an erlittener Beschädigung, und vergißt in seinem Brüten, daß tadelhafte Tat nur durch nachfolgende bessere im Gemüt der Menschen verwischt wird." [79])

„Oft bog er sich abendlich um die Ecke seines Felsens in der Richtung des Untersees und hauchte Grüße hinaus. Wem galten sie?" Flogen diese Grüße, in ihrer Sehnsucht gehoben durch das fragende „Wem galten sie?", zu dem eckig vorspringenden Felsen herüber, der hinter Biberach den Weg nach Zell am Harmersbach verstellt? Denn in Zell war Emma vor wenig Tagen als junge Frau eingezogen. Scheffel selber hatte ihr auf dem Karlsruher Bahnhofe die letzten Grüße zugewinkt, ehe er auf den Säntis stieg. Und die zu gleicher Zeit abermals auftauchende Erinnerung an die törichte Geschichte von dem Nachtfalter: entsprang sie dem Gedenken an die törichte Rede beim Freiburger Hochzeitsmahl? Er konnte sonst

unermüdlich im Erzählen sein, und seine Reden, die er gelegentlich im Elternhause oder im „Engeren“ hielt, waren aus Humor und Geist geflochtene Meisterstückchen, doch in Freiburg hatte er kaum zehn Worte über die Lippen gebracht. „Ekkehard, du bist lächerlich geworden.“ Alle diese Erinnerungen und Fragen vermochten ihn noch einmal zu bezwingen und trieben seinen Mönch wie einen Besessenen aus seiner Klause — zum letztenmal. Der Sturm tobte aus, und „Auf der Ebenalp“ ist der Vollzug der Läuterung beendet:

„Und mälig ward ihm die Trübsal der letzten Vergangenheit in mildem Duft verklärt; er dachte an die Herzogin und alles, was auf dem hohen Twiel geschehen, es tat ihm nimmer weh. Und das ist das Fürtreffliche gewaltiger Natur, daß sie nicht nur sich selber als ein mächtig wirkend Bild vor den Beschauenden stellt, sondern den Geist überhaupt ausweitend anregt und fernliegende verschwundene Zeit im Gedächtnis wieder heraufbeschwört. Ekkehard hatte lange nimmer auf die Tage seiner Jugend rückgeschaut, jetzt flüchtete sich sein Denken am liebsten dorthin, als wär' es ein Paradiesgarten, aus dem ihn der Sturm des Lebens hinausgeweht...

Daß Ekkehard jetzo freudig jener Erinnerungen pflegte, war ein Zeichen, daß er seither auch ein Anderer geworden.“ —80)

Auf fünfzehn Druckseiten war hiemit klar und in ehern psychologischer Entwickelung eine Charakterschöpfung vollzogen worden, vor deren Harmonie wir in einer Zeit, die wie die unsrige im Wesenlosen und Unorganischen zerfließt, bewundernd stehen müssen. Und acht weitere Druckseiten genügen, um jetzt in derselben eisern psychologischen Folge diesen Charakter der Erhabenheit des Dichterberufs zuzuführen. Unerschütterlich steht der Bau vor uns. Wir fänden keinen Unterschlupf, in die Entwickelung Ekkehards zum Dichter, wie sie jetzt

in der ersten Hälfte des 23. Kapitels „Auf der Ebenalp“ vor sich geht, eine Mine legen zu können. Hier hatte Scheffels Genie seine Kräfte spielend lenkbar in der Hand. Das Positive deutscher Melancholie, wenn sie nicht zu traumwandelnder Sentimentalität heruntersinkt und sich nicht in die märchenblasse Gewandung der Romantik hüllt, trat zutage. „Unsere Erzählung neigt sich zum Ende,“ heißt's auf der zweiten Seite des letzten Ekkehardkapitels. „Es wär' ihr vielleicht ein Gefallen geschehen,“ heißt's wohlig spöttelnd weiter, „wenn Ekkehard jetzt nach Vollendung seines Sanges eines sänftlichen Todes verblichen wäre: das hätte einen gar rührenden Schluß gegeben, wie er oben vor seiner Höhle gesessen, den Blick nach dem Bodensee, die Harfe an Fels gelehnt, die Pergamentrolle in der Rechten, und das Herz wär' ihm gebrochen, und es hätt' sich ein schön Gleichnis daran geknüpft, wie der Sänger vom Lodern des Geistes in ihm aufgezehrt ward und dahinstarb, gleich der Kerze, die zu Asche sich verzehrt, eben da sie Licht gewährt, — aber den Gefallen erwies Ekkehard seinem Angedenken bei der Nachwelt nicht.“ Ein Jauchzen ohne Maßen, hundertfach beteuert und in Worte geprägt, die Scheffels ganze helle Persönlichkeit vor uns erscheinen lassen, hob auf der Ebenalp an und ergoß sich strömend in seine Dichtung. Scheffel nahm in diesem unerhörten Daseinsgefühl und in echt germanischem Kraftbewußtsein zeitweilig selbst dem Geist die unbeschränkte Herrschaft ab und ließ die Muskeln spielen. „Echte Dichtung macht den Menschen frisch und gesund. Und Ekkehards Wangen hatten sich in währender Arbeit strahlend gerötet, und es war ihm so wohl geworden, daß er oftmals den Arm ausreckte, als woll' er einen Wolf oder Bären mit einem Schlag der Faust niederschmettern.“[81]) Oh, „es ist schade, daß die neckenden Geister und Kobolde schon lange ihr frohsames Handwerk eingestellt

haben, sonst möcht' es manch einem Schreibersmann unserer Tage nicht ungedeihlich sein, wenn ihn plötzlich unsichtbare Hände vom Mahagonitisch hinwegtrügen, auf die grünen Matten der Ebenalp; — dort droben, wo der alte Mann in seiner Berggewaltigkeit dem Poeten ins Concept schaut, wo die Abgründe gähnen, der Donner zwölffältig durch die Schluchten rollt, und der Lämmergeier in einsam stolzem Kreisen dem Regenbogen zufliegt, dort muß Einer etwas Großes, Kerniges, Bärenmäßiges singen oder reuig in die Knie sinken wie der verlorene Sohn und vor der gewaltigen Natur bekennen, daß er gesündigt. — —"[82]) Wie Peitschenschläge treffen diese Worte und sollten gerade darum „jedem Schreibersmann unserer Tage" nicht zu klein über seinem Schreibtisch in die Wand ein-eingebrannt sein!

Grundpersönlich, wie der „Ekkehard" vornehmlich in seinen Schlußkapiteln ist, ward unter diesem Aufjauchzen — Scheffels eigenes Leben wach. Durch die Erinnerungen schritt er zur Gegenwart. Begraben hatte er hier oben seine Liebe nicht. Er wollte sich rüsten, sie künftighin ohne die Nachteile für die eigene Persönlichkeit zu ertragen. Dann waren die Wirrnisse, in die ihn das Schicksal des 10. August getrieben hatte, noch einzuholen. Er wußte, daß die tiefen Seelenbeziehungen, die ihn an die reine und klare Erscheinung Emmas knüpften, niemals zerstört werden könnten. Und höchst charakteristisch ist es, daß seine Liebe jetzt am Ende des „Ekkehard" nach dem Bezwingen der letzten Erschütterung zu dem naiven Glücke zurückging, das er in den Jugendtagen neben Emma auf dem Gengenbacher „Bergle" empfand. Und ferner höchst charakteristisch ist es, daß diese Empfindung am Schlusse seiner Dichtung nicht gleichgültig oder episodisch über ihn kam, sondern ihm so wertvoll erschien, daß er aus ihr die letzte Staffel

bildete, über die sein Mönch in den Dichterberuf schreiten müsse: „— die Gedanken flogen hinüber ins ferne Hegau und weiter, es war ihm, als säße er wieder bei Frau Hadwig auf dem Hohenstoffeln wie damals, als sie des Hunnen Cappan Hochzeit feierten, als käme Audifax mit Hadumoth aus der Hunnennot heimgeritten, als säh' er das Glück in Gestalt jener Zwei verkörpert, und aus dem Schutt vergangener Zeit tauchte auf, was der sinnige Konrad von Alzey ihm dereinst von Waltari und Hiltgunde erzählt, mit Sang und Klang zog der Geist der Dichtung bei ihm ein, er sprang auf und tat einen Satz in die Luft, daß der Säntis seine Freude an ihm haben mochte."[83]) In solchem wiedergefundenen naiven Genießen konnte jetzt die ganze Vergangenheit, von Offenburg bis Freiburg, vor Scheffel bestehen. „Wir passen zu einand'," ruft Ekkehard der Bärin zu, die er vor wenig Tagen mit Benedicta und dem Senn aus der Lawine gegraben hatte, „du hast dein Liebstes im Schnee verloren, ich im Sturm, — ich will dir noch Eines harfen." Mit diesen Worten wird im „Ekkehard" die Entwickelung der ihm als Hauptidee zugeschobenen Liebeserkenntnis abgeschlossen. Nur ehe der Pfeil Ekkehards mit dem Waltarilied Frau Hadwig zu Füßen sinkt, fragt der Kämmerer Spazzo noch einmal: „Wie kann der singen, der nicht einmal erzählen kann?" Das sind die letzten Worte, die am Vergangenen vorüberstreifen. Dann ist „die Prüfung bestanden". Bestanden mit einer Antwort, die nicht bloß gegeben ward, um erfrischend wie ein Schluck kühlen Bergwassers den „Ekkehard" zu beschließen, sondern die nun in Scheffels Persönlichkeit als festes Erlebnis ihre Wurzeln schlagen sollte. Noch im Winter 1854 besuchte Scheffel Emma in Zell. Aus ihr war eine Frau geworden, die, obwohl kaum zwanzigjährig, reif und persönlich über ihre Jugend hinaussah, ohne die Naivetät ihres Herzens, die im Humor und in

einer unbezwinglichen Güte ihre Blüten fand, nur im geringsten verloren zu haben. Gesund und vornehm, wie beide waren, kam es bei solchem Beisammensein niemals zu Sentimentalitäten oder gar Anspielungen. Das lag auch daran, daß der Sturm, den Scheffel eben bestanden hatte, wieder nur von ihm allein niederzubeugen gewesen war, und von Emma nicht mitgefühlt werden konnte. Erst die spätern Jahre schlossen auch Emma bewußter an Scheffel an. Es trat ein, als sie unter der Macht schwerer Ereignisse die Einsamkeit ihrer Persönlichkeit zu fühlen begann. Da nahm sie sein Bekenntnis, daß seine Liebe zu ihr immer das größte Gefühl seines Lebens gewesen sei, in gutem Verstehen hin. Doch damit war Scheffels Liebesideal erfüllt und konnte aus der Liebe, die sich nun im gegenseitigen Geben und Nehmen schuf, nicht mehr bildnerischen Odem ziehen. Ohne Verluste für uns, denn was das Alter verschwieg, hatte die Jugend tönend vorweggenommen. Im „Trompeter von Säkkingen“ war diese schöpferische Liebe blumig und rosenrot gekommen, im „Ekkehard“ aber stieg sie vor Scheffel wie jenes Weib im Seealpsee auf, das in lächelnder Ruhe des Kampfes der Bergesriesen spottet und gleichmütig sein „felsgelbes Gelock“ weiterflicht, ohne aufzusehen.

„Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!“[84])

Welche Kraft, bei allen Zerrissenheiten solche Harmonie gleichsam aus der Erde zu stampfen! Nicht bloß der Mensch, auch der Dichter Scheffel war hier in die Schranken gefordert worden. Als Scheffel im Vorfrühling des Jahres an den „Ekkehard“ ging, glaubte er, mit sich fertig zu sein. Die Dichtung formte sich und gewann mit der Zeit eine festgefügte Gestalt. Da stellte sich, als sich das Werk fast zusammenschließen

will, das Ereignis von Emmas Hochzeit dazwischen. Es treibt den Menschen Scheffel halb wahnsinnig aus dem Hause, und der Dichter Scheffel sieht, wie unter diesem Erlebnis der Bau seines Romans zu wanken beginnt. Aber er, der Baumeister, rafft alle Kräfte zusammen. Er stürzt sich nicht wie der sich selbst um den großen Reichtum Leben betrügende Ibsensche Solneß in die Tiefe, sondern setzt seiner Dichtung einen Turm von stolzer Kühnheit auf, und das Gebäude wankt nicht mehr und steht wuchtiger denn zuvor auf seinem Grund. Der Turm war Weltanschauung, tüchtige, lebensvoll genießende Weltanschauung, die im Kampf um die Berechtigung der Persönlichkeit erobert war. „Eine starke Erschütterung war ihm notwendig gewesen, um an Körper und Geist das gestörte Gleichgewicht herzustellen. Jetzt war's in Ordnung. Er hörte keine Stimmen und sah keine Phantasmen mehr. Lindes Gefühl von Ruhe und aufsprossender Gesundheit durchströmte ihn; es war jener Zustand sanfter Urkraft, der schwermütigen genesenden Menschen so wohl ansteht. Sein Denken war ernst, aber nimmer bitter."[85]) Scheffel hatte gehalten, was er im April an Otto Müller geschrieben hatte: „Romantik wird jedenfalls nicht getrieben." Das Wort wird am Schlusse des „Ekkehard" noch ausdrücklich bestätigt: Benedicta erzählt von der blauen Blume, die den Weg zu Schätzen und Tiefen öffne. Aber Ekkehard winkt ab. „Ja, was fangen wir da mit der Wunderblume an? sprach Benedicta. Gib sie den Ziegen zu fressen oder dem großen Stierkalb, lachte der Senn, denen ist auch was zu gönnen." Und Ekkehard widerspricht nicht. „Bei Allem was ich sing' und dichte, will ich mich fragen, ob's dem Säntis und Kamor drüben recht ist. Und damit war er auf der rechten Spur: wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und echt, wenn auch die Lein-

weber und Steinklopfer und hochverständigen Strohspalter in den Tiefen drunten sie zehntausendmal für Hirngespinst verschrein." [86]) Das ist das Ergebnis des „Ekkehard" für Scheffels dichterische Persönlichkeit. Er ist seitdem nicht mehr, auch in den fieberheißesten Stimmungen der Aventiurelieder nicht, zu der augenblicksbefriedigten Lyrik zurückgekehrt, die ihm zwei Jahre vorher im „Trompeter von Säkkingen" entströmt war.

Eine große Sehnsucht wollte sich jetzt nach der zermürbenden Arbeit am „Ekkehard" erfüllen. Italien! Zum zweitenmal die Wonnen der italischen Jugendzeit genießen und den überarbeiteten Kopf zu neuen Entwürfen zu reinigen, war der Wunsch. Anselm Feuerbachs Genie war in Karlsruhe wie eine feurige Lohe aufgeschlagen und von Scheffel mit warmer Anerkennung gewertet worden. Der gelle Hohn des „Pietro Aretino" und die „bedeutende und echt dramatische" „Versuchung des Antonius" mit ihrer Feierlichkeit und ihrer großen und kühnen Gebärde hatten die „Karlsruher Mittelmäßigkeiten" hart vor den Kopf gestoßen. Eine Mauer von Kurzsicht und Unverstand hatte sich aufgeschichtet, um die Kraft Feuerbachscher Kunst zu umgittern. Da kam als Ersatz für alle Kränkungen der großherzogliche Auftrag, in Venedig die Assunta des Tizian zu kopieren. „Das Vergangene hinter mich werfen, von Neuem anfangen, war mein Tagesgeschäft . . . Ich verabredete mich mit dem mir befreundeten Dichter Josef Viktor Scheffel, welcher desselben Weges zu reisen gedachte. Wir verließen Heidelberg zusammen den 4. Juni 1855." [87])

„Das Herz schlug bewegt wie Ruderschlag eines in volle See steuernden Schiffes," als Scheffel am 23. Mai 1855, genau drei Jahre nach dem Aufbruch der ersten italienischen Reise, Karlsruhe mit „jenem fröhlichen Lächeln, das nur in ganz guten Stunden erscheint", verließ, um mit Feuerbach über

München durchs Inntal, an Bozen, Trient und Verona vorüber nach Venedig zu fahren. Zwei Menschen, die bei allen Gegensätzen ihrer Persönlichkeiten einen Grundton gleich schwer in sich empfanden: die Melancholie. Die Melancholie, die sich bei Feuerbach in einem leidenschaftlichen, in seinem Überschwang schier pathetischen Idealismus Kühlung suchte und bei Scheffel in wühlendem Schmerz zerfloß. Ihr Verkehr wirkte darum ausgleichend aufeinander; er war vornehm und innig.[87a]) Weitverzweigte Pläne beschäftigten in Venedig beider Köpfe. Die Stadt war von der Cholera verseucht, doch sie blieben. „Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen," schrieb Feuerbach nach Hause und ging mit ganzer Begeisterung an seine malerischen Arbeiten.[88]) Scheffel im Stolz des Schaffenden, dem eben ein großer Wurf innerlich befriedigend gelungen ist, wuchsen in dem historienumwetterten Venedig Menschenschicksale und Geschichten aus jedem Winkel. Es war im Juni: in der Heimat war eben der „Ekkehard" erschienen.[89]) In den prächtigen, unter dem Gefühlsdrang einer für alle Lebensfreudigkeit dankbaren Seele geschriebenen Reisebildern „Aus den Tridentinischen Alpen" möchte sein Fuß bei jedem Schritte stille stehen, damit das Ohr in Muße den es hier starkflügelig umkreisenden Zug der Renaissance erhorchen kann.[90]) Aber die Cholera durchkreuzte seine und des Freundes Studien. In der krankheitsverpesteten Luft war Feuerbach eines Tages vor der Staffelei ohnmächtig zusammengebrochen, und Scheffel „flimmerte" in ungewohnter Reizbarkeit. Sie flüchteten über den Gardasee nach Toblino; Scheffels „prachtvolle Gestalten tizianischer Zeit" zogen mit. Vor allen trat ihm jene reinheitsumflossene Irene von Spielberg klar aus der Menge, die mit ihrem feinen Geist Tasso bezauberte und mit ihrer Schönheit Tizians Sinne zu herrlichem Bilde entzückte; die

in der Blüte der Jugend dahinstarb und mit ihrem Tode den Schmerz der Zeitgenossen weckte.[91]) Ihre Erscheinung berückte Scheffel und leuchtete noch zu ihm herüber, als in Molveno schon das Waffengeklirr Herrn Georgs von Frundsberg und in Madruzz die „verkniffenen" Kardinäle der Madruzzi ihre hoheitsvolle Gestalt zu überragen strebten. Mit gutem Grund. Georg von Frundsberg und die Kardinäle von Madruzz vermochten in Scheffel die epische Freude an den Geschicken versunkener Jahrhunderte zu rühren und die schöpferische Meisterschaft des Dichters in ihm anzuregen; Irene von Spielberg aber ergriff ihn dauernder, weil ihre reife Jungfräulichkeit und Anmut ihm das Bild der Holden vor die Seele rief, die ihm in Karlsruhe seine schlechten Stunden zerschlug: das Bild Mariens. Er ahnte nicht, daß sich zu zwei gleichen Bildern bald zwei gleiche Schicksale gesellen sollten. —

Die zweite Ausfahrt nach Italien wurde für Scheffel zur spröden Enttäuschung. Der Gott unmittelbaren und ersten Genießens kehrt nicht wieder. Ohne schöpferische Lust, trüb im Kopf, schwerkrank, mit derselben Gehirn- und Augenentzündung, die ihn zwei Jahre vorher nach der Vollendung des „Trompeters" monatelang niedergehalten hatte, kam er im Oktober 1855 über Meran nach Karlsruhe zurück. An Arbeiten war nicht zu denken; das Gewirre der Pläne, das er aus Italien heimbringen wollte, zerstob. Was Idee war und sich schon leise zu Formen zusammenzog, zeigte, als es wieder hervorgeholt wurde, unter dem vorausgegangenen Stimmungswechsel ein anderes fremdes Gesicht. So gingen jetzt Entwürfe wie der Frundsberg und die Madruzzi zu grunde. Jenes „Gefühl unendlichen Ekels", das in Scheffel nur angeregt zu werden brauchte, um heraufzustürmen, bildete sich wieder heran. Marie pflegte den Bruder und geleitete ihn im Mai des fol-

genden Jahres zur Genesung nach Lichtenthal. Reisen war der erste Wunsch der wiedererwachenden Gesundheit. Die Provence wurde das Ziel. Aber derselbe Scheffel, der sonst mit einem Lebensgefühl ohne Maßen seine Wanderungen tat und in seiner Beobachtung unverändert von Fragen zu Antworten sprang, nahm jetzt die Melancholie als Weggenossen mit. Das große Kartäuserkloster in der Dauphiné, „die Wiege des strengen, stillen Kartäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen", und das alte Avignon mit seinem Schloß der Päpste, „gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal, wie ein Hohn für die Unterworfenen", erschütterten ihn und stellten wiederum ein Heer von Gestalten vor ihm auf.[92]) Er ließ sie vorüberziehen, ohne eine einzige „zu verdichten". Er war matt und müde. Und als er oben am Quell von Vaucluse stand, drückte ihn der Zustand seiner ganzen undefinierbaren, durch nichts zu belebenden seelischen Monotonie so schwer, daß er an Italien denkt, nicht an das Italien, das er vor Jahresfrist mit einem melancholischen Idealisten bis Venedig durchwandert hatte, sondern an das Italien „von damals": „Es wollte mir wehmütig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildnis sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri — mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward."[93]) Er war krank. In Bordighera sank er am Wechselfieber zusammen und schleppte sich in die Heimat zurück. Unter der aufopfernden Pflege Mariens gab ihm Rippoldsau im August die Gesundheit wieder. Als er Ende August in der Stephanienstraße ankam, empfing ihn aus Zell die Nachricht,

daß Emma ihr erstes Kind eben durch den Tod verloren habe. Anfang September reiste er zu ihr. Es war kein Wiedersehen in sonderlicher Fröhlichkeit. — —

Aber das Zergehen der vielen Pläne, die Scheffel in Italien und Südfrankreich augenblicksbegeistert aufgenommen hatte, war nicht das eigentlich Tragische an diesen Schicksalen. Wir können behaupten, daß der Frundsberg, die Madruzzi, der Pietro Aretino, die Albigenser und wie sie heißen mögen, auch ohne die Hemmnisse von Scheffels schweren Erkrankungen nicht entstanden wären, denn es fehlten ihm zu diesen Stoffen die persönlichen Beziehungen, wie sie den „Trompeter von Säkkingen" und den „Ekkehard" vorwärtsbewegt hatten. Freilich auch die ersten Blätter der „Irene von Spielberg" hatte er in überdrüssiger Stimmung in den Toblinosee flattern lassen, aber Irenens Bild war nicht mit ihnen versunken, sondern lebte in ihm fort, weil es die Züge Mariens trug.[94]) Die Frundsberg und Madruzzi waren nur Kulturbilder, in Scheffel entstanden ohne heiße Empfindungen in der Brust. Derlei Stoffe lagen hundertfach vor ihm ausgebreitet, wenn er zugreifen wollte. Das eigentlich Tragische dieser Schicksale war, daß unter ihrem Druck die Melancholie Scheffels ihren rein psychischen Zug zu verlieren und pathologisch zu werden drohte. Sie begann, ihre positive Stärke einzubüßen, und auf das Organische von Scheffels Künstlernatur vernichtend einzuwirken. Es gehörte Kraft dazu, diesen Versuchungen Widerstand zu leisten. Scheffel überwand die Depressionen, aber verhindern konnte er nicht, daß durch die voraufgegangenen Schickungen seine Konstitution körperlich und künstlerisch für ähnliche Eindrücke wieder um ein gut Teil empfänglicher geworden war. Mit gereiztem Willen suchte er jetzt aus ihnen herauszukommen, und fast verzweifelt sehnte sich der Starke, der zwei Jahre vorher sich

ein Leben aus hartem Eisen geschmiedet zu haben meinte, nach dem Ideal einer unnahbaren und in sich selber unbeweglich ruhenden Klarheit.

Marie! Alles Wahre, Gute, Schöne floß zusammen und lieh den Boden für diese Geschwisterliebe. Marie war die Hüterin von Scheffels stillsten Empfindungen; sie kannte seine Liebe zu Emma; war die Vertraute seiner Entwürfe, die Kennerin seines ganzen Innenlebens. Er liebte sie. Selbst zur Schwermut geneigt, eine Künstlernatur, nicht sonderlich mit dem vollen Licht des Lebens beschienen, war in Marien alles Harmonie. Unter ihren Worten bildeten sich die Dinge zu vollendeter Form, „unter ihrer ordnenden Hand bekam alles ein anderes, traulicheres Ansehen". Ihr Bild hatte Scheffel jetzt nach Italien geleitet; ihr Bild, frei, edel und groß, ohne Menschenschwäche brachte ihm jetzt den Schöpfergeist zurück. Irene von Spielberg! Die Chronisten geizen mit Nachrichten über sie, doch wir wissen, daß sie schön war und herbstlich verblühte, ehe noch ihr Sommer erschien.

Mit solchem Plan einer neuen großen Dichtung ging Scheffel im Oktober 1856 nach München. Er kam nicht als Fremder. Paul Heyse, der Glücksgenosse von Capri, führte ihn in der Schimonschen Weinstube in das Kollegium der Geibel, Lingg, Dahn, Bodenstedt, Hertz, Leuthold. Moritz von Schwind führte ihn im „Englischen Café" zum Stammtisch der Rumohr, R. Vischer, Dietz und Ille. Er ward dem Könige vorgestellt und nannte ihm die „Irene von Spielberg" als das nächste Ziel seines Schaffens. Die Vornehmheit seiner Gesinnung, der Geist und die warme Liebenswürdigkeit, die seine Worte mit dem Hauche des Beharrlichen und innerlich Überzeugten umspielten, trugen ihm die vorurteilslose Zuneigung aller ein. W. H. Riehl bot ihm in der Redaktion der „Bavaria", die auf Anregung

Maximilians eben ins Leben treten sollte, einen Platz an. So sah er sich auch als Schriftsteller geschätzt. „Es wird alles gut“: die Worte hatte er vor zwei Monaten bei seinem Abschiede von Zell zu Emma gesagt, und er hoffte jetzt selber auf sie. Er dachte an Marien, wie unter ihren Blicken alles neu werden könnte, und wie dieses München mit seinen geistigen und künstlerischen Anregungen, ihrem im Grunde einsamen und beengten Leben wohltun würde. Er lud sie zu sich ein. Er wollte ihr mit dieser Freude für die Reichtümer danken, die sie besonders während seiner beiden letzten Krankheiten über ihn ausgeschüttet hatte. Marie kam. „Alt und Jung war von ihrer Erscheinung entzückt,“ schrieb dreißig Jahre später Friedrich Bodenstedt in der „Täglichen Rundschau“, „es ging wie ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdigerweise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem andern zu: Welch ein entzückendes Geschöpf!“[95]) Scheffels Stern stand hoch. Seine junge Dichtung gedieh: Irene von Spielberg! Da löste sich das Schicksal dieser Gestalt und traf wie ein Fluch das Leben dessen, der es eben zur allgemeinen Menschlichkeit erhöhen wollte. Marien raffte am 18. Februar 1857 der Typhus dahin! Scheffel schrie auf. Ein Schicksal, um über das Leben hohnzulachen, wenn die Tragik solcher Geschehnisse nicht alle Sinne betäubte. Was golden und frisch aufzukeimen begann, war mit einem Schlage vernichtet. Das Bild Irenens versank wie jene Büste der Benigna Serena im „Hugideo“, der kalt und schweigsam Scheffels Schmerz um den Tod der Schwester in sich birgt.[96]) Eine Dichtung war verloren, die in ihrer glücklich und edel empfangenen Klarheit Scheffels Genie zu den Höhen



Marie

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

jener Kunst getragen hätte, die die Geschicke des Einzelnen mächtig zu Menschheitsgeschicken erhebt.

Es sah trüb aus. Auch bei Heims hatte der Tod Einkehr gehalten. Emmas kluge, feine Mutter war am 7. Januar desselben Jahres an der Lungenentzündung gestorben; in Zell hatte sich nicht lange vor Mariens Tode Dr. Held, ein Onkel Emmas, erschossen, und Ida ging nach Amerika. Die Tochter Helds, Mathilde, nahmen Scheffels jetzt ins Haus, um Marien zu ersetzen. Doch wer konnte das? Für den Dichter war eine Zeit völliger Gleichgültigkeit angebrochen. München und der Bavariaplan waren ihm verleidet. Um nicht in den fürchterlichen Gemütszustand des Sommers zurückzufallen, reiste er nach Paris und durch Nordfrankreich. Im Juli holte ihn Riehl zu einer Rheinfahrt ab, und hier trat die folgerichtige Reaktion des währenden Schmerzes ein: die Melancholie befreite sich im überstürzenden Humor. Die wundervollen, der Weltlitteratur zugeteilten „Drei Dörfer“-Lieder des Rodenstein entstanden. Aber diese Stimmungen legten sich bald. Selbst Scheffels sonst mit allen Mitteln verfochtenes Unabhängigkeitsgefühl war geschwächt: er verpflichtete sich Ende Oktober dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg in Donaueschingen als Bibliothekar.[97]) Das bewegte Innere wollte sich in der gedämpften Gleichmäßigkeit einer geregelten Tätigkeit ordnen und beruhigen. Der folgende Brief an Emma, die im Frühjahr von Zell nach Emmendingen übergesiedelt war, spricht diese Stimmungen ergriffen aus:

Donaueschingen, 15. XII. 57.

Meine theure, innig verehrte Cousine.

Wie freue ich mich des Zeichens von Erinnerung u. Theilnahme das Du mir in meine einsame Bücherwelt gesendet. Wir haben uns lang nicht gesehen u. geschrieben; im vorigen Winter,

da ich noch ein Glücklicher unter Glücklichen war, wollte ich Dir mein ernstes Beileid schreiben beim Tode Deiner lieben Mutter, die auch mir eine wohlmeinende Freundin war; ich habs verzögert — wenige Zeit darauf hat der Tod bei mir selber Einkehr gehalten u. mir das Beste, was ich im Leben hatte, von der Seite gerissen; — seitdem bin ich still u. stumm geworden u. lebe halb wie ein Schlafwandler . . . was können Worte sagen?

Und doch ists nicht recht, daß man den Wenigen, die mit treuer ächter Theilnahme den eigenen Geschicken folgen, nicht öfter auch ein sichtbar Lebenszeichen gibt . . . u. so bin ich denn gleich heute in Gedanken bei Dir u. Deinem Manne am häuslichen Heerde zu Emmendingen u. wollte, ich könnte statt dieses Blatts Papier selber bei Euch einkehren u. fragen u. sehen, wie Alles geht u. steht u. Dir vom Vetter Josephus erzählen, so Viel Dich interessiert. Aber freilich wär's eine trübe Unterhaltung; denn in Alles was die Welt mir noch bietet u. in den reichen Schatz gesammelter Erinnerungen tritt immerdar, täglich u. stündlich der eine Gedanke an das was mein Glück war u. nie wieder sein wird, bis zu dem Augenblick wo auch ich dem irdischen Traum Lebwohl sage u. die letzte grosse Wanderung antrete, auf der mir meine Marie vorausgieng.

Jetzt gerade jährt sichs, daß meine gute Schwester zu mir nach München gefahren kam . . . in Zeiten schwerer Krankheit hatte sie mich zu Hause gepflegt, war mit mir nach Rippoldsau gegangen . . . ihrem treuen sinnigen künstlerischen Wesen hatte ich so Viel zu verdanken, München, wo ich eine zweite Heimath gefunden u. reiche Aussichten vor mir hatte, sollte eine kleine Revanche sein für Alles was sie mir gethan. Wie waren wir vergnügt in unserer kleinen Wohnung in der Ludwigstrasse; unter ihrer ordnenden Hand bekam alles ein anderes traulicheres Ansehen; an Weihnachten, alte Kinder, wie hatten wir Freude am Weihnachtsbaum u. der kleinen Bescheerung; im Januar fieng ich eine grosse poe-

tische Arbeit an, Marie sollte der gute Genius sein unter dessen Auspicien Gedeihen u. Segen der Feder nicht gemangelt hätte . . . etliche Wochen später, u. Alles in Nacht u. Tod . . .

Liebe Emma, Du wirst Dich darum auch nicht wundern, mich in Donaueschingen zu sehen; — wie ich zum letztenmal das theure im Tod verklärte Antlitz erschaute, da ward mir offenbar, daß Alles Irdische, u. auch die Poesie, der schönste Schimmer, nichtig ist, die grossen Hoffnungen u. Plane mit denen ich eine Zukunft zu erjagen gedachte, sind zerronnen; ich freue mich einer einfachen mechanischen Arbeit, bei der der Tag so hingeht, ohne daß mans recht wahr nimmt, u. hier hab ich eine recht mir zusagende stille Thätigkeit gefunden, sitze hinter alten Manuscripten, die ich zu ordnen habe u. die mir viel von vergangenen Jahrhunderten erzählen, rumore im Bücherstaub, verkehre mit wenig Menschen u. warte ruhig ab, was da weiter kommt. Ob ich ganz mein Zelt u. häuslich Anwesen hier aufschlage, weiß ich freilich noch nicht; vorerst ists nur für Jahr u. Tag daß ich mich verpflichtet habe.

Meine gute Mutter hat ein schweres Leben, das Haus verödet, die alte behagliche Form unmöglich wieder zu gewinnen, für andere Menschen wenig Sinn . . . ich möchte ihr so gerne helfen, vergessen zu lernen u. wieder neu zu leben, u. kanns doch selber kaum.

Ich hoffe, daß das Kind unseres unglücklichen Vetters Held, wenn es zu uns nach Karlsruhe kommt, ihr in Vielem, wenn auch keinen Ersatz, doch Zerstreuung u. Anregung bietet.

Donaueschingen ist keine Weltstadt wie Paris u. Rom u. hat mir im Anfang einen ganz seltsamen Eindruck gemacht . . . Die Kleinstädterei, wenn sie colossale Dimensionen annimmt, hat übrigens auch wieder etwas Ehrwürdiges. Allmälig hab ich mich eingewöhnt.

Ich hoffe jetzt bald einmal nach Freiburg zu kommen, u. mit Deinem lieben Vater wieder einmal zusammen zu sein. Auch an Emmendingen werde ich nicht wieder vorbeifahren,

hoffe aber auch vorher, ehe ich meine liebe Cousine von Antlitz zu Antlitz schaue, wieder von Dir zu hören, Dein Brief hat etwas so Wohlwollendes u. Tröstliches für mich gehabt, daß ich Dir stets dankbar sein werde.

Und wie geht es Deiner Ida im Land America? Es ist ihr Schicksal; ich wünsche, daß es sich so erfülle, wie sie selbst es erwartet.

Das alte Europa wird heutzutag Manchem zu eng, der Flügel zu besitzen glaubt, um sich aufzuschwingen ... daß drüben auch nicht lauter Manna vom Himmel fällt, lehrt die Erfahrung. —

Ich grüsse von Herzen Deinen Gemahl u. empfehle mich Deiner Freundin Clara mit den klaren Augen, der ich im Jahr 1854 ein Tischnachbar war. Gott geb Dir ein gutes Jahr, und Segen ins Haus, u. wickle Deine Tage, wie der alte Hebel sagt, in Zuckerbrod ein.

Addio.

Dein ergebener Vetter
Josephus.

Den Brief beantwortete Emma mit einer Einladung Scheffels für den kommenden Neujahrstag. Aber Scheffel mußte danken und schrieb ihr am 30. Dezember („Mittwoch abend"):

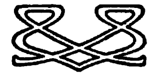
„Heute Abend 10 Uhr, wo die Eilwagengelegenheit noch allein gienge, muß ich bei einem Concert und Abendunterhaltung im fürstlichen Schloß figuriren, und am 2ten Januar sollte ich ebenfalls, verschiedener Geschäfte willen, hier sein. Es läßt sich also, mit dem besten Willen, nicht bewerkstelligen. ... Dein Brief ist so gut u. wohlwollend, daß ich Dir später noch ausführlich schreiben werde. Du hast richtig gesehen, daß eine Einladung auf Weihnacht mich schwer berührt hätte ... ich hab viel Thränen bescheert bekommen, zu den Gaben,

die meine gute Mutter mir sandte ... Viel herzliche Grüsse und nochmals meine besten Wünsche zum neuen Jahr — das beste, was der Mensch hienieden haben kann, geraden Sinn und gutes Herz, brauch ich Dir freilich nicht mehr zu wünschen, weil Du's schon hast. Ich grüsse Dich in treuer Ergebenheit.

Joseph."

Die straffe Erkenntnis des „Ekkehard", die befreiende Schöpfertat über das Leben zu stellen, war in Scheffel schwer ermattet. Aus allen Schicksalen war ihm grausam das größte erwachsen, daß seinen Händen die höchste Kunst des Poeten, die zersprengten Teile des Bestehenden organisch zusammenzuraffen und zu harmonischem Ganzen zu bilden, entglitten war. Er begann jetzt ein Rasen nach den entschwundenen Kräften: vergebens. Er hatte, ehe er in Donaueschingen sein Leben ein Jahr lang nach der Uhr stellen wollte, in Weimar auf Karl Alexanders Einladung hin die Hülle von Rietschels Goethe- und Schillerdenkmal fallen sehen, aber es war ihm heiß auf der geweihten Erde geworden. Zwei Monate später stand er in der Wartburg vor dem Sängerkrieggemälde Moritz von Schwinds. Da betrog er sich in seiner Unrast augenblickshingerissen mit ersehnten Träumen und gab dem Großherzoge das Versprechen, diese Epoche der deutschen Geschichte zum Ausgang einer Dichtung zu machen. Ein Martyrium begann um diese Dichtung, das ihn durch ganz Europa, aber nicht zum Ziele trieb, und das dann mit einer neuen Gehirnerkrankung Scheffels endete. Die Späne dieser Riesenarbeit sind die Aventiurelieder. Sie stehen auf festem Grund, denn noch hatte es Weile, bis die dichterischen Kräfte, die den Rodensteiner und den „Ekkehard" schufen, ganz gebrochen waren, aber sie sind kein organisch Ganzes mehr im Sinne der früheren Dichtungen. Scheffel war noch nicht am Ende und mußte den Speer

weiterhin gegen anrennende Schicksale einstemmen. Selbst seine Liebe, von Emma immer mehr in Verstehen und Dank hingenommen, ward mißgönnend von diesen Schicksalen berührt. Aber jetzt fügte sich Emmas Hand fester in die seine und entbot ihm im Gewirre der nun hastend anbrechenden Jahre den einzigen Platz, auf dem er ruhen konnte. In jungen Tagen hatte diese Liebe den „Trompeter von Säkkingen“ beseelt, dann hatte sie dem „Ekkehard“ eine schöpferische Schwungkraft ohne gleichen gegeben und jetzt durchflog ihr wehender Hauch die schönsten Lieder der „Frau Aventiure“. Tiefduftig wie Abendröte senkten sie sich nieder, die letzten Boten eines strahlenden Tages. —



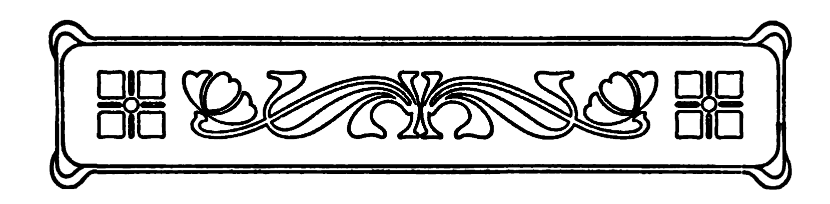
6.

Irregang.

„Verfahrner Leute Fahrtgewinn heißt Leid!"

„Frau Aventiure."

„Daheim."



1.

Im Frühjahr 1857 war Emma nach Emmendingen bei Freiburg übergesiedelt, denn Mackenrodt hatte sich selbständig gemacht. Sie war eine Erfahrene geworden. Der Tod ihres ersten Kindes; der Tod der Mutter, der klugen verständnisvollen, die mit Güte und Rat ebnete, was Vorurteile und Übereiltheit verwirrten; die Klagen des Vaters, der nach dem Tode seiner Frau zum Hypochonder geworden war; die Geburt eines zweiten Kindes; eine Ehe, überreich an Enttäuschungen: das alles half, Emmas Wesen jener naiven Hinnahme der Dinge zu entfremden, wie sie glückhaft der Jugend eigen ist. Sie sah Vorstellungen schwinden, die ihr früher als unverrückbar bleibend gegolten hatten, und sah Forderungen aufsteigen, die herrisch neue Ansprüche an sie richteten. Der Zweifel in die Beharrlichkeit der Dinge trat an sie heran und mit ihm das Gebot, die eigene Kraft zu erproben. Aber ihre starke Persönlichkeit setzte sogleich zweierlei Besitz als Gegenwehr ein: das Pflichtgefühl ließ diese Frau unverstimmt die Beschränkung tragen, in die sie Umgebung und Verhältnisse gestellt hatten, und der Humor enthob sie ideell den Grenzen realer Wirklichkeit und glich die melancholischen Stimmungen aus, wenn das Leben widerspenstig seine eigenen Wege erstrebte. Und wie die Natur des Menschen eine gnädige Spenderin ist, so ist sie auch eine

gnädige Empfängerin. Ohne Dissonanzen zurückzulassen, übernahm Emmas Charakter die Erfahrungen und fügte sie seinem Gebilde ein. Eine Persönlichkeit entstand, die bewußt und entschlossen in der Erkenntnis des Daseins wurde und diese Erkenntnis aus den kleinsten Dingen zog, ohne in ihnen unterzutauchen. Neben das Gefühl der Lebenspflicht trat gesund und mit klingendem Humor verfochten das Gefühl der Lebensberechtigung, das bei großen Naturen immer ein rein innerliches und darum ein so schwer erfüllbares ist. Die Siebzehnjährige hatte die Wünsche nach einem Verstehen, das schon im Blick und im Druck der Hand seine Gewährung findet, nicht gekannt, weil das Getriebe ihrer Empfindnugen zu unstet war, um ruhig aufhorchen zu können, und die mangelnden Töne zu entdecken. Jetzt war über die Zweiundzwanzigjährige das Leben mit seinen Forderungen an das Nachdenken gekommen, und sie hatte diesen Forderungen genügt. Sie sehnte sich nach Mitteilsamkeit und sah, daß Scheffel das Buch ihrer ganzen Empfindungswelt längst aufgeschlagen hatte, und daß er die Zeichen liebte, die drinnen standen. Er, der Dichter, erlöste mit einem Wort, was andern unverständlich blieb. Er, der Mensch, legte die Hand auf ihr Haupt und nahm ihm allen Druck. Das Vertrauen, die treueste Pflegerin inniger Zuneigung, bildete sich. Das Leben hatte ihre Zusammengehörigkeit begründet; auf festeren Boden kann niemand bauen. „Aufkeimende Neigung braucht Zeit, sich über sich selbst klar zu werden.“ Beide hatten sie jetzt diesen Zeitpunkt erschritten. „Wie schwer fällt es mir“, heißt's am 24. März 1858 in einem Briefe Scheffels an Emma, „soviel Herzliches und Liebes nur geschrieben sehen zu dürfen und nicht immer in der Nähe zu sein, um in so manchem schweren wie heitern Augenblick ein befreundet Menschenantlitz aufsuchen zu können, das mich ver-

steht, dem ich Freud und Leid vertrauen mag", und wenige Tage darnach verspricht er ihr: „Von Fröhlichem und Traurigem, das mir die Zukunft bringt, sollst du immer getreulich Nachricht haben." So ließ er jetzt selbst die Tarnkappe des „timide de coeur" fallen, die früher jede sichtbare Bewegung seiner Empfindungen ängstlich hütete. Endlich war ihm dieses Frauenherz mit seiner sonnigen Heiterkeit und tiefen Innerlichkeit freiwillig und aus eigenem Bedürfnis entgegengekommen! Aber er wollte nicht allein der Empfangende sein. „Ich bitte Dich," schreibt er im Januar 1868 an Emma, „gegen Deinen alten Vetter niemals timide de coeur zu sein, denn er freut sich allezeit, Dich wieder, so lang kein fröhliches Wiedersehen möglich, im geistigen Bild vor sich zu schauen und die Züge Deiner einzigen schlanken Hand zu begrüßen", und im September 1872 schreibt er ihr von Radolfzell aus: „Gerade wenn Sorgen auf Dir lasten, liebe Emma, hast du an mir ein vertrautes Herz, sie auszusprechen und der Zukunft scharf ins Auge zu schauen. Man ist sich nicht nur gut für die guten Tage!" Empfindungen, die er nun, da Emmas Hand sich fest in die seine drückte, mit warmer Heiterkeit offen und immer aussprach. —

Sollten wir nicht betrachtend zurückgehen in die vergangenen Jahre und aus ihnen die Frage herauslösen, wie diese Liebe Scheffels in einer Zeit, in der sie allein und ohne Gegengefühl in ihm bestand, schöpferischen Odem haben konnte, und wie sie nun, da sie voll befriedigend über ihn kam, nur einen bedingten poetischen Widerklang zu wecken vermochte? Eine leichte Mühe, wird man erwidern, denn die Antwort liegt im Weben des Genies bereit, das seine Flügel am rauschendsten entfaltet, wenn es sich sehnt und seinen Idealen zutreibt. Schaffen heißt aus Wünschen Wesen bilden; Schaffen gleicht

dem Glauben, der Berge und Hügel wie Federn hebt, und sie niedersetzt, wo sie nie gestanden haben. Befriedigung aber ist der Feind des Genies. Kein Wille, und wäre er orkanisch in Scheffel aufgebraust, hätte es vermocht, in diesem ihn nunmehr ganz befriedigenden Zustande seiner Liebe abermals einen „Trompeter von Säkkingen" zu schaffen. Kein Wille wäre mächtig genug gewesen, einen zweiten „Ekkehard" so lodernd wie den ersten zu beschließen. Diese Kräfte waren jetzt, da alles erfüllt vor ihnen lag, ihrer unmittelbaren Wirkung beraubt. Und dennoch bedarf diese Antwort einer Ergänzung. Die Erfüllung des Liebesideals bedeutete für Scheffels Genie nicht die Erfüllung der Lebensideale. Weil er das eine hatte, war er nicht genötigt, die andern über Bord zu werfen. Im Gegenteil: die Erfüllung seines Liebesideals hätte ihm jetzt höchst gelegen kommen müssen, um den Schatten einer von ihm ehmals vielgeliebten Gestalt von neuem zu beschwören. Im Kreisen der Schicksale, das ihn nach dem „Ekkehard" umtobte, hatte er sich im Anblick Mariens nach jener Klarheit gesehnt, die unbeweglich die Dinge unter sich dahinfließen läßt und zu stolz ist, sich in ihnen den Fuß zu netzen. Irene von Spielberg! Erschüttert vom Tode Mariens hatte er ihr Bild fallen lassen. Er sah sich nach Ersatz um und fand ihn nicht: „alles in Nacht und Tod." Da blühte jetzt im „Gedörn" der Gegenwart eine Erscheinung neben ihm auf, deren Besitz über alle Träume ging: Emma! Sein Liebesideal hatte sich erfüllt! — es hatte sich damit aber gleichzeitig seiner absoluten schöpferischen Macht begeben, und so war nunmehr der Weg zu den — Lebensidealen freier als je. Was sich noch hemmend drüberhinlegte, hätte Emmas Liebe mit weichen Händen weggeräumt. Die Vertraute seines Innenlebens kannte seine Wünsche und achtete auf sie. Scheffels Kräfte waren ermattet, aber für das

sanfte Ideal der Ruhe und Klarheit hätten sie sich, belebt durch das Glück einer großen und reinen Liebe, noch einmal beschwingen lassen. Also stand diese Liebe, jetzt da sie sich erfüllt hatte, immer noch in mittelbarer schöpferischer Betätigung da. Also besaß sie auch jetzt noch Odem genug, um auf Scheffels Genie fördernd und befruchtend einwirken zu können. Die voraufgegangenen Schicksale hatten zudem einen guten Boden für eine „einsam sich sonnende“ und tief in die Erkenntnis der Dinge steigende Kunst abgegeben. Scheffel selber fühlte, daß er zu dieser Kunst genesen werde, und hatte sich aus den Unruhen in die „ehrwürdige Bibliothek zu Donaueschingen“ geflüchtet. So schien alles nur auf den Beginn des Spiels zu warten. Öffneten sich die Perspektiven, vor die der Tod Mariens den Vorhang gezogen hatte? Trat Irenens Bild hervor?

Nein! Der Novembertag von 1857, an dem Scheffel dem Großherzoge von Weimar auf der Wartburg das Versprechen gab, die Zeit des Sängerkriegs poetisch aufleuchten zu lassen wie drei Jahre vorher im „Ekkehard“ die Kultur des zehnten Jahrhunderts, drängte das Bild Irenens von Spielberg für immer in den Nebel. Das in edler Lebensreife erstrebte Ideal der Klarheit und Ruhe sank in dem nun losbrechenden Sturm von Enttäuschungen und Ängsten zur realen Lebensnotwendigkeit herab und war damit für die Poesie verloren. Denn das Werk, das jetzt entstehen sollte, schlug andere Wege ein, und lag fernab von der stillen und freien Kunst eines ganz im Innern wachsenden Ideals. Alles wogte, alles sprühte. Gestalten in wallenden Mänteln mit der Leier im Arm zogen durch hohe breite Hallen. Jeder brachte nicht nur den Geist seiner Persönlichkeit, sondern den Geist seiner Kultur mit. Dazwischen liefen Kobolde und Schwarzkünstler durch

den Saal. Und oft war's, als ob grauer Nebel alle deckte und umwölkte. So sah das Milieu aus, in das die neue Dichtung eintreten wollte. Es hing an historischen Beziehungen, aber es konnte auf keinem sichern Standpunkte beharren, weil durch sagenhaftes Getändel, durch Phantasie und das Schweigen der Wissenschaft in den maß- und zielgebenden Dingen der Boden unter ihm weich und uneben geworden war. Wie ein byzantinisch steifes und verzerrtes Relief ist uns die umschleierte Geschichte vom Sängerkrieg auf der Wartburg überkommen.[98]) Der Landgraf Hermann von Thüringen hatte ihn angeregt; Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich der tugendhafte Schreiber, Reinmar von Zweter und Biterolf sollen bereit gestanden haben. Alle sangen sie das Lob des Landgrafen, nur Heinrich von Ofterdingen pries den Herzog Leopold von Österreich. Er drang nicht durch und ward besiegt. Aber was fing Scheffel mit einem Heinrich von Ofterdingen an, der sich nun zum zweiten Kampfe einen mit Zauberkräften gegürteten Helfer, den Meister Klingsor aus Ungarn, vorschiebt? Was fing er mit einem Klingsor an, der mit solchen Kunststücken seine Siege feiert? Wer war überhaupt dieser Heinrich von Ofterdingen?[99]) Konnte Scheffel die bedeutsamste Figur seiner Dichtung unklar, grau in grau, wie eine Nebelgestalt einherschreiten lassen? Und die andern: Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich der tugendhafte Schreiber, Reinmar von Zweter, Biterolf: sollten sie nur die Statisten eines an sich belanglosen Ereignisses sein? Sollten sie kommen und gehen, ohne einen Hauch ihres blühenden Geistes zurückgelassen zu haben? Beim ersten Kampfe waren besonders Wolframs und Ofterdingens Waffen aufeinandergeprallt. Aber Ofterdingen mußte der Übermacht weichen,

War damit nun auch der „Parzival" mit neuem Lorbeer umkränzt? er, das Erzeugnis welscher Ritterromantik.[100]) So tat sich eine neue Fragenreihe auf. Die Gegensätze einer ausgefeilten französischen Geistessphäre und der gesunden, im ersten Blühen stehenden Triebe mittelhochdeutscher Dichtung wurden lebendig. Doch weiter. In einem Wartburgroman war der Landgraf Hermann von Thüringen keine unwürdige Nebenperson, und desgleichen verlangte der Herzog Leopold von Österreich, der Heinrich von Ofterdingen zum Dank für seine Hymnen den Weg zu Klingsor gewiesen hatte, seine Rücksichten. So schlich sich in das literargeschichtlich-poetische Moment schließlich noch das historisch-politische. Ganze Weltanschauungen, ganze Kulturen spielten hier ihren Charakter aus. Deutschland, Österreich, Frankreich: wer da als Poet nicht des Blickes für die Gegenwart entbehrte, konnte diese Beziehungen nicht nur in der Sackgasse des dreizehnten Jahrhunderts verklingen lassen.

Wie führte der Weg aus diesem Labyrinth ins Freie, was war der Weisheit letzter Schluß? Die Anmerkungen der „Frau Aventiure" zeichnen die verschlungenen Pfade nach, die Scheffel durchlief, ehe er Perspektiven sah. Seine Idee war, den Ofterdinger, über allem Sängerstreit erhaben, zum Schöpfer des deutschen Nibelungenliedes zu erhöhen und ihn so mit einem echten, reinem Volkstum entborenen Nationalepos die geliehene Kunst eines „Parzival" aus dem Felde schlagen zu lassen.[101]) Aber bis dahin war die Wanderung weit. Die ganze heißumstrittene Entstehung des Nibelungenliedes lag wie ein starrer Fels im Wege und sollte zu einem sorgsam abgemeißelten Baustein hergerichtet werden. Eine Arbeit von vielen. Denn als Gegenpartner des Nibelungenliedes stand der „Parzival" Wolframs von Eschenbach da, und auch seine

Quellen sollten klar und eben fließen. Das Ringen einer keimkräftigen, geistig und geschichtlich widerspruchsvollen Kulturepoche zu eigenen Idealen war in seiner Kampfeshaltung zu erfassen und in seinen schließlichen Ergebnissen darzustellen. Wann sollte der erste Schwertstreich geschlagen werden? — wo der Beginn des Turniers sein? Das ganze mittlere Europa war an diesen Vorgängen beteiligt. Von Paris über den Rhein hinweg und auf die Donau überspringend bis nach Ungarn hinein kreuzten sich die Wege, und in Thüringen auf der Wartburg sollte alles, was bis dahin an Geschichte, Sage, Episode, Lied und Reim zusammengekommen war, als großer, prächtiger, jeder Dissonanz entkleideter Chor erklingen. Eine Aufgabe, die schon in ihrer rein äußeren Ausdehnung ungeheuer war.

Doch auch sie hätte sich der Gewalt des Genies fügen müssen. Die souveräne Beherrschung solchen Stoffes in engerem Rahmen war von Scheffel schon einmal im „Ekkehard" bewiesen worden: da schrieb im letzten Kapitel, losgelöst von allem, was den „Ekkehard" bewegte, und dennoch so, als ob's unentrinnbar hineingehörte, Herr Konrad von Passau die lateinische Form des Nibelungenliedes nieder; fest und sicher schrieb er.[102]) Was damals lächelnd und leicht gelang, wäre auch jetzt im weiteren spielend geglückt, wenn der Scheffel des „Ekkehard" der Dichter des Ofterdinger geworden wäre. Vor drei Jahren hatte eine glühend nach Ausdruck drängende Empfindung die „Casus Sancti Galli" durchbrochen, und die Melodie einer triumphierend angeschlagenen Lebensidee hatte alles übertönt. Jetzt aber schwieg das Herz, und nur der Kopf war beschäftigt. Die neue Dichtung war nicht aus innerem Antrieb aufgenommen worden. Die Begeisterung für sie war nicht größer als in Italien die Begeisterung für die Madruzzi

und in der Provence der Enthusiasmus für die Albigenser. Der Schwung, der Lebensnerv fehlte ihr: eine heiß und innig hingenommene Konzeption. Wollen, nicht Müssen aus erlebnisfroher Bedrängnis heraus, hatte sie zu bilden versucht. Zwang war alles. Scheffel hatte das erstemal in München vor Karl Alexander gestanden. Er war dann im September 1857 der Gast des Großherzogs bei der Enthüllung von Rietschels Goethe- und Schillerdenkmal gewesen. Ihn verbanden von Hause aus freundschaftliche Beziehungen mit dem Kommandanten der Wartburg, dem geistvollen Bernhard von Arnswald;[103]) die Wartburg und ihre Umgebung rauschten von Gestalten und Ereignissen; es wurde ihm eng im Getriebe eines nutzlos hingebrachten Alltags; er hatte mit dem „Ekkehard" poetische Verpflichtungen auf sich genommen. Er stand im November zum drittenmale vor dem Großherzoge und sollte zum drittenmale mit einem schlichten Abschiedsworte und einem Worte des Dankes gehen? Er sah, in wie kräftiger und großartiger Komposition Moritz von Schwind die Sage des Sängerkriegs behandelt hatte; er fühlte sich; er würde in der Bücherei von Donaueschingen Ruhe und Sammlung finden — er gab sein Versprechen und lud nun neben allem andern auch noch die Tragik eines Schaffens auf sich, das sich erwartenden Verpflichtungen verschrieben hat.

Und Donaueschingen? Drei Wochen nach dem Wartburgversprechen trat Scheffel bei Karl Egon als Bibliothekar ein und fand in der berühmten Laßbergschen Bücherei, die der Fürst erworben hatte, ein handschriftliches und gedrucktes Material vor, dessen reiche Fülle sein Bedürfnis nach Sammlung ins gerade Gegenteil verschlug.[104]) Ergebnisse, die für ihn bereits feststanden, wurden durch dieses glänzende Material wieder erschüttert. Neue Gebiete taten sich auf, und in die

alten fiel eine neue Beleuchtung. Was heute galt, mußte morgen als bestritten fallen gelassen werden. So wurde selbst diese Arbeit, von der sich Scheffel das Beste versprochen hatte, zur Last. Die letzten Teile seiner organischen künstlerischen Kräfte lösten sich auf. Durch Reisen und Studien an Ort und Stelle suchte er sie einzuholen; die geschwächten Ideen sollten durch Stimmungen gestärkt werden. In Paris hatte Landgraf Hermann von Thüringen den feinen, ziselierten Schliff seiner Bildung erhalten. Er reiste hin, um die verwischten Spuren aufzufinden. Von Passau die Donau abwärts und aufwärts klang alles Land vom Nibelungenliede wieder. Er ging mit dem Griffel in der Hand auch diesen Tönen nach. In Franken und Thüringen schritten aus jedem Winkel Ritter und Sänger heraus. Es verdroß ihn nicht, einem jeden zu folgen. Die Skizzen häuften sich. Aber nicht gegliederte Zusammenhänge bildeten sich aus ihnen, nicht Abschnitte, die eine bestimmte und gefügte Form erkennen ließen, und in denen eine Lebensidee schon machtvoll zum Ausdruck kam, sondern lose lagen die Seiten aufeinander. Zwischen ihnen rankte hier und da, wie am Wege gepflückt, ein grünes Blatt — ein Lied. Frau Aventiure! „Mit zu viel ewiger Jugend begabt, um sterben zu können, aber unfähig, die anders und älter gewordene Welt und sich selbst zu verjüngen, fristet sie ein halbverschollen Matronenleben, meist auf stillen Bergeshöhen, wo der Wald den stolzen Erinnerungsschutt ihrer Jugend mit Frühlingsgrün überrankt; zuweilen auch zeigt sie sich betend in wetterbraunen Münstern und Kreuzgängen, oder siegelbehangene Urkunden und schönbemalte Pergamentblätter lesend, in moderduftigen Archiven und Büchereien.“ [105]) Da her brachte sie auch jetzt ihre Gaben. Wuchtig und mit hartem Eisen wurden sie ihr abgenommen, obschon sie mit der Verzweiflung

im Bunde lag. Aus den letzten Tiefen der Seele stiegen die Empfindungen hoch, und der Schmerz über den Verlust des heißesten Glückes, des Schöpferglückes floß in dunkeln und schweren Tönen vor; alle Wunden brachen auf. Harmonie aber überwölbte sie nicht. Ein Liederband und die kurze Erzählung des „Juniperus" waren der „Fahrtgewinn". Enttäuschungen und Schicksale hatten willig mitgeholfen, daß dieses Fahrtgewinnes „Leid" keine Milderung erfuhr. Krankheit hatte den Weg beendet. Aber der Gott großen und eindringlichen Schaffens war ausgeblieben, denn die harmonischen Kräfte, die es vermocht hätten, sich noch einmal in alter Schönheit zu einer Dichtung zusammenzufinden, die sich im Gedanken an eine vielgeliebte Gestalt mit dem Ideal der Ruhe krönen wollte, hatten in diesem Sturm kein Amt. Und die Liebe zu Emma? Scheffel hütete sie als das einzige Juwel der Befriedigung, das er im Getriebe der Aventiurejahre besaß. Gleichwohl drängten Verzweiflung und Ereignisse auch sie in den Sturm. Da erhob sie, in solchen Stunden wieder Sehnsucht geworden, ihre schöpferischen Kräfte und bildete die Empfindungen zum Lied. Als dann die plötzlich aufgestiegenen Wünsche des Dichters sich zur Erfüllung geläutert hatten, war poetisch ihre Pflicht getan, und nun floß ihr unerschöpflicher Segen auf den Menschen über, der jetzt, da er die Harmonie seiner Kunst verloren hatte, innig nach der Harmonie seines Lebens verlangte. —

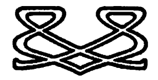
So trat diese Liebe in den zweiten Kreis ihrer Betätigung. Sie führte Scheffel, nachdem sie seine Kunst gipfelan geleitet hatte, ins Tal golden umsäumter Lebensbefriedigung und Ruhe. Aber der Weg dahin war weit und war schwer. Die Aventiurejahre mußten umschritten und Enttäuschungen durchbrochen werden, und als endlich alles klar und ruhig zu

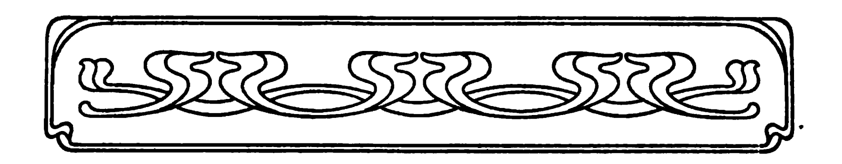
fließen begann, siedelte Emma nach Rußland über. Sie kam wieder, und nichts hatte in beiden die Beharrlichkeit ihrer Liebe erschüttert. „Wenn aber die Weihnachtslichter an Deinem heimatlichen Christbaum strahlen, dann denke, daß als Stern der Hoffnung und des Glücks hoch über den Wipfeln des Tannenbaums unsere Liebe schwebt," heißt's 1873 in einem Briefe Scheffels an Emma — und das bis zum letzten Atemzuge. Da fühlen wir es lebendig nach, wie dem Dichter im Getriebe der Ofterdingerbedrängnis solche Liebe wohlgetan hat. Er klammerte sich an die Begegnungen mit Emma. In ihnen wurde seine Melancholie vom Humor und vom Sonnengolde einer echten, klaren Empfindung überleuchtet, und Stunden kamen, die in die Freude an der Gegenwart schon die Vorfreude auf ihre Wiederkehr mischten. „Ich bin so vergnügt von dem gelungenen Sonntag durch den Schnee heimgekommen, daß ich in jeder andern Woche sofort den Mittwoch wieder zu einer Ausfahrt zu meiner lieben Cousine verwendet haben würde," schreibt Scheffel im Januar 1859 an Emma. Die Fragen nach einem Wiedersehen, nicht aus blasser Höflichkeit gestellt, sondern im starken Wunsche nach einem passenden Vorschlage, gingen von nun ab immerfort durch seine Briefe. Und als es ihm einmal gegen Februar 1860 allzulang vorkommt, seit sie sich gesehen haben, tröstete er sich mit den Worten: „Glücklich wer noch einen Fonds im Herzen hat, bei schlechten Zeiten daran zu zehren." Doch derlei Zwischenräume ohne Wiedersehen konnten nur verstreichen, wenn längere Reisen beide trennten. Das trat jetzt in den Aventiurejahren häufig ein.

Um so inhaltsvoller waren die Tage des endlichen Zusammenseins. Sie saßen im Garten der Stephanienstraße, ließen die Jahre vorüberziehen und schätzten ab, was gewonnen, was zerronnen war; sie standen auf dem

Freiburger Schloßberg und deuteten, wie sich das Münster über alles Kleinliche triumphierend aus den Häuserreihen hob; sie gingen von Straßburg nach Sesenheim, schweigsam vor überfließenden Empfindungen; sie standen in Emmendingen am Grabe der Cornelia[106]) und fühlten, daß sie „auch einen Kummer gehabt", oder sie saßen in Freiburg beim alten Heim und spielten Täco, bis der Apotheker die Karten zusammenwarf, weil auf dem Bahnhofe der Zug für Scheffel bereit stand. Emma begleitete den Dichter und — einen Zug verpaßte er immer. Die späteren Briefe werden manches von diesen Begegnungen erzählen, die nie in billigen Sentimentalitäten und resignierten Stimmungen ausliefen. Vornehm und abhold jeder Selbstgefälligkeit übertrugen diese beiden Menschen die Gründe ihrer schwerblütigen Lebenserkenntnis niemals auf die Umgebung, der sie angehörten. Mit absoluter Gerechtigkeit verteilten sie Pflichten und Rechte, und keiner pochte darauf, daß er vom Leben etliche Besonderheiten zu verlangen hätte. Wohl stellten ihre gesunden und echten Naturen Ansprüche an das Leben. Aber diese Ansprüche wurden von ihnen nicht blind und regellos gefordert, weil sie unerbittlich hart in ihrer Selbstbeschränkung waren. Sie bildete den großen Zug ihrer Persönlichkeiten, die überschüssige Kraft genug besaßen, über sich hinausjagen und die Normenschanzen der Gesellschaft durchbrechen zu können. Sie taten es nicht. Der Wille zum Organischen und Harmonischen, das uns Angehörigen einer uferlosen Zeit wie ein verlorenes Ideal erscheint, bewegte sie und war in ihnen sittliches Prinzip geworden. Scheffel stand in tiefer Verehrung vor dieser Frau. Wir kennen aus seinen bisherigen Briefen an Emma den ehrerbietigen Ton, mit dem er ihr durch alle Jahre und Zufälle des Lebens hindurch begegnete. Auch

die gegenseitige Liebe stimmte jetzt und später diesen Ton nicht anders. Immer denkt er „in Ergebenheit“ ihrer, immer ist er ihr in „herzlicher Verehrung“ zugetan. „Einen ehrerbietig herzlichen Handkuß“ trägt er seinen Zeilen an sie auf, und sein letzter Brief vom 19. Dezember 1885, da die sonst so ebene Schrift schon den Rhythmus verliert und spröde über das Papier kritzelt, schließt mit den Worten: „in alter Ergebenheit“. Eine Liebe, die sich nie verlor, eine Liebe ohne Sensationen, voller Achtung und Charakter, fest begründet in der Macht vornehmen Gefühls.





2.

Zum Neujahrstage 1858 hatte Scheffel Emmas Einladung nach Freiburg nicht annehmen können, weil der Fürst von Fürstenberg ihn in Donaueschingen brauchte. Seitdem gingen die Wochen „so hin“. Bibliothekarische Pflichten mußten erledigt werden, und leise begannen schon die Nebel des Ofterdinger dazwischenzuziehen. „Wenn die magern Jahre kommen, saug' an der Erinn'rung Tatzen“ war die Spruchweisheit Hiddigeigeis für üble Launen. Sie wurde eifrig befolgt, ohne immer heilsam zu wirken. Der „Engere“ in Heidelberg bekam humordurchwärmte Zeichen der alten Anhänglichkeit und Erinnerung; aber auch Mariens Erscheinung stieg auf, und neue Entwürfe mischten sich ziellos mit verlorenen Plänen. Auf dem Schreibtisch stand Emmas Bild. Die sinnenden Augen, die schlanken Hände, „das hochstirnige, feinnasige, zartlippige, süße Antlitz“ [107]) . . . sie war schön. Scheffel hatte sie lange nicht gesehen; er wollte sie jetzt um eine Begegnung bitten. Da schrieb sie ihm Ende März, sie wäre vom Palmsonntag ab in Freiburg, er würde willkommen sein. Der Brief hob die längst gehegte Absicht eines Besuches zur Sehnsucht. Scheffel antwortete sofort; freudigste Erwartung geht durch seine Zeilen:

Donaueschingen, den 24ten März 1858.

Unsere Gedanken, meine liebe gute Cousine haben sich begegnet, vielleicht sind sie irgendwo im Schwarzwald, ohne

sich zu kennen, aneinander vorbeigestreift, die einen nach der Donau, die andern nach Freiburg u. Emmendingen. Du aber hast den Sieg, durch Deinen freundlichen Brief feurige Kohlen auf mein Haupt zu streuen, während ich in diesen Tagen nur die löbliche Absicht hatte, Dir zu schreiben; — diese Absicht aber ganz bestimmt und mit dem herzlichsten Wunsche verbunden, Dich recht bald wiederzusehen. Meine Zeit der Abreise, Urlaub u. s. w. war noch im Ungewissen; sofort nach Empfang Deiner lieben Zeilen habe ich mich aufgesammelt, einen Frack angezogen u. bin zum Fürsten gegangen, ihm vorstellend, es sei durchaus nötig, daß er mich vom Palmsonntag an bis nach den Ostertagen meiner staubigen Bücher entlasse. Eine Verwilligung ist mir auch soeben zu Theil geworden, u. ich bin gar vergnügt u. freudig, da ich Dir jetzo anzeige, daß ich in der Nacht vom 27ten auf den 28ten mit dem Eilwagen von hier nach Freiburg fahren werde. Wann ich dort ankomme u. wie die Züge weiter gehen, weiß ich noch nicht — jedenfalls bin ich am Palmsonntag in Freiburg.

Da ich keinen andern Wunsch habe, als recht bald u. recht lang und recht herzlich mit meiner solange nicht gesehenen Cousine zusammen zu plaudern u. so Viel zu erzählen u. fragen u. sagen, als Möglich, so erwarte ich Deinen allerhöchsten gnädigen Befehl; es ist mir nicht von Wichtigkeit, an welchem Tage ich in Carlsruhe eintreffe, u. ich werde auch möglichst bald von dort wieder abfahren, da mir Stadt u. Menschen daselbst — mit Ausnahme des elterlichen Hauses, stets einen beengenden zusammenschnürenden Eindruck machen.

Für den Schluß Deines Briefes, für das Wohlwollen u. die freundschaftliche Theilnahme, die Du dem oft noch schwermüthigen Josephus zollst, küsse ich dankbar Deine Hand. Wie schwer fällt es mir, so Viel Herzliches u. Liebes nur geschrieben sehen zu dürfen, u. nicht immer in der Nähe zu sein, um in so manchem — schweren wie heitern Augen-

blick — ein befreundet Menschenantlitz aufsuchen zu können, das mich versteht, dem ich Freud u. Leid vertrauen mag.

Seit einigen Tagen ist auch bei uns, auf der eingeschneiten Baar, der Frühling eingezogen; — die schönen Stunden aber, die er bringt u. die Du mir wünschest, werden die sein, wo ich meinen Pergamenthandschriften u. dem mannigfachen Krähwinkel hier entfliehen, meine herzliebe Cousine Emma von Angesicht zu Angesicht wieder begrüssen u. ihr sagen darf, dass ich allzeit bin

ihr treu ergebener
Josephus.

Die Tage in Freiburg leuchten im Glühen einer grundtiefen Liebe. Scheffel und Emma hatten sich seit dem Tode von Emmas erstem Kinde nicht gesehen. Das waren jetzt anderthalb Jahre her. Nur Briefe hatten von des Einzelnen Erlebnissen berichtet, oder die Erzählung anderer. Sie begegneten sich und fühlten nun zum erstenmal den unauslöschlichen Zauber gegenseitiger Zusammengehörigkeit. Ihren feinsinnigen Naturen genügte eine Miene, um die Bewegung ihres Herzens zu erkennen, genügte ein Druck der Hand, um eine Fülle von Empfindungen mitzuteilen. Alle Schicksale und Wünsche wurden lebendig. So, über dem Leben reichten sie sich die Hände. Man litt und lachte miteinander; man fühlte, wenn man beisammen war, ein Aufblühen der Empfindungen in sich, wie es sich sonst nie einstellen wollte. Das Vertrauen erschloß die stillsten Kammern, die eine Menschenbrust verborgen hält, und in alle fiel ein Stück Sonnenschein. In solchen Augenblicken hingegebener Mitteilsamkeit formte sich Scheffels klare Weltanschauung zu Gleichnissen, die sich plastisch und dauernd vor die Seele stellten. Ein einziges Bild beleuchtete eine Kette von Fragen und Zweifeln. Mit einem

Worte deckte er das Innere der Dinge auf, verscheuchte er Vorurteile; durch seine Rede flutete der Schöpfergeist des Poeten. Alles bestand vor ihm, das Tiefste und Schicksalvollste und das überquellende jäh auflachenden Humors. Er spürte den kleinsten Dingen so innig nach wie den entscheidenden und zog nie den Vorhang von Empfindungen, die nur im Ahnen und Verborgenen blühen und wirken können. Der Hauch eines klaren Gemüts, die Sprache eines großen Herzens ging von ihm aus. Emmas Persönlichkeit, bei allem eigenen Willen im glücklichen Besitze frauenhafter Anschmiegsamkeit und Lenkbarkeit vertiefte sich und empfing nun unter den Strahlen von Scheffels heller Dichternatur ihre volle Reife. Sie blieb den Dank nicht schuldig: gab ihn in der goldenen Münze des Humors, gab ihn im Feierkleid der Schönheit, gab ihn unerschöpflich aus einem Herzen voll Hoheit, Güte und Reinheit.

Scheffel blieb vom Palmsonntag bis zum Mittwoch in Freiburg. Sie machten Ausflüge in die Umgebung, in den Schwarzwald, wo der Schauinsland sein breites Haupt über die Bergesketten hebt, ins Höllental bis zum Titisee, der grau, wie schwermütig über sich in den Himmel schaut, oder sie saßen beim Apotheker und der Großmama Heim und spielten Täco. Überall lösten sich leise und stetig die Empfindungen; keine enttäuschte, keine verlor das Ziel engster Zusammengehörigkeit. Sie gingen auf den Schloßberg; zackig, gewirkt wie ein wundervoll Gewebe stieg der Turm des Münsters auf; rechts von weit her leuchteten der Kaiserstuhl und die Vogesen herüber. Oben in dem kleinen Pavillon mit der Orientierungstafel zeigte Scheffel, wo der Weg nach Emmendingen, wo nach Donaueschingen führe. Und wie sich die Wege fanden, fanden sich die Hände. Die schweren Augen Scheffels nahmen einen tiefen, freudigen Glanz an. Er sprach:

„O fühl's an meines Herzens Schlage,
Wenn du mich schweigend an dich drückst,
Wie du mit jedem neuen Tage,
Geliebte, höher mich beglückst.

Ach, seit in holdem Selbstvergessen
Der Lippe Zagheit dir zerrann,
Nun lern' ich selig erst ermessen,
Welch Kleinod ich an dir gewann.

In deines Herzens lauterm Grunde
Erschließt sich mir die reichste Welt;
Hinunter lausch' ich Stund' um Stunde
Wie in ein wehend Lilienfeld.

Du willst nur lieben, glauben, ahnen;
Und doch, mit diesem stillen Sinn
Auf des Gedankens kühnsten Bahnen
Wie fest und sicher wallst du hin!

Oft staun' ich, wie dein klar Gemüte
Der Dinge tiefste Tiefen mißt —
Und bleibst doch ganz ein Kind voll Güte,
Und ahnst es nie, wie reich du bist."

Die Verse entstammten Geibels „Neuen Gedichten", die eben in vierter Auflage erschienen waren.[108]) Sie entströmten Scheffel hier oben wie ein warmes Bekenntnis, und er wußte, daß es gehört und dankbar hingenommen ward. Schweigsam gingen sie den Berg herunter. Es war in diesem kurzen Wiedersehen nach einer langen Trennung zu viel zusammengeflossen, um alle Strömungen sofort zu beherrschen. Gegenwart und Vergangenheit, Eigenes und Fremdes, forderten ihr Recht. Vor dreieinhalb Jahren war er aus diesem Freiburg wie ein Be-

sessener geflohen und jetzt sah er an derselben Stelle das Ideal seiner Jugend erfüllt. Alles stürmte noch einmal auf ihn ein. Auch das Andenken Mariens wurde lebendig, und mit ihr die Gegenwart: Karlsruhe, wo lange nicht mehr alles beim Alten war. Der Major, inzwischen 69 geworden, war durch häufige Ohnmachtsanfälle geplagt; die Majorin kränkelte; Mathilde Held, die Scheffels ins Haus genommen hatten, um den Gedanken an Marie nicht allzu heftig nachzugeben, dämpfte den Schmerz um den Verlust nicht. Man lebte einsam, fast ganz ohne Gesellschaft, nur mit sich selber und der Vergangenheit beschäftigt. Als Scheffel Abschied von Emma nahm, wußte er, daß er den Sonnenschein der Lebensfreudigkeit, der bei allem Nachdenken über den Freiburger Tagen gelegen hatte, für längere Zeit hinter sich lassen müsse. Er wollte daher auf der Rückreise von Karlsruhe nach Donaueschingen für ein paar Stunden in Emmendingen Halt machen, aber der Plan zerschlug sich. Am Gründonnerstag kam er in der Stephanienstraße an, und am Charfreitag schrieb er an Emma:

Meine liebe Cousine,

Nach den freundlichen Stunden, die ich in Freiburg in Deinem elterlichen Hause und draussen in der sonnigen Umgebung verlebte, hab ich in ernsten Stimmungen u. Eindrücken hier das Wiedersehen meiner Eltern gefeiert. Meine Mutter ist leider immer noch sehr trüb u. reizbar, u. was wir zusammen zu sprechen finden, ist nicht dazu angethan, uns fröhlicher zu machen. So hab ich denn stille Ferientage, wie es für eine Charwoche geziemt.

Was mir besonders leid thut, ist, daß ich auf den Wunsch, im Rückweg in Emmendingen einen kleinen Halt zu machen, u. Dich u. Deinen Mann, der hoffentlich glücklich u. wohlbehalten von der weiten Fahrt ins Russenland zurückgekehrt

ist, in eurem dortigen Hauswesen auf ein paar Osterstunden zu besuchen, verzichten muß. Der Fürst von F. kommt am Sonntag hieher, dem muß ich mich pflichtgemäß vorstellen; sodann habe ich Nachrichten von Heidelberg vorgefunden, die mich nötigen, wegen meiner dort noch in Miethe stehenden Wohnung, sowie meiner Effecten u. Bücher hinzugehen u. etliche Geschäftssachen zu ordnen. Auf diese Weise werde ich erst am letzten Termin, der mir gesetzt ist, am Osterdienstag, u. zwar durchs Kinzigthal, nach Donaueschingen heimtrotten.

Mittwoch bin ich schon wieder in meine dortigen Bücher vergraben.

Unter diesen Umständen mag abermals eine lange Frist verstreichen, bis wir uns wiedersehen; so Gott will aber nicht ein Jahr wie in der letzten Zeit. Ich hoffe, Du schreibst mir bald einmal nach meinem Winkel an der Donau; Du weißt, wie grosse Freude es mir macht, Etwas von Dir u. den Deinigen zu hören. Von Fröhlichem u. Traurigem, das mir die Zukunft bringt, sollst auch Du immer getreulich Nachricht haben.

Deinem Wunsche gemäß leg ich ein Blatt bei, das Du mit wehmütiger Freude empfangen wirst. Es fällt mir schwer Etwas dazu zu schreiben — all irdisch Glück ist nur ein Traum, möge ein Stück des Friedens, der Sie umschwebt, uns Alle, die noch hienieden wandeln, allzeit durchs Leben geleiten.

Ich grüsse Dich u. Dein ganzes Haus von Herzen, u. bin wie immer, Dein

treuer Vetter
Joseph.

Carlsruhe,
2ten April 1858.

Das Blatt war das Bild Mariens. Scheffel hatte sie verloren. Noch mehr, er hatte sie auch poetisch verloren. In der Stephanienstraße bot nichts Ersatz für sie. Alles leer, alles

einsam. Zwar die Majorin suchte ihren Trost in einem übertriebenen Erinnerungskultus. Jedes Stück war im Hause so stehen geblieben, wie Marie es einst hingestellt hatte. Selbst die Katzen wurden im Andenken an sie weitererhalten. Doch Scheffel? Er ging in die Mansarde, wann ihm unten bei den Eltern der Ton zu sehr herabgestimmt war und ließ sich von den Erinnerungen umtanzen. Hundertfach kamen sie auf ihn zu. Schicksale waren gegen ihn angerannt, neue Kampfgestalten neben den erlegenen aufgestanden. Sein Fechtermut war gering geworden, aber aus allem hatte er unberührt das eine gerettet: seine Liebe. Sie trug jetzt, ein unnahbar Gebild, die Waffen vor ihm her. —

Auch Emma war einige Tage nach Ostern wieder zu Hause angekommen. Sie fand ein kleines Packet aus Karlsruhe vor. Es war ein Buch. Ohne Begleitbrief, ohne Federzug lag es da: Geibels Neue Gedichte. Sie schlug es auf und wußte, wer es ihr geschickt hatte. Seine Bleistiftstriche, kaum sichtbar, waren hie und da unter die Verszeilen gezogen. Heute liegen die Blätter locker in dem Buchdeckel; denn es ist viel in ihnen gelesen worden. Diesem kleinen Bande ward einst eine heiße, volle Dichterliebe anvertraut. Wenige Striche umkreisen eine Empfindungswelt. Man muß genau hinsehen, um die Zeichen zu erkennen. Es sind nicht viele, und sie sind nie an lauten Stellen angebracht. Nur wo tiefe Untertöne nach oben streben, und die ganze Freude, endlich zu besitzen, sich in Worten erlöst, zeigen sie behutsam an, was hier beim Lesen das eigene Herz am innigsten miterlebt hat:

„O Stunde des Heils, da im endlosen Ring
Wie des Himmels Umwölbung die Lieb' uns umfing,
Und was tief in den schauernden Herzen uns klang
Ineinander verschmolz wie der Glocken Gesang.“ [109])

*

„Die Arme streck' ich voll Verlangen
Ins Dunkel, das mich heiß umgibt;
O komm, o komm, laß dich umfangen,
Wo bist du Seele, die mich liebt?" [110])

*

„Mir ist es, jetzt gedenkst du mein,
Du Herz voll reiner Güte." [111])

*

„Täglich, stündlich, tausendmale
Grüß' ich dich, geliebtes Kind.
Keine Ferne darf uns kränken,
Denn uns hält ein frisch Gedenken." [112])

*

„Es glänzt' in Deinem Auge feucht
Der Liebe heiligstes Geleucht.

Und wie ich sog den Himmelsstrahl,
Zerging in mir der Erde Qual;
Getaucht in deiner Liebe Schein
Da ward ich jung, da ward ich rein." [113])

*

„Was hilft's der Welt, daß sie mich von dir trieb?
Nun sind mir Erd' und Himmel Boten worden,
Und sagen grüßend mir, du hast mich lieb." [114])

*

„Lilie du im Rosengarten,
Leicht und hoch auf schlankem Stamme
Schwebst du in den Morgenlüften,
Eine zarte Silberflamme.

— — — — — —

Ach, du grüßest mich von Einer,
Die ich rein, wie dich, erkannte,
Die ich einst mit süßem Namen
Seele meiner Seele nannte." [115])

Manches andere ist noch angezeichnet; immer nur das persönlichste und zugleich gegenwärtigste, denn mit diesen auf die eigenen Wünsche übertragenen Geibelschen Versen wollte Scheffel einen Abglanz der Freiburger Tage zu Emma herüberschicken, jener Tage, an denen er in ihr zum erstenmale den Widerklang seiner Empfindungen vernahm. Für dieses frohe Gefühl wollte er ihr immer wieder danken. Der letzte der vorhin wiedergegebenen Verse sollte das ganz besonders ausdrücken. Da wird von „Einer" gesprochen, „Die ich einst mit süßem Namen Seele meiner Seele nannte". Scheffel strich das „einst" aus und schrieb „jetzt" darüber. Die Gegenwart sprach in ihm und sollte ihr Wort behalten. „Du hast mich lieb", unterstrich er an anderer Stelle[116]) und bekannte in einem Vers des Gedichts ‚Valer und Anna' zum Dank für alle Liebe und als Zeichen der Ruhe, die sie über ihn breitete: „. . . jede Nacht entschläft er, ihres Namens Hall im Munde." —[117]) So zogen jetzt in Donaueschingen über die Folianten und Handschriften hinweg, wie leichte Sonnenstreifen, die Gedanken an Emma. Er saß und kritzelte ihren Namen; er dachte an Freiburg zurück, wie sie beide in den Frühling schritten, leicht und mitteilsam, und er schließlich den Zug verpaßte, obwohl die dicke Taschenuhr des Apothekers ihre Schuldigkeit getan hatte. „Dein Bild wandelt mit mir, täglich, stündlich, unvergeßlich, — wie vor zwanzig Jahren," heißt's im Oktober 1874 in einem Briefe an Emma. So war durch alle Zeiten hindurch sein Gedenken an sie das gleiche geblieben. In Bruchsal hatte er ihr zwischen den Aktenstößen eine humordurchwärmte Epistel geschrieben; in Rom war er mit ihr durch den Karneval und in die Campagna geschritten, und hier in Donaueschingen strichelte er in nachdenklicher Erinnerung eine Initiale für sie. Immer schwieg die Hast des Tages, wenn ihr Bild hervor-

trat, und die guten Stunden, in denen der Humor und die innere Befriedigung sich einzustellen pflegen, schlugen an:

Liebste Cousine Emma.

Ich waere sehr betrübt, wenn der Vorwurf grober Nachlaessigkeit im Briefschreiben ganz begründet auf mein Haupt fiele. Aber voranstehender Anfangsbuchstabe, der bereits im Monat April als Eingang eines seither nicht zur Ausführung gekommenen Briefes an Dich verfasst wurde, mag Dich überzeugen, daß wenigstens die löbliche Absicht des Schreibens, und ein treues Dein Gedenken allzeit auf der ehrwürdigen Bibliothek zu Donaueschingen stattfindet. Zu berichten ist nicht viel, Dein Vetter lebt, wie andre Menschen hiesigen Ortes, haelt seine Geschaeftsstunden ein, u. wenn ihm Gott freie Zeit bescheert, isst er, trinkt er, spielt Caeco, wo bekanntlich der Pacat u. die Schippendame in mannigfache Bedraengnis kommen, ferner geht er ins Museum und zu verschiedenen Hof- und Domainenräthen, und pflegt alte Erinnerungen. Veilchensträusse sind hier selten, da es am 1. Mai geschneit hat, als wenn Donaueschingen einige Poststunden vom Nordcap entfernt laege. Und seither ist es wieder Winter bei uns geworden, was um so schmerzlicher ist, als es an Ostern schon beinahe Frühling war. Der Fürst ist auf der Auerhahnjagd, die Fürstin hat neulich

die Bibliothek beaugenscheinigt, sich aber in der Zugluft der ungeheizten Säle erkältet, so daß man nicht weiß, ob Bibliothek u. Bibliothekarius für immer oder nur zeitweis in Ungnade gefallen sind.

Für den deutschen Musenalmanach sind aus hiesigem Orte verschiedene Beiträge eingesendet worden, darunter eine Reihe von Lehrgedichten, die ein Weiser Mann an seinen Sohn richtet, Verhalten auf der Eisenbahn betreffend. Eines derselben beginnt:

„Sohn, versäume keinen Bahnzug!
Sei praecis auf die Sekunde,
Denn Du weisst nicht, was im Anzug
In der Flucht der naechsten Stunde!“ usw.

Da mich mein famulus eben abruft, weil er griechische Büchertitel schreiben soll und kaum der deutschen Orthografie kundig ist, schließe ich diesen Schreibebrief, bitte einen herzlichen Gruß an Deinen Gemahl, an Vater und Bruder in Freiburg, und an das Freiburger Münster zu bestellen, und bin, mit verziertem Anfangsbuchstaben, Handkuß und treuergebenem Herzen

Donaueschingen,
11. Mai 1858.

Dein bücherbewahrender Vetter
Josephus.

Lächelnd, im Zustand abgewandter Ruhe sind diese Zeilen Scheffels geschrieben. Wer, außer seiner Liebe, konnte in ihm jetzt ein ähnliches ungestörtes Innenbewußtsein heraufführen? Karlsruhe? Die Eltern waren krank und mißgestimmt. Der „Engere“ in Heidelberg? Die tollen Jugendlaunen waren dahin. Donaueschingen? Wann er hier eine erträgliche Geselligkeit genießen wollte, mußte er selber die Kurzweil dazu

mitbringen. So erwies sich die Liebe zu Emma mit ihrem Ruhegefühl selbst im Durcheinander der Aventiurejahre als das höchste positive Element in Scheffels Leben. Er fühlte jetzt von Tag zu Tag ärger die Bleigewichte seines Wartburgversprechens. Er hatte dem Kommandanten der Wartburg bis zum Mai 1858 über den Ofterdinger nichts Anderes mitteilen können, als „daß er fleißig die Gedankenfäden dazu gesponnen und Vieles schon im Kopfe habe."[118]) Das sah nicht nach großer Begeisterung aus. Auch die bibliothekarischen Arbeiten in Donaueschingen waren schwieriger und zeitraubender, als Scheffel sie sich vorgestellt hatte. 273 Handschriften waren zu übertragen, und 12000 Bände zu katalogisieren und in die vorhandenen Bestände einzuordnen. Aber dadurch, daß die Handschriften sehr nahe den Stoff seiner Dichtung berührten, hatte Scheffel gleichzeitig zweien Pflichten nachzugehen. Er schrieb die Handschriften ab und mußte aufmerken, wo sie seinem Roman förderlich wären. So lagen neben den Katalogmanuskripten immer die Notizenblätter für den Ofterdinger. Er sehnte sich hinaus: vielleicht würde Reisen die Stimmung heben. Zunächst mußte einer Einladung Karl Alexanders zum Jubiläum der Jenenser Universität Folge geleistet werden; in peinlichem Gefühl, denn er ging mit leeren Händen und konnte dem Großherzoge nicht einmal feste Ziele und Ideen seines Romans angeben. Von Jena aus durchstreifte er Thüringen und ging über Belgien nach Paris. Aber er kam unbefriedigt zurück. Alles wogte unruhig wie vor der Reise, und nichts hatte sich organisch gebildet und gegliedert. Er hätte alles über Bord werfen mögen. Er konnte nicht, weil er sein Wort gegeben hatte. Erinnerungen quälten ihn, und er war vollends im Zwange der Vergangenheit, als ihm im September die Metzlersche Buchhandlung

nach Rippoldsau mitteilte, daß die erste Auflage des „Trompeters von Säkkingen" vergriffen sei, und daß er das Vorwort zur zweiten schreiben möchte. Capri! „Mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward," hatte er vor Jahresfrist geschrieben.[119]) Es sah jetzt nicht viel anders in ihm aus. Zur selben Zeit tagte in Karlsruhe die Jahresversammlung der Deutschen Naturforscher. Pfarrer Schmezer, der sprühende Kumpan des „Engeren", sang an den Abenden unter donnerndem Beifall Scheffels petrefaktische Lieder, die einstmals in Heidelberg den Saal durchbraust hatten. Das riß neue Wunden auf. „O Jugendtorheit, Himmel voll von Geigen, Warum so bald umwölkt von grauem Schweigen?" schrieb er ins Vorwort zur zweiten Auflage des „Trompeters". „Josef ist wie ein schalloses Ei, das man nicht zu berühren wagt," meldete die Majorin an Arnswald.[120]) Sie kannte seine Liebe zu Emma und die Schwermut, die ihn oft in der Erinnerung an sie befiel. Sie riet zur Heirat. Allerlei Vermutungen schwirrten bereits herum; bis nach Emmendingen kamen sie. In Donaueschingen sollte ein fürstenbergisches Hoffräulein, in Rippoldsau eine Dame aus Straßburg im Spiele sein. Aber er war bei allen der Unbeteiligtste. Er kam nach Donaueschingen zurück und war stimmungsloser als je. Vor seinen Fenstern knatterten die Manövergeschütze; der Lärm hob seine Unruhe zur Unrast. Und da regten sich in diesem Gewirr der Stimmungen höchst charakteristisch die Erinnerungen an Emma. Bisher hatte er ihr Bild still bei sich getragen, jetzt aber ließ er ihre Erscheinung lebendig auf sich einwirken, um im Gedenken und Mitteilen an sie Beruhigung für sich zu finden. Er schrieb ihr:

Donaueschingen,
zur Zeit der grossen Herbstmanöver,
Sept. 1858.

Liebe Cousine,

Der Mensch lebt von Gegensätzen. Unverzeihlicherweise habe ich Dir in ruhigen, friedlichen Stunden nicht geschrieben, — heute aber, da ganz Donaueschingen ein grosses Feldlager ist u. viel tausend Schüsse aus grossem u. kleinem Geschütz die Luft erschütterten, sehe ich mich in Gedanken zu Dir versetzt, was mir, da wir keinen Krieg mit einander führen, fast sonderbar erscheint. Auf Deinen lieben Brief vom 17. Juni ds. konnte ich indeß mit dem besten Willen nicht recht antworten, da mir in demselben zu einer Verlobung gratulirt ist, von welcher mir so wenig bekannt war u. bei allem Nachdenken auch seither so wenig bekannt werden konnte, daß ich in der größten Verlegenheit gewesen wäre, Dir mein Glück zu schildern, da ich bis zur Stunde noch nicht weiß, ob meine Auserkorene blauäugig u. blondlockig oder mit Kaninchen Augen u. Fuchsrother chevelure begabt ist.

In dieser Angelegenheit wird Dir also die Frau Inspector St. die, wie es scheint aufs gründlichste von hiesigen Dingen unterrichtet ist, fernerhin die beste Auskunft erteilen.

Da meine Unbefangenheit so weit geht, nicht einmal zu vermuthen, wen man mir zugedacht, so bitte ich Dich aufrichtig mich darüber zu belehren, damit ich meine Betrachtungen über das Leben, Lieben, Krähen u. Klatschen einer kleinen Stadt bereichern kann.

Was mein langes Schweigen entschuldigen mag, ist, daß ich über 6 Wochen auf Reisen war. In bunter abenteuerlicher Folge habe ich den thüringer Wald, die Nordsee u. Paris heimgesucht u. dann noch einen stillen wohlthuenden Schluß in Rippoldsau mit meiner Mutter daran gefügt. Wenn ich die Freude habe, Dich einmal wiederzusehen, kann ich Dir

Manches Neue vom Hof von Weimar, vom Sommerleben in Ostende, von einer anderweiten Cousine in Paris, die ich im Landleben von Chatoux bei St. Germain aufsuchte u. s. w. erzählen. Ob Dir aus Rippoldsau bereits die Nachricht meiner Verlobung mit einer sehr schönen Jüdin aus Straßburg, welcher ich bei Tische etliche mal gegenüber zu sitzen hatte, zugekommen ist, weiß ich nicht. Meine gute Mutter, die immer zuweilen von Leiden, Magenkrankheit u. dgl. heimgesucht ist, war vergnügt in Rippoldsau u. ist erst am Sonnabend abgereist.

Ich sitze bereits seit 10 Tagen wieder hier bei meinen Handschriften. Im ersten Anlauf habe ich — nach 6wöchentlicher Trennung, wieder ein Dutzend gelesen u. beschrieben, aber bereits ist mein wissenschaftl. Eifer wieder so erkaltet, daß mir ein wohlgeschnittener Rettig oder ein schöner Salat lieber scheint, als die seltenste Handschrift eines unbekannten Dichters aus der Hohenstaufenzeit. Warum müssen auch z. B. Herr Rudolf von Hohenems oder Herr Conrad v. Stoffeln vor 600 Jahren die u. jene Einfälle gehabt haben, daß anno 1858 ich als pflichtgetreuer Bibliothekar an ihrer Entzifferung so schweres Leid erdulden muß?

Liebe Emma, Du thust ein gutes Werk, wenn Du dafür sorgst, daß ich auch dann und wann eine Handschrift aus dem 19ten Jahrhundert vor mir sehe. Ich will auch redlich antworten, nicht Vierteljahre verstreichen lassen, wie diesmal. Nur für das ganz Kanzleimässig Reguläre, pünctliche Einhalten des Brieftermins kann ich nicht einstehen . . . ich bin zu kurz Bureaukrat gewesen, um die eiserne Regelmässigkeit des Tinten u. Papierwesens ganz gelernt zu haben.

Wie geht Dirs in der neuen Wohnung? es ist immer ein Stück Arbeit, sich in neue 4 Wände einzugewöhnen. Ich Unglückseliger sitze noch immer unter einem Dach in so bescheidenen Mansarden, daß ich mich oft selbst wundere, wie ichs drin aushalten mag. Aber die Wohnungsnot ist hier so

groß, daß ich mit Geld und Zorn doch Nichts besseres bekommen könnte . . . es wäre mir daher auch sehr interessant zu erfahren, was für eine Wohnung das künftige in Emmend. proclamirte Ehepaar beziehen wird. Auf meiner Stube merkt man den alten Junggesellen, der sich viel für „leblose Gegenstände“ interessirt . . . auf einem Blumentisch ein ausgestopfter Falk, mitten unter Rosen u. Fuchsien, an der Wand ein rissiges versteinertes Ammonshorn . . . nächstens bestell ich noch ausgestopfte Fledermäuse, die vom Plafond an Fäden herabflattern müssen. Dabei viel Photografieen berühmter Künstler, worunter auch mein lieber Freund Anselm Feuerbach in Rom — eigene Zeichnungen u. Reiseerinnerungen . . . es sieht bunt, wohnlich aber unsolid bei mir aus u. wäre wirklich Zeit, daß es anders würde. Insoweit hat die Frau Inspectorin schon Recht.

Wenn Du mir einmal einen guten Rath geben kannst, so gib ihn. Mein Leben ist noch immer nicht im ruhigen Geleise u. es thäte Noth, hineinzukommen.

Der Comet, der jetzt am Himmel steht, hat vielleicht auch Einfluß aufs Besser Werden. — Oder es soll etwas Dämonisch verlaufen: wie Gott will!

An Mathilde Held hat meine Mutter wenig Freude erlebt; jetzt gehts aber besser zusammen.

Viel herzliche Grüsse an Deinen Vater u. Deinen Mann u. wenn Du an Ida schreibst, auch übers Wasser.

A dieu, ma cousine, je demande humblement pardon de mon silence, en te baisant la main. U. wenn ich Glück habe, so gewinnt 34740 mindestens einen Kochheerd oder einen Centner Seife. Erlaube mir den Scherz, dies Dillinger Loos meinem Brief beizulegen.

Von Herzen

Dein getreuer Vetter
Joseph.

Ein Brief, wie zur Erleichterung geschrieben, und darin lag sein Zweck. Er drückt Scheffels Stimmung in dieser Zeit mit all ihrem Flimmern unruhig und hastend aus, diese gezwungene, unbefriedigte, verärgerte Stimmung, die heute einen Gedanken findet und ihn morgen von neuen Entwürfen und kleinlichem Alltagströdel überwuchert sehen muß. Es war Herbst. Das Jahr, das zu Ende ging, war äußerlich ergebnislos gewesen wie das vorige und konnte nicht zu starken Hoffnungen anreizen. Zum Weihnachtsfest fuhr er nach Karlsruhe und hörte hier das alte Lied von vergangenen bessern Zeiten. Karl Alexander, der vornehm und klug nie mit einer Frage nach dem neuen Werke drängte, hatte ihm sein Bild geschickt. Er dankte dem Großherzoge herzlich für diese Liebenswürdigkeit und fügte einen längeren Bericht über den Stand der Dinge bei. Simrocks eben erschienener Text zum Sängerkrieg hätte ihm wieder viel neue Gesichtspunkte gegeben usw. Also Nachdenken, nicht Schaffen war weiterhin der unentwegt sich wiederholende Grundton der Stimmungen. „In gewisser Beziehung ängstlich geworden, möchte ich den Stoff erst vollkommen eingeheimst haben, ehe die spielende Hand des Poeten sich daran wagt,“ schrieb er.[121]) Da fiel im Januar endlich ein Lichtblick in die Dämmerung. Die Herstellung des Laßbergschen Handschriftenkatalogs in Donaueschingen ging ihrem Ende zu, und damit ordnete sich für Scheffel wenigstens dieses Chaos von Fragen und Forschungen. Ende Januar 1859 war der Katalog fertig.[121a]) Und jetzt sollte garbeitet werden, bis das harte Eisen seine Spröde aufgegeben und sich zu dem zurechtgebogen hatte, was erstrebt war. Scheffel fühlte sich sicherer. Er war den Umrissen seiner Dichtung um ein gut Stück nähergekommen und konnte von dem Erreichten durch das übrige Material nicht mehr allzuweit weggedrängt werden. Er übersah be-

reits einzelne Perioden, war sich über den Anfang klar, der nach Ptolemaïs verlegt werden sollte, wo der Bruder des Landgrafen Hermann die Thüringer Kreuzfahrer zum Sturme geführt hatte, und er blickte in greifbare Perspektiven, die sich völlig klären würden, wann er im Mai den Spuren des Nibelungenliedes nachgehe. „Wenn nur der Tag fünfundzwanzig geistig mögliche, speise- und tranklose, dem Ausbrüten der Gedanken widmungsvolle Stunden hätte", schrieb er an Arnswald.[122]) Da wirbelten ihm launestärkend die Schneeflocken einen Gruß von Emma in die Büchersäle: sie begleite ihren Mann für einige Tage auf eine Geschäftsreise durchs Höllental nach Lenzkirch und Neustadt, er solle kommen und sich ihnen anschließen.

Er ging sofort. Zwei Tage waren sie beisammen. Es war ihm, wie wenn in seinem Innern die Fenster aufgerissen würden. Der Humor und die Lebensfreudigkeit, lange zurückgehalten, befreiten sich, riefen die unbesorgteste Laune herbei und schoben alle Schwermut beiseite. Man stieg durch den Schnee in die Berge und fühlte sich jenseits aller Lasten und beruhigt durch eine tiefe Empfindung. Das ganze große Lebensgefühl Scheffels drängte sich in diesen Augenblicken gegenwärtigsten Genießens wie ein schwerer Atemzug hervor. In Donaueschingen alles eng, alles an ein Versprechen mahnend, dem er nachsetzte, ohne das Ziel zu sehen; er selber überdrüssig, ohne Schöpferlust und eingeklemmt in Verhältnisse, die keine Sekunde versäumten, ihn das Bodenlose seines Zustandes fühlen zu lassen, und hier Freiheit, Endlosigkeit, Bewegung, Gefühl, Liebe. Er erhob sich, als die Fahrt im offenen Schlitten durch die Täler und über die Berge ging, und breitete die Arme aus, wie wenn er alles, Hügel und Wälder und Wolken, an sich drücken wolle. Eine ungeheure Sehnsucht nach

dem Leben bewegte ihn. Emma verstand diese Augenblicke. Als er sich in Lenzkirch von ihr verabschiedete, versprach er ihr, in den nächsten Tagen wiederzukommen und sie zurückzubegleiten. Es war seit langer Zeit das erstemal, daß er im Grunde seiner Seele befriedigt und glücklich war. Doch die Pflichten als Bibliothekar schlugen ihm vor einer zweiten Ausfahrt die Türe zu:

Liebste Cousine Emma,

Der Mensch denkt u. Gott lenkt. Wie sehr habe ich mich darauf gefreut, Dich morgen noch einmal zu sehen u. etliche Stunden fröhlich u. heiter in Deiner, Deines Mannes u. Deiner lenzkircher Gastfreunde Gesellschaft zu verleben.

Ich bin so vergnügt von dem gelungenen Sonntag durch den Schnee heimgekehrt, daß ich in jeder andern Woche sofort den Mittwoch wieder zu einer Ausfahrt zu meiner lieben Cousine verwendet haben würde.

Jetzt ist er mir aber officiell geraubt ... zwei feierliche Einladungen wegen des auf diesen Tag fallenden Geburtstages der Fürstin Amalia halten mich an Händen u. Füssen gebunden, Vormittags soll ich in die Kirche, Abends ins Festkonzert. Versäume ich das eine wie das andere, so wird meine loyale Gesinnung äusserst zweifelhaft, u. wenn ich ohne genügenden Ausweis verschwinde, werde ich bei nächster Gelegenheit chikanirt u. kann vielleicht einmal grösseren Urlaub nicht erhalten. So geht es Vettern, die ihre frühere goldene Freiheit gegen Amt u. Würden vertauscht haben. Ich bitte daher um stilles Beileid; u. küsse Dir die Hand in der Hoffnung auf gnädige Nachsicht.

Damit Du Dir den Schwarzwald, trotz allem Schnee u. finsterer Tannenwaldung, nicht allzu unfreundlich vorstellest u. etwa gar mit dem schlimmen Vorsatz, ihn nicht wiederzusehen, in Dein freundlicheres Emmendingen heimkehrest, lege ich diesem Brief einen Tannenzapfen bei, den ich heute für

Dich gepflückt. Ich hoffe, Du überzeugst Dich dadurch, daß ein Winter, der solche Früchte hervorbringt, nicht zu den rauhesten u. unfreundlichsten gehört. Dauert der Aufenthalt in Neustadt lang genug, so wird besagte Schwarzwaldwinterfrucht am besten zur Würzung einer Bowle verwendet, die ich Dich mit meinen besten Grüssen den lenzkircher Gastfreunden zu kredenzen bitte; ist er zu kurz dafür, so wird dieselbe auch auf freier Hand verzehrt nicht übel schmecken.

Ich bitte Dich, mich der verehrten Familie Tritschler, die so freundlich gegen mich war, aufs beste zu empfehlen.

Dich aber, liebe Emma, die Du Dich zu all meinen andern Cousinen verhältst, wie die anliegende Ananas zu Zwetschgen u. Holzäpfeln, bitte ich, mir gelegentlich wieder ein Lebenszeichen zu geben u. trotz heutigen Ausbleibens gut zu sein

Deinem getreuen Vetter
Joseph.

Donaueschingen,
25. Januar 1859.

Drei Wochen danach, am 16. Februar, war Scheffels Geburtstag. Er hatte in den letzten Jahren diesem Tage nie mit besonderer Laune entgegengesehen. Denn jedes abgeschlossene Zeitmaß verleitete seine melancholische Natur, zu wägen und Ergebnisse festzustellen. Er verschmähte es, sich Hoffnungen einzureden und mit der Zukunft einen Pakt zu schließen. Ganz Gegenwartsmensch hatte er auch das Wartburgversprechen in dem gesunden Gefühl getan, nach Erfahrung ein Dichter zu sein. Aber die leiseste Enttäuschung vermochte es, diese Gefühle sofort niederzuzwingen und ihnen den Zug des Leichtfertigen, ja Lächerlichen zu geben. „Ich bin eines Glückwunsches wohl bedürftig und nehme ihn sachdienlich an . . . Mein Leben ist mechanisch fort trottierend . . . Dabei komme ich zu Hause nur allzuoft in die schiefe

Stellung eines 30jährigen filius familiaris, dem die Leute eine Art mitleidige Teilnahme schenken, weil er der Sohn seiner Eltern ist" hatte er 1857 an Eisenhart geschrieben.[123]) Nach der äußeren Ergebnislosigkeit der zwei inzwischen verflossenen Jahre konnte er 1859 kaum eine andere Geburtstagsstimmung in sich erwarten. Und dennoch war jetzt der Ton weniger herb und überdrüssig. „Am nächsten Mittwoch ist mein Geburtstag . . . 33 Jahre . . . . Viele werden nicht mehr nachfolgen. Es ist mir viel Gutes zuteil geworden bis dahin" schrieb er am 13. Februar an Arnswald.[124]) Das klang ernst aber nicht bitter. Seine durch jahrelange Widerstände gereizte Natur war jetzt auf den Moment erpicht und ergriff ihn, wo sie ihn fand. Er hatte die lästige Arbeit des Laßbergschen Handschriftenkatalogs hinter sich und konnte dadurch im Augenblicke den Kopf ruhiger dem Roman zuwenden als vor einem Vierteljahr. Das war ein Behagen, dem sich innerlich das große Gefühl seiner Liebe beigesellte. Aus jeder Zeile seiner Briefe, deren Empfindungen so echt sind wie Scheffels ganze schöne Persönlichkeit, leuchtet die Freude, wie herzlich er Emmas Bild bei sich empfing. Gleich einem Talisman trug er es bei sich. Als jetzt sein Geburtstag kam, erneuten sich die Erinnerungen. Sie fanden ihren äußern Grund darin, daß auch Emmas Geburtstag in der Nähe war und auf den Tag nach dem seinen fiel, aber im übrigen floß das Gedenken aus tieferen Quellen und konnte durch eine Datumszahl nicht beweglicher gemacht werden. Als er Ende Januar in Donaueschingen die Reisetasche an den Nagel gehängt hatte, fand er in ihr als letztes Zeichen der Erinnerung an die von vollem Lebensmut getragenen lenzkircher Tage eine — Orange vor, die sich die beiden, „alte Kinder", auf dem Markte von Freiburg gekauft hatten. Er zerschnitt sie und verarbeitete sie zu Punsch.

Jetzt in der Nacht zum 16. Februar holte er die Flasche aus dem Keller. Jeder Tropfen war ein Gefühl. Alle Empfindungen stiegen auf. So sollte es sein. Und lebensstark erhob sich sein Geist und strich an der herabgekommenen Gegenwart vorüber. Im blendenden Scheine des Humors ergriff er, was geblieben war und als dauernder Besitz erfreute:

Liebste Cousine Emma,

Als ein vorsichtiger Mann habe ich schon im Januar die freiburger Orange zu Punsch verarbeitet u. dessen eine Flasche im Keller aufbewahrt. Besagten Punsch, also auch besagte Orange, habe ich in der späten Abendstunde vom 15ten auf den 16ten Februar vertilgt u. dabei

in Erwägung, daß die Vorsehung doch sehr schön gehandelt hat, indem sie zwei so herrliche Wesen wie Dich u. mich das Leben auf dieser Erde erblicken ließ . . . u. daß eine so nahe Verbindung unserer beiden Geburtstage es wirklich zu einer groben Unterlassung stempeln würde, wenn man sie nicht feierte:

1) Dein
2) Mein Wohl getrunken.

Ich ertheile Dir von dieser Feierlichkeit geziemend Nachricht — bedaure nochmals, daß ich die Fahrt nach Neustadt nicht machen konnte, — hoffe daß Du vergnügt u. wohlauf in der Heimath angelangt u. wünsche Dir Alles erdenkliche Gute u. Schöne, — mir aber, als freundliches Geburtstagsangebinde, die Forterhaltung Deiner Huld.

Viel Grüsse an Deinen Vater u. Gemahl. Geschäftsnoth u. Bibliothekbesucher stören mich am Weiterschreiben.

A dio! Ich küsse Deine elegante Hand u. verbleibe

Dein heute mit Gottes
Beistand drei u. dreissig Jahr
alt gewordener Vetter
Josephus.

Donaueschingen,
16. Februar 1859.

So war jetzt in Scheffel die matte Gegenwart durch das starke Gefühl seiner Liebe abermals zu straffem Lebensbewußtsein geweckt worden. Die Wirkung blieb nicht aus. Der Arbeitsgeist regte sich und fand den Rhythmus drangvollen Schaffens: der Anfang des Ofterdinger sollte endlich festgelegt werden. Schon in dem Briefe vom 13. Februar an Arnswald hatte Scheffels Phantasie eine lange „Perlenschnur" aus den Ereignissen geflochten, die sich vor Ptolemaïs abspielen sollten. Wie die Thüringer zum Sturme auf die Stadt vorrücken, wie ihr Landgraf dabei den Tod findet, wie die Verwundeten im Kloster von Karmel Pflege und Ausruhen suchen: das alles war in dem Briefe lebendig und gut durchgearbeitet geschildert worden. „Aber von alledem steht noch nichts auf dem Papier". Die Frage war jetzt, ob in dem Eingangskapitel sofort die Brücke zu der lebensvoll einsetzenden Handlung der Dichtung geschlagen, oder ob vorerst ein allgemeines, die Fäden locker zusammenhaltendes Stimmungsbild entfaltet werden sollte. Scheffel entschied sich für das allgemeine Stimmungsbild. Er wollte damit das Gesellschaftsmilieu aufbauen, in dem sich die Dichtung später bewegen sollte, wollte mit großen Strichen den kulturellen Rahmen beschreiben, der das 12. und 13. Jahrhundert umschloß, und wollte so für die nachher auftretenden Einzelgestalten die Gegensätzlichkeit und das Zusammengehen von Zeit und Persönlichkeit vorbereiten. Er schrieb und — war schon auf der zweiten Seite des Streits vor Ptolemaïs überdrüssig! Ein Umschlagen der poetischen Absichten war eingetreten, wie es charakteristischer für das verschwommene Getriebe von Scheffels Ideen gegenüber der Ofterdingerdichtung nicht zu denken ist. Der echte Scheffel offenbarte sich, der innerlich keinen Schritt auf fremden Boden setzen konnte. Selbst wann dieser Boden nur die Kulisse für das Spiel heimatlicher

Figuren war, ging sein Herz nicht mit. Es wurde ihm schwül und er drängte seitwärts, bis er wieder auf eigener Erde stand. „In kühler Gartenveranda des Klosters auf Berg Karmel" begann er und sah zwei Seiten später „die grünen Wälder von Engen, einst des austrasischen Reiches wohlumwallter Grenzstadt ... die steil aufgeschossenen Felsgipfel des Hegau in einsamer Schöne ... den blau im Widerschein blauen Himmels mit gedoppelter Buchtung zu uns sich herbiegenden Bodensee ... die fernen riesigen wie ein Hauch im Abendrot verschwindenden Schneeberge!"[125]) Es entstand der Juniperus".[126]) Was aber konnte die Geschichte von der jugendlichen Liebesnot zweier Ritterknaben für die Geistes- und Kulturwucht eines Ofterdinger bedeuten? Wo waren hier die starken Ansätze zu schwellenden poetischen Blüten, die Zuläufe zu dem breitflutig sich vorwärts wälzenden Strom einer großen Dichtung zu ersehen? Eine feine kleine Erzählung aus augenblicklicher Stimmung heraus war gedichtet worden, ein Aventiurelied in Prosa, dem später die in Versen folgten. Aber der Unterschied war, daß im „Juniperus" in der Tat ein enger unmittelbarer Zusammenhang mit dem Wartburgroman hergestellt werden sollte, während diese Absicht bei den Aventiureliedern nicht bestand. Und dadurch gewinnt der „Juniperus" seine eigene charakteristische Bedeutung für die Entwicklung des Ofterdinger und überhaupt für Scheffels Schaffenszustände in dieser Zeit. Er zeigt uns, wie Scheffel, trotz aller Mühe und Arbeit und allem Erlebenwollen, der Wartburgdichtung immer von Grund aus fremd gegenübergestanden hat.

Nach dem mißlungenen Versuch, dem Anfang des Ofterdinger die erste gültige Fassung zu geben, hätte sich Scheffel darüber klar sein können, daß er die Dichtung nicht vollenden werde. Der „Juniperus" hatte ihm gezeigt, daß er nicht die

nötigen organischen Beziehungen zu dem Roman zu finden vermochte, und so war es bei seiner ganz aus dem Quell reinster Empfindungen schöpfenden Natur ausgeschlossen, daß göttlicher Eifer dies Schaffen je bewegen könnte. Scheffels überaus klare Persönlichkeit wird das selber gefühlt haben. Aber dann trat die Energie seines Willens gegen die innere Erkenntnis in die Schranken und drängte vorwärts: „Ich geh' zu Grunde oder ich vollbrings!“ Er hatte sich im April 1859 in Donaueschingen beurlauben lassen und wollte jetzt die lange Nibelungenfahrt antreten, die ihn schließlich auf die Wartburg führen sollte. Als er in Karlsruhe ankam, rasselten die Kanonen durch die Straßen: Napoleon hatte gegen Österreich mobil gemacht, und Baden stand gerüstet. Doch der Krieg tobte sich in der Lombardei aus und berührte die Wege nicht, die der Friedsame, mit Griffel und Papier in der Hand, ziehen wollte. Er ging und trug den Tornister satter Notwendigkeit auf dem Rücken. Alles schien für diese Reise zu versagen; selbst der Reiz der Landschaft verlöschte, denn die Ebene von Niederösterreich bot dem Auge, das den Spitzen der Berge nachzuziehen gewohnt war, nur endlos weitsichtige Ferne. Müssen in jeder Hinsicht war der ewige Gesang, der ihn begleitete. „Im Frühjahr . . . muß ich auf den Fährten des Nibelungenliedes eine Reise machen . . .“ hatte er im Winter an Eisenhart geschrieben.[127]) In solcher Stimmung nahm er jetzt auch von Emma Abschied:

Liebe gute Cousine,

Wenn die Zeit gegenwärtig nicht eine so schlechte wäre, so möchte man klagen, daß sie so schnell vorübergeht. Es sind über zwei Monate, daß ich Deinen lieben Brief erhielt . . noch ruht er unbeantwortet in der Mappe.

Und wenn die Gedanken alle zum Aufgeschrieben werden kämen, wäre er doch von Rechtswegen umgehend, unter Beilage eines grossen Blumenstrausses, beantwortet worden! Aber ich habe auch viel persönliche Mobilmachungsgeschäfte zu erledigen gehabt. Meine Lebenswege gehen verschlungen .. nirgend Ruhe!

Ich bin auf Jahr u. Tag von Donaueschingen fort . . soll zurück, weiß nicht, wie es sich gestalten wird, da ich ein ander Versprechen zu halten, nach Thüringen u. dort ein Buch schreiben muß. Und um die Vorstudien zu diesem Thüringer Buch zu vollenden, muß ich eine Reise nach Oesterreich machen . . in Oesterreich aber klirrt Alles in Waffen! So ist durch den verdammten Krieg auch ein arger Strich in meine friedlichen Bestrebungen u. Fahrten gemacht.

Jetzt bin ich seit Ostern in meiner Carlsruher Dachstube gesessen, nur unter Büchern vergraben, Niemandem zugänglich, — ein stilles fleissiges Hauskreuz meiner Mutter, die mich immer unter die Leute treiben will. Aber bei dem einsiedlerischen Arbeiten wird der Geist trocken u. stumpf.

Deßhalb werd ich nächstens auf Reisen gehn, u. zwar — trotz der schlechten Zeit, die Donau entlang nach Linz, vielleicht nach Wien.

Wird indeß nur ein paar Wochen dauern.

Dann wird mich der Weg wieder nach Carlsruhe, u. vielleicht nach Franken u. Thüringen führen . . In Kriegszeit lassen sich keine grossen Plane machen. Daher schreib ich Dir diese Zeilen, um mich bei Dir — unter ehrfürchtigem Handkuß — auf etliche Zeit brieflich zu beurlauben. Da Du übrigens auch hie u. da Kreuz u. Querfahrten in deutschen Landen unternimmst, u. wohl schwerlich den Sommer über in Emmendingen bist, so wäre es sehr freundlich, wenn Du mir mittheiltest, was Du für Plane u. Reiselinien für die Monate Juni, Juli u. August zu befolgen gedenkst . . damit ich, falls ich einmal an der Donau den löblichen Plan fassen sollte, Dir

Nachricht von Deinem weltfahrenden Vetter zu schicken, weiß wohin es zu geschehen hat.

Leider liegt Freiburg u. Emmendingen diesmal nicht an meiner Richtung, sonst fienge ich meine grosse Fahrt mit einem Besuch bei Dir u. Deinem Vater an.

Aber so weiß ich kaum, wenn Du Nichts weißt, ob ich noch die Freude habe, Dich in nächster Zeit irgendwie u. irgendwo zu sehen.

Der verfluchte Krieg greift mit seinen Klauen wohl auch noch an Unsern Oberrhein. Diesen Sommer aber wirds zu Nichts kommen. Hier ist Alles marschfertig.

Meine stillen Arbeiten passen schlecht zu dem fortwährenden Commandoübungsruf: Ba — tail — lon! u. s. w. der aus dem Kriegsschulgarten v. früh bis spät in meine Stube herübertönt . . geh ich aber nach vorn heraus, so rasseln auf der Strasse die Pulverkarren u. Brückenpontons . . für einen Poeten schlimme Musik. Aber es muß sein!

Wir haben itzt noch ein großes Stück Garten hinter dem Hausgarten angekauft u. hergerichtet . . als Zeichen, daß ich recht vergnügt im Grünen sitze, reisse ich von der Gartenhauswand, wo dieser Brief geschrieben wird, ein Epheublatt u. leg es bei.

Leb wohl u. vergnügt, glücklich u. ohne Kriegseinquartierung. Im Uebrigen bleib mir gut u. schreib einmal, wenn Du Zeit hast

Deinem vielgeplagten, treuergebenen Vetter
Josephus.

Carlsruhe,
22. Mai 1859.

NB. Durch feierliches Diplom bin ich jüngst zum „Ehrenmitglied des pegnesischen Blumenordens in Nürnberg“ ernannt worden. Auch ein schöner Titel weiter auf dieser irdischen Titel- u. Ehren-Welt!

Auch diese Reise ergebnislos! Das Genie kennt keine Konzessionen: es nimmt die Dinge, oder es läßt sie liegen. Auch die Stimmung des besiegten Österreich wäre Scheffel gleichgültig gewesen, wenn er mit heißen Empfindungen in der Brust durch die Donauebene gewandert wäre. Die Phantasie allein war eine schlechte Führerin. Reizbar verwundete sie sich an jedem Stein der Wirklichkeit und ging so ihres Wirkens verloren. Das einzige Passau konnte befriedigen, aber Bechlaren mit dem lächerlichen Getriebe kleinstädtischen Volkslebens, ein Hohn auf die historienschwere Vergangenheit, die von hier aus durch die germanische Welt gebraust war, brachte Scheffel um den Rest seiner Begeisterung für diese Betrachtungen an Ort und Stelle. Goethes Herz hatte einst den richtigeren Weg gefunden und war an der Stadt Tassos vorübergestürmt, um vom Schmutz der Gegenwart nicht um die reinsten Träume betrogen zu werden. Scheffels Herz in der Bedrängnis um entrinnende Kräfte wollte die spröde gewordene Poesie durch den Lufthauch unmittelbarer Wirklichkeit beleben und wurde schwer enttäuscht. Er erledigte die Fahrt wie ein Fliehender, und eher, als er vorhatte, war er in Thüringen. Am 6. Juli stand er auf dem Inselsberg bei Friedrichroda. Weithin lag das gesegnete Thüringer Land vor seinen Füßen. Die Berge schoben sich vor und bildeten breite, besiedelte Täler. Drüben stieg der Turm des Erfurter Doms in die Luft. Scheffel spähte aus. Die langen Hügelrücken lenkten seinen Blick in weitem Umkreis über alles hin. Er war den ersten Tag hier und schrieb bewegt an Arnswald, wie sehr ihn diese Baumschatten und Tannenbäume an seinen heimischen Schwarzwald erinnern. Angetan mit dem innern Druck einer vergeblich unternommenen Reise, auf der der Geist Heinrichs von Ofterdingen allen Zauberkräften des Willens widerstand, und ge-

drängt von dem Bewußtsein, daß auch Österreich seiner heimatwüchsigen dichterischen Persönlichkeit ein nicht minder fremdes Kapitel sei wie die Wälle von Ptolemais, empfand er den plötzlichen Umschwung der Landschaft und der Stimmungen übermächtig als Erlebnis. Sein Heimatsgefühl beim ersten Anblick dieser Natur war so stark, daß sie ihm nicht genug erschien, und er in ihr nur die halbe Erfüllung seiner Wünsche sah. Er wollte das ganze leibhaftige Bild des Schwarzwaldes in seiner Seele fühlen, und nicht nur die Erinnerung daran. So eilte der Unbefriedigte jetzt, daß er seit langem Zaudern wieder den ersten Hauch der Befriedigung erfuhr, an aller mittelmäßigen Empfindung vorüber zu restlosem Vollgenusse. Der Erfurter Dom, die Berge versanken vor seinen Füßen, und die ganze Sehnsucht ging der Einen nach, die immerdar unsichtbar neben ihm herschritt. Emmas Bild trat hervor und statt des Erfurter Doms Freiburg mit dem Münster. Aber auch da blieb seine Erinnerung nicht stehen, sondern ging, von jedem Hauch beglückt, durch die vergangenen Jahre weiter bis zu den Offenburger Tagen:

Ein schönes neues Lied
was
der Meister Josephus
auf der Spitze des Inselsbergs im Thüringer
Land angefertigt hat.

Der Meister Josephus von Karlsruh' sprach:
Die Sonne will sich senken,
Und ich will hoch auf dem Inselsberg
Meiner Base Emma gedenken.

Ich hab eine weite Fahrt gethan
Donau ab zu den Oesterreichern,
Meine Hoffnung auf Deutschlands Zukunft wollt'
Sich nicht damit bereichern.

Ich stand als Vetter aus deutschem Land
In Prag vor böhmischen Basen;
Trotz Wyschradmondscheinmoldaufahrt
Mein Herz kam nicht ins Rasen.

Auf Thüringer Boden rasten jetzt
Die reise gehetzten Gedanken;
In fichtenharzduftiger Waldesluft
Gesunden sämmtliche Kranken.

Und wahrhaft schön ist dieses Revier
Wie es vor dem Blicke sich weitet:
Des Sachsenlands Ebne, u. Thüringens Wald
Liegt vor den Fenstern gebreitet.

Jedoch, ich weiß nicht warum, ich hab
Kein Aug für Weitsicht u. Ferne,
Ich dacht unterwegs im Tannenwald
An zweier Augen Sterne!

Ich dacht an alte und neue Zeit,
An Offenburg, Freiburg u. Schwarzwald,
Da ward mir des Inselsbergs Nadelholzland
Zu sehr gleichgiltigem Harzwald.

Das Gothaer Schloß, der Erfurter Dom,
Der Gleichen fernglänzende Spitzen,
Sie mögen unbeachtet von mir
Im Abendroth verblitzen.

Jetzt bin ich 2800 Fuß
Ueber Meeresfläche gestiegen:
Ich wollt' ich wär' eine wilde Taub,
Nach Emmas Stadt würd' ich fliegen.

Geschehen
den 6. Juli 1859.

Der Sehnsucht war mit diesen Versen genügt, und beruhigt stieg Scheffels Geist über die Sprosse der Erinnerung zur Wirklichkeit nieder. In der thüringischen Natur, weltabgeschieden und frei von dem auf- und abschwellenden Stimmungswechsel, der ihn in Donaueschingen und Österreich bedrückte, gewann sein Denken wieder das Gefühl straffer Sicherheit. Hier stand zwischen ihm und den Gestalten, die seine Phantasie bewegten, keine Scheidewand mehr, errichtet von undurchdringlichen Forschungen oder fremdem Volkstum. Wenn ihm Thüringen auch nicht den unmittelbaren Anschluß an seine süddeutsche Heimat bot: der Grundton, der hier durch Land und Menschen pochte, war seinem Wesen und Blut verwandt, er war deutsch. Sein Inneres lebte wieder mit. Er durchzog Thüringen bis nach Franken herüber; der alte Wandertrieb bewegte ihn, die Kräfte wuchsen, und da überkam ihn droben auf dem Staffelstein wieder jenes „Gefühl sanfter Urkraft", das ihm vor einem halben Jahre auf der Fahrt durchs Höllental die Muskeln gespannt hatte. Das windsbrautartige Lied vom heiligen Veit von Staffelstein entstand: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt muß rosten!"[128]) Ihm hatten die verflossenen Jahre das herrliche Gebilde Harmonie zertrümmert, aber die kostbaren Steine, aus denen es gefügt ist, waren ihm geblieben. Ein Sommer kam, der reich an erschlossenen Blüten war. Aus den dürren Skizzenbogen rankten jetzt, vom Zauberschlage

der Natur und der Erinnerung geweckt, die Blätter der Aventiurelieder hervor. Nicht alle Lieder der „Frau Aventiure" entstanden, nicht die durch grimmes Erleben aufgeschüttelten, sondern die leicht atmenden, wandernden und fahrenden Lieder, die heut vom „Vogt von Tenneberg" berichten und den Tag mit dem „Exodus cantorum" beschließen, und die morgen den „Bericht vom Meerdrachen" abstatten und den „Waldpsalm" anstimmen. Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Biterolf, ihnen sann und sang er nach. Der Schönheit hingegeben, lebte sich seine Phantasie ganz in diese Höhen und Wälder ein, als wimmelten sie von Rittern und Sängern wie ehemals. „Und ich selbst bin Parzival!"[139]) So im Hochgefühl scheinbar wiedergewonnenen Schaffens kehrte er nach „guter Sommerzeit" auf der Wartburg ein. Hier sollte jetzt die „Viola", wie er die Dichtung gleich der Fiedel der Minnesänger nennen wollte, unter härtestem Willen in gefüge Formen gezwungen werden. —

Umsonst. Was Scheffel während der zwei Monate, die er auf der Wartburg als Gast des vornehm sich zurückhaltenden Großherzogs von Weimar zubrachte, am Ofterdinger schrieb, wissen wir nicht. Vielleicht sind es neue Skizzenstöße gewesen, vielleicht auch einige Kapitel, die wieder verworfen werden mußten, weil sich der übrige Stoff der Dichtung nicht meistern lassen wollte. Über ein Jahr hatte es gedauert, ehe Scheffel überhaupt den ersten Federstrich zur organischen Gestaltung der Dichtung tat. Damals entstand der „Juniperus". An ihn jetzt anzuschließen, fiel schwer, denn diese Erzählung war vollends aus dem Rahmen der hier maßgebenden Bedingungen gefallen. Er mußte also von neuem beginnen und lief Gefahr, den Widerstand, den ihm der fremde Boden des Morgenlandes und Niederösterreichs bot, abermals nicht zu über-

winden. Da können wir das ganze Gefühl der Peinlichkeit ermessen, in dem Scheffel auf der Wartburg seine Tage lebte. „Ich schäme mich allmählig, daß ich so viel davon geredet und so wenig getan", hatte er am 13. Februar an Arnswald geschrieben; „ich habe keinen anderen Wunsch als stille Muse hoch auf Ihrer Burg . . . Aber sperren Sie mich ein, liebster Major," hieß es in dem Briefe weiter. Er war jetzt auf der Burg, genoß alle Bequemlichkeiten der Freiheit und mußte dennoch versagen. Die gelobte Wartburgstimmung wurde schließlich zu einem neuen Donaueschingen. Genau zwei Jahre waren inzwischen vergangen, seit er dem Großherzoge vor dem Sängerkrieggemälde Moritz von Schwinds sein Versprechen gegeben hatte. Wie eine ewige Mahnung an die verlorenen harmonischen Kräfte stand das große Bild an der Längswand des Sängerkriegsaales vor ihm. Täglich ging er daran vorüber, täglich empfand er seine Lage unerträglicher. Am 10. November sollte der hundertste Geburtstag Schillers mit flammender Begeisterung begangen werden. Weimar natürlich wollte mit seiner Feier in erster Reihe stehen. Karl Alexander erwartete auch Scheffels Erscheinen. Aber sich jetzt in das Gedränge der Feiernden zu mischen, Reden anzuhören, die das Ringen des Genies mit oratorischer Wohlgefälligkeit überschütten, selbst als Dichter angesprochen und vielleicht an die Pläne seines Ofterdinger erinnert zu werden: das hielt er nicht aus. Ohne sich von dem Großherzog zu verabschieden, wieder wie ein Fliehender, verließ Scheffel am 8. November die Wartburg. Am Abend des 11. November kam er in Karlsruhe an. Er traf niemand im Hause. In der Fensternische des Wohnzimmers stand, von der Feier des vorigen Tages noch mit Lorbeer umkränzt und halbausgebrannten Lichtern umstellt, groß und schweigsam Danneckers Schillerbüste. Draußen rannten die

Menschen zu dem Fackelzuge, den die Polytechniker auf dem Marktplatz veranstalteten. Er hier mit dem Großen allein. Da schlugen Vergangenheit und Gegenwart, Erinnerung und Schicksale, über ihm zusammen. Er brach in Tränen aus. —

Aber das war keine Sentimentalität. Der Starke, der immer in sich allein die Gründe seines Schmerzes suchte, hatte diese Tränen in harter Selbstabrechnung mit sich selber vergossen. Schamgefühl, Zorn, Qual hatten ihn überwältigt. Er hatte sich Kräften verschrieben, die er nicht mehr besaß und hatte der nur von innen heraus zu gebietenden Poesie mit dem Rüstwerk der Wissenschaft beizukommen gesucht. Die Lieder, die er mitgebracht hatte, genügten ihm nicht. Sie galten ihm gering gegenüber der inneren Kraft, die er an die Erreichung seiner großen Ziele gesetzt hatte. Und dennoch dachte er nicht daran, die Zähigkeit des Entschlusses, den Ofterdinger zu vollenden, aufzugeben. Jetzt die waffengewöhnten Arme sinken zu lassen, ging nicht an. Gerade die Widerstände, die ihn immer von neuem an den Ausgangspunkt des Weges zurückwarfen, reizten ihn, weiter vorzudringen. Der Wille war zum Trotz geworden; eine gewisse Nervosität des Schaffens war eingetreten, die heute mit heller Begeisterung an die Arbeit geht und sie morgen gleichgültig stehen läßt. Die Folge war ein Mißtrauen allen äußeren Dingen gegenüber. Seine Arbeit, seine Pläne, seine Verzweiflungen — wer fragte nach ihnen, was war ihr positiver Wert? Was galten die höchsten Ideale der Poesie, was das heiße Leben des Genies, wenn sie so leicht ihres äußeren Wirkens verloren gingen? Jeder von den Freunden seines Hauses hatte befriedigter vor der Büste Schillers gestanden, als er, der Dichter, der eine Welt von Gefühlen und Entwürfen in seinem Kopfe wälzte. Es ekelte ihn. Seine Melancholie streifte schwer und mißgestimmt die Grenze des Pessimismus. Einen

Menschen gab's, dessen Händedruck ihm die Ruhe wiedergegeben hätte, aber der war im Augenblicke nicht zu erreichen. Denn der geliebten, selbst von Enttäuschungen und Bitternissen eifrig eingesponnenen Gestalt, auch noch die eigenen unfreundlichen Stimmungen persönlich aufzutragen, litt sein Gefühl nicht. Emma hatte Scheffel für die Zusendung der Verse vom Inselsberg herzlich gedankt. Er schrieb ihr jetzt:

Carlsruhe
22. Novembris 59.
in der Dachstube.

Liebe Cousine,

Es ist wieder ein gut Stück Zeit verflossen, bis ich meiner brieflichen Schulden gedenke. Du hast mir aus Deinem Schwarzwaldaufenthalt ein so liebenswürdiges Schreiben auf meinen fränkischen Berg gesandt, daß es sehr unrecht von mir ist, es nicht früher erwiedert zu haben. Möge mir die Versicherung Nachsicht erwerben, daß ich es — in jener Einsamkeit mit freien Waldstunden mannigfach gesegnet — öfter als einmal gelesen habe. Inzwischen habe ich jenen Berg verlassen, u. den andern Berg, auf dem ich September u. October horstete, die Wartburg, ebenfalls u. habe mich wieder wie sonst, in meine Carlsruher Dachstube eingenistet, u. Inneres u. Aeusseres ist so ziemlich in demselben Stand wie damals als jene unbekannte schlanke Dame „aus Schleswig Holstein" davon Einsicht zu nehmen geruhte.

Viel Interessantes von meinem Leben wäre zu erzählen, da ich, was seither weniger von mir gesucht ward, auch vielfach „ze hove gevaren", wie die alten Dichter sagen. Man war überall äusserst freundlich gegen mich u. ich bin mit einer Reihe reicher Eindrükke heimgekehrt. Jetzt will ich — in strengster Zurückgezogenheit wieder arbeiten . . Längere Berichte würden allzulang, deßwegen fange ich lieber gar nicht

an. — Nach Donaueſching. kann ich, durch die fatale aber nothwendige Schriftſtellerei noch Jahr u. Tag beſchäftigt, leider nicht zurükk u. habe meinen Abſchied genommen, was mir in Wahrheit ſehr ſchwer fällt, da ich dort glücklich, zufrieden u. verſorgt war u. jetzt wieder ringen u. ſtreben muß, wie ein Anfänger. Aber leider iſt meiner Seele etwas Cometenſtaub beigemiſcht, u. wenn ich nicht die Unruhe aufſuche, reißt mich mein Schickſal hinaus.

Auch hierüber wäre des Längeren zu berichten, deßwegen fange ich ebenfalls lieber nicht an.

Auch iſt dieſes Briefes Zweck nicht, des Vetters Schickſale zu beſprechen, ſondern zu erfahren, wie es ſeiner verehrteſten Baſe geht. Ich würde mich ſehr freuen, nach ſo langer Zeit etwas von Dir zu hören, noch mehr, viel von Dir zu hören. Hoffentlich geht es Dir, Deinem Mann u. den Deinen in Freiburg ſehr gut. Wo lebſt Du ſeit dem Griesbacher Aufenthalt u. wie?

Die Schwarzwaldquellen, in denen wahrhaft ein Sprudel elementarer Lebenskraft perlt, werden Dich geſtärkt u. erquikkt nach Emmendingen zurückgeſendet haben. Hätte ich in dieſem Sommer in des Schwarzwalds Nähe circulirt, ſo wäre ich jedenfalls einmal über den Kniebis geſtiegen.

So kam ich ſtatt deſſen unter Anderm in die fränkiſche Schweiz, in die Muggendorfer u. Rabenſteiner Höhlen, zu den foſſilen Bären u. Mamuthen, ſtatt zu Dir. Es war übrigens auch intereſſant u. ich behalte mir vor, Dir auch hievon noch zu erzählen.

Von Schillerfeiern weiß ich Nichts, da ich den Zweckeſſen, Dilettantenmuſiken u. Vorträgen gelehrter Philiſter über das Undefinirbare einer Dichterpſyche nicht Freund bin u. zu gut weiß, daß trotz alles äſthetiſchen Enthuſiasmus die Nation heute noch wie ehedem ihre Künſtler im Dreck ſtecken läßt, wenn ſie nicht zufällig aus eigener Kraft ſich durchgeſchunden zur Geltung — oder — tod ſind.

Das Opfer einer bürgerlichen Stellung u. aller Lebensbehaglichkeit, das ich wieder auf Jahre der Kunst bringe, steigt vielleicht doch als ein Wohlgefälliges zur unsterblichen Adlernase des Jubeldichters auf u. er zählt mich auch zu seinen treuen Verehrern, wenn ich auch nicht mitgeschwindelt habe.

Liebe Base u. Gönnerin, im Uebrigen laß mich Dir empfohlen sein, u. schreib mir in gewohnter Nachsicht recht bald, denn allzeit freue ich mich Deiner Schriftzüge u. würde mich noch mehr freuen, Dich selbst einmal wieder zu sehen.

Ich grüsse Deinen Mann . . in sächsischen Urkunden habe ich viel alte Ritter u. Kriegsleute „de Makkenrode" angetroffen; — u. bitte auch nach Freiburg herzliche Grüsse

von Deinem treulich ergebenen
Vetter.

So waren für Scheffel die letzten zwei Jahre wie ein Kreis in ihren Anfang zurückgekehrt. Donaueschingen, das er als schleppende Fessel empfand, erschien ihm als stiller, sturmgeschützter Ankergrund. Alles, was dazwischen lag, der reife Liedersommer, der Aufschwung seiner organischen, künstlerischen Kräfte im „Juniperus", wurde minderwertig der Vergangenheit geopfert. Wie er auf dem Inselsberg den vollen Hauch der Befriedigung in dem Augenblicke vernahm, da das Bild des Schwarzwaldes gleichsam greifbar vor seiner Seele stand, so suchte er auch jetzt, unentwegt rückwärts schreitend, den Platz der Ruhe, von dem ihn keiner vertreiben könnte. „Und Inneres und Äußeres ist so ziemlich in demselben Stand wie damals, als jene unbekannte schlanke Dame „aus Schleswig-Holstein" davon Einsicht zu nehmen geruhte". Jenseits der reichsten Schaffensjahre war seine Unbefriedigung schließlich bei dem Oktobertage von 1851 stehen geblieben, an dem ihm in der Mansarde Emmas Erscheinung zum unvergeßlichen Erlebnis geworden

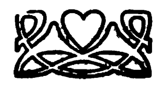
war. Hier war er mit seinen Empfindungen in Sicherheit. „Alles schweigt in mir, wenn Du in meiner Nähe bist“, hatte Scheffel in den Aventiurejahren einmal zu Emma gesagt. Die vorigen Briefe haben dieses klare Gefühl in jeder Zeile aufleuchten lassen. Sie haben gezeigt, wie er in den erregtesten Stimmungen am lebhaftesten nach Emmas, Ruhe ausströmender Persönlichkeit drängte, und welchen Glanz der Erinnerung er mit sich forttrug, wenn er von einer Begegnung mit ihr zurückkehrte. Wann und wo er sie suchte, ob in der Zeit gedeihlichen Schaffens oder jetzt im Gedörn der Aventiurejahre, immer fand er diese Liebe gleichgestimmt, immer trat sie für ihn mit allen ihren Kräften auf den Plan.

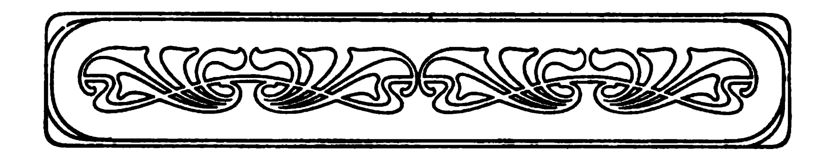
„Aber leider ist meiner Seele etwas Cometenstaub beigemischt, und wenn ich nicht die Unruhe aufsuche, reißt mich mein Schicksal hinaus.“ Der Brief vom 22. November ist dafür ein offenes, scharfes Zeugnis. Der Ton ist kurz, ist gereizt, der Inhalt ist unruhig, springend und ohne den milden Schein des Humors, der sonst die Stimmungen überdeckte, damit sie nicht unmittelbar sichtbar wären. Scheffel kannte das feinsinnige Herz, das seine Briefe las, und er wußte, daß es auch die leiseste Empfindung nicht überhörte. Eine Steigerung zur Wirklichkeit bedeutete für ihn daher schon der Brief „zur Zeit der grossen Herbstmanöver“, in dem die Rede von dem krähwinkeligen Alltag war, der ihn in Donaueschingen einschnüre und bedrücke. Die Wirklichkeit selber, unstet, gequält, mißtrauisch, unheimlich, war jetzt der Brief vom 22. November. Zwar der Satz, der seinen Spott darüber treibt, daß „trotz alles ästhetischen Enthusiasmus die Nation heute noch wie ehedem ihre Künstler im Dreck stecken läßt, wenn sie nicht zufällig aus eigener Kraft sich durchgeschunden zur Geltung — oder — tot sind“, ist keine Pathetik, die ihren Grund in Scheffel hat. Sie wäre ihm, von

ihm selber ausgehend, als eine lächerliche Lamentation erschienen, die seiner straffen Art, den eigenen Willen durchzusetzen, fernab lag. Er hatte am Tage des Schillerfestes Leben und Kunst wie eine Komödie empfunden, hatte im Gewirre der Stimmungen schon im nächsten Augenblicke, vor sich selber erschütternd, beinahe wie eine Schuld das Los einsam ringenden Künstlerlebens auf sich lasten gefühlt. Er erhob sich und schrieb an den Großherzog nach Weimar, daß — Anselm Feuerbach in Rom kopieren müsse, um nicht zu verhungern.[130]) Das war eine Tat schöner Männlichkeit. Aber das Eigentümliche daran war, daß Scheffels klare Weltanschauung hier einen Einzelfall zum allgemeinen Künstlerschicksal stempelte. Er, der immer das Wesen der Persönlichkeit als ein unantastbares Heiligtum verteidigte, begann zu verallgemeinern, ließ sich das objektive Urteil durch eine plötzlich aufgestiegene Empfindung verwischen. Er machte die Nation für das Individuum verantwortlich, ließ das Aristokratische der Kunst abhängig sein von der Laune Vieler oder auch nur eines Einzelnen. Das Gefühl des Unsteten bewegte ihn, das alle Einflüsse von außen wie einen Eingriff in das eigene Innere empfindet. Er ließ die Dinge jetzt auf sich zukommen, statt ihnen entgegenzugehen. „Ich hoffe, in diesem Winter ein gut Stück vorwärts zu kommen, ein Ende sehe ich aber zur Zeit noch nirgends: die Gestalten kauern und lauern ungebannt in allen Winkeln", schrieb er am 5. Dezember an Karl Alexander.[131]) „Kauern und lauern", Worte, die in dem hier gemeinten Sinne des Verhaltenen, Versteckten ganz und gar nicht zu Scheffels Wesen paßten. Er arbeitete jetzt mit übertriebener Gewalt, schloß sich von der Welt ab, rannte in Mißverständnisse. Eine müde und mürbe Stimmung bildete den Abschluß dieser Jahre. Eine Stimmung, die durch Vergangenheit und Gegenwart gleicherweise zur Selbstqual und zum Miß-

mut aufgeschreckt werden konnte. Nichts wurde verschont, selbst das große Gefühl seiner Liebe hetzte seine Selbstqual durch den Sturm. Zu stolz zum glauben, zog er sich jetzt, wie der Stille Mann in der Erdmännlein-Höhle, schweigsam, kalt abwartend, in sich selber zurück, um grimmiger als je — ins Leben gerissen zu werden.

„Furcht kenn' ich nicht; doch kalt unheimlich Grauen
Hat sich der Seele wie ein Alp genaht,
Und nimmer, nimmer möcht ich rückwärtsschauen,
Denn fremde Geister spür' ich um den Pfad:
Als woll' empor aus Stein und Kluft sich ringen
Was lang dem Licht entrückt ist und verwest.
„Strebt Ihr, auch mich vom Roß herabzuzwingen?
Laßt ab! ich weiß kein Wort, das Euch erlöst!" [132])





3.

Das Gefühl vollkommener Gleichgültigkeit war beim Beginn des Jahres 1860 die zeitweilige Reaktion von Scheffels aufgewühlten Stimmungen. Ein äußerer Grund half mit, dies Gefühl zu verstärken. „Eine leise Congestion nach der rechten Stirngegend"[183]) mußte durch absolute Ruhe bezwungen werden. Da die Abneigung für Karlsruhe eine gute Erholung kaum zu fördern versprach, ging Scheffel Mitte Januar nach Baden Baden zu einem alten Freunde seines elterlichen Hauses, dem Major Maler, und lebte da drei Wochen mit seinem „alten Hausherrn wie ein Einsiedel". Bücher waren mitgenommen worden, aber die Gründlichkeit der Forschung, die früher jedem Namen, jeder Landschaft mit peinlicher Genauigkeit nachging, war stark ermattet. Aus dem Gewirre des Ofterdingerstoffes hatte sich für Scheffel immer bedeutsamer die Figur Konrads von Alzey losgelöst, der in seiner Dichtung später der große Vorgänger Heinrichs von Ofterdingen werden sollte. Wenn Scheffel die Arbeit innerlich gedrängt hätte, wäre er selber nach dem verhältnismäßig nahen Alzey herübergefahren, um den Spuren seines Meisters Konrad an Ort und Stelle nachzugehen. Er tat es nicht. Ihm genügten jetzt schriftliche Nachrichten. Und auch dabei kam es ihm nicht auf eine authentische Quelle an, denn er wandte sich mit seinen Anfragen nicht nach Alzey selbst oder an eine dort ansässige, in der Alzeyer Lokalgeschichte wohlbeschlagene Persönlichkeit, sondern an — Emma. Sie war zwei Jahre hindurch im Pfarrhaus von Ketten-

heim bei Alzey zur Erziehung gewesen, er erinnerte sich dessen, sie würde vermeintlich Bescheid über die Gegend wissen; er schrieb ihr:

Baden Baden
auf dem Schloßberg, bei H. Major Maler
gegen Februar 1860.

Liebe gute Cousine,

Diese Zeilen sollen Dich um einen grossen Gefallen bitten; Du wirst mich auslachen, wenn Du sie liesest. Ich habe nämlich in einer meiner Arbeiten einen mittelalterlichen Mann zu schildern, der seine Jugend in Alzey verlebt; u. sollte, um keine auffallenden Fehler zu machen, ungefähr wissen, wie es in Alzey aussieht, also z. B. „liegt es in der Ebene oder auf einem Berg? Sieht man den Rhein und Worms von dort? Gibts Reben u. Rebberge zu Alzey? Haben die Menschen oder der Ort etwas Charakteristisches, wodurch sie in der Umgegend bezeichnet werden? Fließt ein Bach oder Fluß dort vorbei? Gibts Denkmäler aus alter Zeit, römische Reste, oder Heidenmauern, Teufelssteine u. dgl. in der Nähe? Existirt vielleicht ein Buch oder ein Bild von dieser Stadt u. s. w.“

In dieser Klemme weiß ich Niemanden der mir helfen könnte als Dich, u. bitte Dich, mit Selbstverläugnung zur Feder zu greifen u. mir dieses historisch topografische Dunkel durch gütige Mittheilung zu erhellen.

Auch wenn es ein altes Alzeyer Sprichwort gibt, wäre dies sehr verwendbar.

Sonst geht mirs fleissig u. leidlich; seit 14 Tagen bin ich in Baden, auf dem Schloßberg, mit herrlicher Aussicht u. einsam fleissiger Arbeit, im Haus des Major Maler; in 4 oder 5 Tagen geh ich wieder heim.

Wenn Du mir bald ein paar Zeilen zukommen lassest, treffen sie mich noch hier.

Wie u. wo Du im neuen Jahr lebest, weiß ich kaum, kann daher nur nachträglich meine besten Wünsche zu diesem neuen Jahr Dir bringen. Möge es weder französische noch preuß. Einquartierung mit sich führen! Die Zeit sieht verflucht schlecht aus u. Deutschland existirt bald so wenig mehr als Polen.

Ich hoffe, Dich bald einmal wiederzusehen . . u. werde allmälig Anstalt zu einem grossen Geburtstagsstrauß machen. Wo bist Du denn hingezogen in der grossen Stadt Emmendingen?

Hier in Baden leb ich mit meinem alten Hausherrn wie ein Einsiedel, die Stadt ist leer, Menschen seh ich fast gar keine. Wir sprechen über Kunst u. Politik, u. alles Mögliche; es wird aber täglich unerquicklicher.

Glücklich, wer noch einen Fond im Herzen hat, bei schlechten Zeiten daran zu zehren.

Mit freundlichem Gruß, u. — da ich in Oesterreich war — Euer Gnaden die Hand küssend

Dein Vetter
Jos. S.

Die einförmige Gleichmütigkeit von Scheffels Stimmungen zerbrach mit diesem Brief. Das Aufklingen eines einzigen, scheinbar kaum zugehörigen Tones hatte genügt, um die Vergangenheit in ihm zu wecken. Alzey, Kettenheim, das Bild der in Jugendschönheit heimkehrenden Emma, stand vor seiner Seele, und die Erinnerung war so mächtig, daß er sie selbst mit seiner Arbeit verwebte. Aber der Unbefriedigte, der vor der Büste Schillers die Nation für das Mißgeschick ihrer Künstler verantwortlich gemacht hatte, war jetzt geneigt, dem Leben die Schuld für seine verschollenen Liebeshoffnungen zuzuschieben. Er empfand die Erinnerung nicht als der Dankbare, der früher fast kindlich froh den Segen seiner Ruhe in ihr suchte, sondern ihn

bewegte die Frage nach der Summe der Entsagung, die neben aller Schönheit nicht minder reich in ihr verborgen lag. Zu Hause riet man ihm seit langem unaufhörlich zur Heirat, besonders die Majorin war rührig in allerhand Vorschlägen. Es klang ihm wie ein Hohn auf das Verlorene. Als Emma ihm antwortete und ihm mitteilte, daß sie zum Besuche in Zell sei und dort bei guten Freunden ihres väterlichen Hauses, dem Fabrikbesitzer Lenz, ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern wolle, kamen die Erinnerungen wie lebendige Gestalten auf ihn zu. Die Straße des Kinzigtals trat vor sein Auge, der Regenschauer von Offenburg . . . alles neigte sich zu ihm. Aber er vermochte keinen Frieden dabei zu finden. Reizbar und in den Dingen der Vergangenheit nur den Spott auf die Gegenwart erkennend, nahm er einen kritischen Waffengang mit sich vor und gelangte zu dem Ergebnis, daß der Unterschied zwischen heute und ehemals ein absonderlicher sei. Es kam ihm fast lächerlich vor, „itzt auf der biberacher Straße als gratulationssehnsüchtiger Jüngling einherzuschreiten". Er wollte vor Emma mit Humor die Scharten seiner Stimmungen verdecken, er vermochte es nicht. Er schickte ihr einen Brief, der alle Spuren innerster Erregung an sich trägt:

Liebe liebe Emma.

Dein Brief hat mich sehr betrübt, da ich daraus ersehe, daß Du von Fieber u. Kopfweh geplagt . . schon die verzitterte Handschrift hat mir gezeigt, daß Du leidend, eh ich es las. Darum will ich weder bei Dir mich beklagen, daß Du eine harmlose Anfrage, die mich bezüglich der Geografie von Alzei beschäftigt hat, so unwirsch beantwortest, noch daß ein, wahrscheinlich sehr dummer an Weihnacht von mir geschriebener Brief nicht angekommen zu sein scheint . . sondern ich will alle meine frommen Wünsche auf den einen Punkt rich-

ten, daß Du wieder frisch, gesund, fröhlich u. mit starker Handschrift in Deiner Heimathstadt einherschreiten mögest. Liebe Emma! Du bist noch viel zu jung u. schön u. liebenswürdig, um Migräne haben zu dürfen.

Zum 17ten, Deinem Geburtstag, wäre ich, altem Versprechen gemäß u. meinem bald ins Ungeheure wachsenden Wunsch, Dich wiederzusehen, zufolge, gar gern persönlich vor Dir erschienen . . allein erstens hat die Base Kopfweh, zweitens liegt so ein gar tiefer, unvernünftig tiefer Schnee u. drittens hab ich mir neulich durch ungeschicktes Lupfen an einem Fasse den rechten Fuß braun u. blau geschlagen, daß es mir doch zu den seltsamsten Prachtgedanken gehörte, itzt auf der biberacher Straße als gratulationssehnsüchtiger Jüngling einherzuschreiten. Ich erinnere mich, daß wir einst einen Bergspaziergang zusammen machten, nach welchem mit Grund zu sagen war: No, aber bei dem Regen!

Wenn ich jetzo gen Zell aufbräche, würde jene Erinnerung durch ein: No, aber bei dem Schnee! gelöscht, u. das wäre doch Schade.

Liebe Emma, dieser Brief ist ein deutlich Document, daß ich Nicht viel Gescheidtes mehr denke u. schreibe. Ich hätte am End auch lauter Unsinn gesprochen beim Wiedersehen, u. das wäre doch schrecklich.

Aber einen Rest von Liebenswürdigkeit besitze ich immer noch. Darum hab ich den beifolgenden Strauß binden lassen. Liebe Emma! mög er Dir zu Deinem Wiegenfest alles Schöne sagen, was meine Feder heut nicht zuweg bringt . . bleib mir gut u. behalte mich in Deinem Andenken, u. wenn der Schnee weniger stark liegt, laß michs wissen, wann u. wo ich endlich einmal Dich wiederzusehen hoffen darf.

Ich grüsse Dich u. küsse Deine Hand, die weisse schlanke Hand, u. hab dem Strauß aufgetragen, Dir recht freundlich in die Augen zu sehen, wenn Du ihn etwa Deiner „griechischen" Nase näherst, u. beneide ihn um dieses, u. meine Du

solltest dies Geschreib verbrennen, u. bin später auch wieder ordentlicher, wenn der grosse Schnee weg ist, denn der ärgert mich daß ich nicht zu Dir kommen kann.

Von ganzem Herzen

gratulierend

der Vetter

Josephus.

[Karlsruhe,] 13 Feb. 60.

Einen Tag danach, als Scheffel den Brief abgeschickt hatte, erhielt er zwei Briefe aus Zell. Der eine war von Emma, in dem sie ihm ihre Glückwünsche zu seinem Geburtstage aussprach, der andere von dem Fabrikbesitzer Lenz mit der dringenden Einladung an Scheffel, nach Zell zu kommen. Man gedenke, Emmas fünfundzwanzigsten Geburtstag besonders festlich zu begehen; da Fasching sei, solle ein Maskenscherz veranstaltet werden usw. Emma hätte ein Rokokokostüm und für ihn stehe ein gleiches zur Verfügung, ohne daß Emma davon wüßte. Seine Anwesenheit würde eine hübsche Überraschung geben. —

Bewegte Stimmungen. Scheffels große Liebe und das stille Gefühl, mit dem er Emmas Erscheinung bei sich trug, lenkten seinen Kritizismus wieder zu positivem Genießen. Er wollte jetzt nach Zell herüberfahren. Aber das Bild, das er sich im vorigen Briefe spöttisch von seiner Wanderung gemacht hatte, verließ ihn nicht. Das bis an die Bergkuppen beschneite Kinzigtal, und er vielleicht der Einzige auf der einsamen Straße und in keinen andern Geschäften, denn „als gratulationssehnsüchtiger Jüngling“, das kam ihm sonderbar, kam ihm närrisch vor. Eine dumpfe Unruhe bewegte ihn, wie wenn sich eine elementare innere Entladung vorbereitete. Alles schien plastische Gestalt zu gewinnen. Die Phantasie arbeitete reger

als sonst. Den heißen Wunsch, Emma wiederzusehen und aus ihrem „klaren Auge selber“ in Minuten soviel Ruhe zu erfahren, wie sie ihm in Monaten keiner bieten konnte, durchkreuzte die Ahnung, daß in Emmas Nähe seine überreizte Natur weniger die Harmonie, die von dieser Frauengestalt ausging, fühlen könnte, als die Pein der Sehnsucht, die sich jetzt verzweifelter als je in ihm erhob. Er wollte vom 16. zum 17. Februar in Offenburg im „Schwarzen Adler“ übernachten, geradeüber stand Josef Gottwalds Haus . . . er mußte an Gengenbach vorbei, wo sein Großvater Stiftsschaffner gewesen war und sich das „Bergle“ hinter dem Städtchen erhob. Und jetzt sollte er wie ein Schatten an diesen Stätten blühender Erinnerung vorüber „traben“. Er fand den Humor dafür nicht und sehnte sich dennoch hinaus. Er ging und schrieb an Emma:

Liebe theure Emma!

Du hast mir heute in meiner Einsamkeit einen glücklichen Tag geschaffen . . Dein liebes Geschenk liegt vor mir u. Dein grüner Brief u. aus beiden spricht so viel Freundliches, so viel Liebes, wie aus Deinem klaren Auge selber, wenn Einer nämlich die Freude hat, es zu sehen. Meinen Dank Dir auszusprechen, ist Tinte u. Feder u. Papier ein langweiliges Mittel, u. da Gott weiß was dieses Jahr für unruhige Zeit uns bescheeren wird, halte ich es für nothwendig, trotz meines dummen Briefes von vorgestern, für den ich um Verzeihung bitte, u. trotz des grossen Schnees, Dir persönlich zu sagen, wie sehr mich Dein Kunstwerk stickender Hand erfreute. Ich weiß noch nicht, ob ich den Stramin aufgespannt in meine Mappe einthue, zu andern Kunstwerken u. Erinnerungen, oder ob ich ihn wirklich zu häuslichem Schlappschuh umgestalte.

Am 16ten Abends werde ich nach Offenburg fahren, dort übernachten, u. am 17ten, im Gedanken an Dich in das Kinzig-

thal marschiren u. mich zu Fuß über Gengenbach u. Biberach nach Zell verfügen. Um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, werde ich einen Weinkaufauftrag für Gengenbach mitnehmen, u. denselben im Rückweg von Zell dort besorgen. Im Hinweg wird nicht angekehrt .. aber langsam gegangen u. so denke ich zwischen 2 u. 4 Uhr Nachmittag in der Reichstadt am Harmersbach einzutreffen. Bin ich dann nicht zu marode u. tauge ich zu Deinen Bekannten, so magst Du über mich verfügen, wie es Dir genehm; andernfalls schickst Du mich, nachdem ich Dir meinen Geburtstagsglükkwunsch abgestattet, wieder weiter.

Ich werde also eigentlich nur von Gengenbach herüberkommen, Dir zu gratuliren, mit der Absicht wieder zurückzugehen, mich aber gerne zu weiterm Verbleiben befehlen oder mir zureden lassen. Ueber Alles bitte ich Dich zu disponiren, wie es Dir am besten taugt.

Daß ich mich ganz von Herzen freue, Dich wieder zu sehen, brauche ich Dir nicht zu sagen; nur weil ich aus Deinem vorletzten Brief zu schliessen glaubte, daß Du sehr leidend, habe ich mich des mir lieb gewordenen Gedankens, zu kommen entschlagen.

Die Anklage groben Schweigens auf die Vorschläge einer Weihnacht oder Neujahrfeier verdiene ich übrigens nicht, da ich am Stephanstag einen Brief an Dich geschrieben u. mich wundere daß er nicht in Deine Hände gelangte. Es war eine Beschreibung unserer Weihnachtbescheerung u. viel dummes Zeug drin u. würde mich sehr ärgern, wenn er an Unberufene gekommen.

Liebe gute Emma; ich bitte den unsinnigen Brief von vorgestern, in welchem ich glauben konnte, es sei ein Schnee zu tief, um bis Zell vorzudringen, zu cassiren u. mir ein freundlich Gesicht zu machen, wenn ich auf der biberacher Straße einhergetrabt komme. Morgen, den 16ten frühe wird ein Hauch

über meine Stirn streifen, der mich fröhlich macht zu dieser Winterfahrt. Meinen Dank sage ich also hiemit noch nicht, sondern nur

den wärmsten Gruß
des Vetters
Josephus.

[Karlsruhe] 15. II. Abends.
[1860]

Emma wohnte in Zell im „Hirsch", von dessen Hofausgang ein direkter kurzer Weg zur Lenz und Schnitzlerschen Porzellanfabrik führte.[134]) Scheffel kam. „Aber wir haben uns so viel zu sagen, daß Jahr und Tag nicht an's Ende reichen" schrieb er 1875 an Emma. Es war jetzt nicht anders. Der Nachmittag verstrich, und gegen Abend ging Scheffel unter dem Vorwande, bei der Familie Lenz, noch ehe das Fest beginne, einen Besuch machen zu wollen, in die Fabrik herüber, um sich dort sein Kostüm anzulegen. Von Lenzes wurde dann ein Bote zu Emma geschickt mit dem Ersuchen, nicht auf Scheffel zu warten, da er von seinem Besuch her gleich drüben bleiben wolle. Emma ging, und als sie in den Saal trat, kam ihr der Dichter im Rokokokostüm und mit einem Veilchenstrauß entgegen . . . Man scherzte, man tanzte, der alte Lenz hatte einen Punsch aufgesetzt, die Laune stieg. Ein erhitztes Genießen überflog in Scheffel die Stimmungen der letzten Tage und hing sich an die Gegenwart. Im Höllental hatte er sich vor Jahresfrist im Schlitten erhoben, um in göttlichem Glücksgefühl die Welt ans Herz zu pressen, hier stürmte er in den Genuß, um der Welt zu entfliehen. Die Narretei des Mummenschanzes, den er, doppelt lächerlich, selber mitmachte; Emma in blühender Schönheit, heiter, sprühend, von allen gefeiert: das war beinahe die Stimmung, die ihn vor sechs Jahren aus dem Frei-

burger Hochzeitshause trieb. „Dort das Gewirre des Hochzeitsjubels, — hier die Herzogin, fern die leuchtenden Gebirge: es war ihm unendlich weh, aber seine Lippen blieben geschlossen. Sei stark und still! sprach er zu sich selber."[135]) Aber der reinen schmerzentborenen Melancholie von damals hatte Scheffel jetzt den Spott mit sich selber beigesellt. Vor sechs Jahren lag der Festtrubel wie eine Last auf ihm, der er sich gewaltsam entziehen mußte, heute überstürzte sich seine Melancholie zu geller Lustigkeit.

Scheffel blieb noch den nächsten Tag in Zell. Er erzählte scherzend, wie er die Nacht über nur von der Bowle des alten Lenz geträumt habe, aber bald fanden sich zwischen ihm und Emma die Stunden, die alle Empfindungen aufblühen ließen, die gegenseitig in ihnen bestanden. Er gewann die Ruhe wieder, als Emmas Hand sich in die seine drückte, „die weiße schlanke Hand", die „schlanke Königinhand", deren feine Züge Bitternisse genug verrieten. „Aber leider ist meiner Seele etwas Cometenstaub beigemischt, und wenn ich nicht die Unruhe aufsuche, reißt mich mein Schicksal hinaus." Als er am Nachmittage mit Emma, die ihn bis Offenburg begleiten wollte, in den Wagen stieg, und sie an den kantigen Biberacher Bergrücken gekommen waren, an dem sie früher oft die ersten Grüße getauscht, und nun das weite Kinzigtal, weiß beschneit, vor ihnen lag, da türmte sich wiederum die Pein um das Verlorene gewaltig in ihm hoch. In Gengenbach machten sie Halt, weil Scheffel hier eine Weinbestellung erledigen wollte. Dann fuhren sie am Schlosse Ortenberg vorüber weiter bis Offenburg. Auch hier nichts als Erinnerung. Offenburg, Freiburg, Zell, die ganze unheimliche Unruhe der vergangenen Wochen befiel ihn und rang nach Befreiung. Als er sich von Emma verabschiedete, um nach Karlsruhe zu fahren,

befand er sich wieder in derselben Stimmung, in der er vor fünf Tagen erklärt hatte, daß es ihm „doch zu den seltsamsten Prachtgedanken gehörte, itzt auf der biberacher Straße als gratulationssehnsüchtiger Jüngling einherzuschreiten". Jetzt kam noch hinzu, daß dieser „seltsamste Prachtgedanke" ausgeführt und sogar im Maskenkleid von statten gegangen war. Karlsruhe mit seiner Nüchternheit, und die Mansarde mit dem Chaos von Folianten und neuen Erinnerungen lieferten den rechten Ort, sich vollends in die Narretei der verworrenen Zustände zu vergraben. Da löste sich der Druck, und die gepreßte Flut der Stimmungen fand überquellend ihre poetische Befreiung:

Irregang.

„Die Berge schimmern weiß beschneit,
Eis deckt der Ströme Wogen;
Wer kommt im Faschingsnarrenkleid
Mit Schall durch's Land gezogen?
Das ist der lange Irregang,
Zum Bergwerk will er zielen,
Der Knappschaft und den Grubenherrn
Zu einer Hochzeit spielen.

Die Braut trat vor den Spielmann hin:
„Noch einmal laß dich grüßen,
Noch einmal, eh' wir zur Kirche zieh'n,
Den Singemund dir küssen!"
„Vergelt' Dir's Gott," sprach Irregang,
„Wie bist Du fein geschniegelt!
Nun bleibt mein Mund dem Singesang
Für alle Zeit versiegelt!"

Der sechste Reigen war gethan,
Den Kehraus wollten sie schwingen,
Da huben dem waidlichen Fiedelmann
Die Saiten an zu springen.
„Klipp, klapp, schabab!“ sprach Irregang,
„Nun spann' ich keine andern,
Begnügt Euch am Schalmeienklang,
Ich muß noch weiter wandern.“

Die Braut und aller Jungfrau'n Schaar
Geleiteten ihn mit Leuchten,
Und als er am Scheidewege war
Sein Auge wollt' sich feuchten.
„Der scharfe Wind,“ sprach Irregang,
„Macht mir die Augen weinen,
Es ist um diesen Abschied nicht,
Daß sie bethränt erscheinen!“

Und als er kam zum Stift am Bach
Die Stiftsherrn winkten beim Becher:
„Es wettert jach! thu fein gemach!
Verkost' unsern Sorgenbrecher!“
„Hei Mortnauwein!“ sprach Irregang,
„Du heilst viel schwere Wunden,
Doch Wem das Herz in Wermut schwimmt,
Dem mag kein Trunk mehr munden.“

Und als er kam zum Schloß am Berg
Der Thorwart rief vom Thurme:
„Wol her zur Burg! Dein Wanderwerk
Taugt Nichts bei Nacht und Sturme!“
„Heil Euerm Haus!“ sprach Irregang,
„Dort spielt' ich in bessern Tagen,
Doch wenn die letzte Saite sprang
Wird's schwierig, Laute zu schlagen.“

Und als er auf den Höhen stand,
Wild schnob des Windes Blasen,
Blies allen Schnee zuhauf im Land
Und deckte Joch und Straßen.
„Willkomm, Freund Schnee," sprach Irregang,
„Herberg' mich, kühler Geselle,
Die Stirne glüht mir heiß und bang,
Ich bin zur rechten Stelle!"

„Hier find' ich, wie ich nur wünschen mag,
Weichweißeste Linnen und Decken,
Und Hochzeitschlaf! . . bis zum jüngsten Tag
Soll mich kein Wächterhorn wecken!
Hei Irregangs letzter Irregang!
Was schauert Ihr, Neidhartgesichter?
Er träumt, er halte die Braut im Arm,
Halai, Wer löscht ihm die Lichter?"

Ich glaube, den Wandrer im Narrenkleid
Hat Schnee und Sturmnacht begraben;
Verschneit, verweht . . . . verweht, verschneit!
Er wollt's nicht anders haben.
Du waidlicher Meister Irregang,
Sag' an, wo bist Du geblieben?
. . . . Die Flocken fliegen in wirbelndem Drang,
Stäuben zusamm . . und zerstieben . .[186])

Die gährend vorbereitete innere Entladung war vollbracht. Ein Gedicht war entstanden, wie es bedeutsamer an poetischem Gehalt der Liederband der „Frau Aventiure" nicht birgt. Ein Gedicht, das alle Kraft Scheffelscher Poesie entfaltet. Hier rang ein Erlebnis nach schöpferischem Ausdruck, das zudem Scheffels höchstes poetisches Ideal, sein Liebesideal, betraf. Und sofort trat das künstlerische Schaffen mit voller Wucht in Betäti-



1860

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

gung. Der Unterschied zwischen den Kräften wird offenbar, die hier Verse von echter Empfindung und glänzender poetischer Gestaltung schufen, und die beim Ofterdinger in die Weite schweifen und Pläne, aber keinen gefügten Bau herbeizubringen vermögen. Was beim „Irregang“ glückte, konnte beim Ofterdinger nimmermehr gelingen. Inneres Müssen und äußeres Wollen, Erlebnis als Voraussetzung des Empfindens und Empfinden als Voraussetzung des Erlebens stehen sich gegenüber. Ein Verkennen der absolut innerlich bedingten Schaffensart Scheffels ist es daher, wenn Proelß diesen „Irregang“ in Scheffel fast wie ein gelehrtes Buch entstehen läßt. Der Dichter sei 1858 auf dem Hohentwiel mit seinem Freunde Eichrodt, der damals in Stockach am Bodensee am Amtsgericht tätig war, zusammengekommen, und sie hätten von den Stockacher Fastnachtsgebräuchen gesprochen. „Schon aus München hatte er bei Eichrodt angefragt, ob nicht etwa des Kaisers Maximilian getreuer Narr Kunz von der Rosen auch ein Stockacher gewesen sei. Er deutete an, daß er mit der Frage einen poetischen Zweck verbinde. Im Laßbergschen Liedersaal hatte er dann den Namen „Irregang“ als den eines fahrenden Spielmanns gelesen, der sein Unglück verhöhnt, das ihn durch alle Lande erfolgt. Als unser Dichter im Oktober wieder in Donaueschingen war, nahm er, der Weisung seines Rippoldsauer Arztes, Dr. Feyerlin, folgend, die Streifereien in den Schwarzwald hinein und ins Bodenseegebiet wieder auf. So kam er auch wieder einmal ins Kinzigtal und geriet dabei in ein Schneegestöber. Die Nähe von Zell am Harmersbach rief all das Leid in seiner Seele wach, das die Erinnerung für ihn an diese Gegend knüpfte. Sein Dichterschicksal, das ihn in Italien von künftigem Liebesglück hatte singen lassen, während (!) sein Lieb das Liebeswerben eines andern erhörte, dies hohnvolle Geschick, das ihn mit Schwermut

quälte, während die Lieder seines Jugendfrohsinns anderen Kurzweil schufen, erfüllte ihn mit Gram und Grimm. Er mußte jenes ‚Irregang' gedenken und sah im Geiste diesen im Faschingsgewand der Stockacher die eigene Straße ziehen und in greller poetischer Steigerung das Leid erleben, an das er hier denken mußte . . ."[137]) In der großen Ausgabe seiner Biographie vom Jahre 1887 hatte sich Proelß noch gefälliger über die Entstehung des „Irregang" hinweggesetzt und sie ins Jahr 1852, das nach seiner damaligen Meinung das Jahr von Emmas Hochzeit war, verlegt. „Wie tief aber dieses Erlebnis schmerzliches Gedenken in seiner Seele zurückließ, wird jeder Leser leicht ermessen, wenn er erfährt, daß das düstere Gedicht „Der Irregang" (!) in „Frau Aventiure" von Scheffel später auf einer Wanderung von Zell am Fahrenbach (!), wo die Hochzeit der Kousine stattgefunden hatte (!), durchs beschneite Kinzigtal gedichtet worden ist."[138]) Proelß, dessen bedeutendes Verdienst um die Scheffelforschung mit dem Aufdecken auch dieser Mißverständnisse nicht herabgesetzt werden soll, kannte das Erlebnis und die Stimmungen nicht, die den „Irregang" durchlodern. Er hätte sich deshalb aller Kombinationen begeben müssen, wie er es später bei der zeitlichen Feststellung des nächstschönsten Liedes des „Frau Aventiure" tat, bei dem Gedicht „Von Liebe und Leben scheidend", das als viertes „Einer aus Schwaben" zugeeignet ist.[139]) Der Epiker Scheffel, durch kein Lebensideal gestärkt, mußte der organischen Kräfte entbehren, um eine, alle Kraft einer gefestigten Konstitution verlangende Dichtung wie den Ofterdinger zu vollenden, aber auch der Lyriker Scheffel ging nicht über das Mittelmaß der poetischen Gewandtheit hinaus, wenn er nur eine Stimmung zu „verdichten" hatte. Wann er aber erlebte, fand er auch jetzt noch die Schönheit seiner großen, in aller Melancholie stolz einherschreitenden Poesie

unvermindert wieder. Der „Irregang“ ist dessen ein Zeichen. Er reiht sich in seinem überquellenden poetischen Gehalt und in seiner sich machtvoll steigernden Komposition dem Schlusse des „Ekkehard“ an. Und er zeigt uns, wie Scheffels Poesie immerdar ihre höchste schöpferische Triebkraft gewann, wenn sie, und wäre es auch nur episodisch, von seinem Liebesideal bewegt ward.

Das Abwerfen aller Unrast in den „Irregang“ wirkte auf Scheffel wie eine Erlösung. Ein Hauch neuer Lebensfrische durchzog ihn. Sonst stieg er in die Berge, um seinen Lebensmut vollends aufzuspornen, doch die Jahreszeit war jetzt einer größeren Reise nicht geneigt. Er ging daher für einige Tage nach Maulbronn, „ein Ort wie gemacht, um an vergangenes Glück ungestört in träumerischer Wehmut zu gedenken.“ Und hier in den altersgrauen Kreuzgängen des Maulbronner Klosters überkam ihn wieder die alte Sehnsucht nach dem Leben. Er kehrte nach Karlsruhe zurück und sah in der Mansarde die Veilchen, die er aus Zell als Erinnerungszeichen mitgebracht hatte — „und der Meister Josephus sitzt davor, nicht anbetend, aber mit einem Gefühl von sonnigem Frühling und Dank . . .“ [140]) Er wollte jetzt die Erinnerung, die ihm noch vor wenigen Tagen eine Qual war, beleben. Er schrieb an Emma und zeichnete zwei Veilchen in den Brief. Welch ein Mensch, der es vermag, die Entsagung um den Besitz einer heißgeliebten Frau das ganze Leben hindurch, nur selten von einer wogenden Verzweiflung überspült, zu solch reiner, wie verklärter Empfindung zu erhöhen! „Es ist die — beinah' hätt ich geschrieben, ‚alte Emma‘, das heißt, die Emma, wie sie vor zwei Jahrzehnten schon in meine Dachstube einschwebte, und zu Zell und Biberach an meiner Seite wandelte — die nicht rostende Erinnerung an Jugend und Glück — die mir heute noch

trotz aller Mühen und Lebenssorgen das Herz warm hält wie ehedem", schrieb Scheffel ihr am 21. März 1872 nach Salzburg. „Eine lange schlaflose Nacht mit Nichts als Erinnerung an Dich und den Apfelbaum am See und den Rheinhof zu Waldshut und andere Erinnerungsplätze und ein rechtes Heimweh dazu . . ." heißt's am 31. Januar 1877. Harmonie war die Zauberkrone dieser Liebe. Nie sentimental, und abhold jeder geistreichelnden und empfindsamen Gebärde folgte sie nur dem Drange des Herzens und der Seele. Darum war sie so stark in ihrer Wirkung auf das rein Menschliche. Scheffels höchstgesteigerte Melancholie läuterte sich in ihr und fand unter ihrem Einfluß auch jetzt wieder den Weg zu geordneten Stimmungen und in das, nur im Bewußtsein aller Kräfte völlig zu genießende Leben. Der folgende „veilchenumblühte" Brief zeigt uns das von neuem herrlich auf.

Dachstubenhausen
unwissend am wievielten März
1860.

Liebe gute Emma,

Ein Gruß von mir soll Dich noch in Zell treffen, eh Du in die zweite Heimat zurückkehrst. Es scheint mir daß Ihr in Festen u. Freuden dort zu leben wißt, u. die gesellige Fröhlichkeit bis in die Abhänge des Geroldsecker Thals u. bis nach Lahr hinüber zu verbreiten versteht, ich bin schier eifersüchtig auf die, die Dich als das Kronjuwel von Zell zu all diesen Herrlichkeiten geleiten u. heimgeleiten durften .. u. hoffe, daß Gesundheit u. Lebensfrische dabei nicht verloren, sondern gewonnen haben — dann ist alles gut; — was Dir Freude macht, ist mir auch recht, was Dich zerstreut, dem bin auch ich dankbar .. denn ich selber bin ja leider fern u. kann Nichts beitragen, Dir eine heitere Stunde zu bereiten u. das göttliche Lächeln auf Deinen Lippen heimisch zu machen. Liebe Emma,

es ist — neben Vielem Andern — auch das im Leben häßlich eingerichtet, — daß es überhaupt Entfernungen gibt. Ce n'est que le parfum des violettes qui en puisse consoler.

Am Sonntag hab ich das vierzehntägige Jubiläum meines Kinzigthalganges dadurch gefeiert daß ich wiederum aus meiner Stube ausgerissen u. in eine einsame Klosterstille geflohen bin — nach Maulbronn, ein Ort, wie gemacht, um an vergangenes Glück ungestört in träumerischer Wehmut zu gedenken . . verlassene Kirche — altersgraue Kreuzgänge .. mit reichgeschmückten offenen Bogenfenstern, durch welche die Sonne ihre Strahlen hereinwirft auf die wappengezierten Grabsteine, die in langen Reihen schweigend den Boden schmücken.

Es liegt viel Volk dort, seit Jahrhunderten, begraben, Mönche u. Kriegsleute, auch Frauen u. Jungfrauen aus dem benachbarten Speier, — einer haben sie einen Lilienstengel, der sich umbiegt, auf die Grabplatte ausgehauen . . sie hat vielleicht auch einen Kummer gehabt, ich weiß nicht. Ich habs aber gemacht, wie die Mönche, die täglich über all diese Grabdenkmale weg in ihr Refectorium schritten u. sichs wohl sein liessen an den Erträgnissen der Aecker u. Rebenhügel, die die Verblichenen für ihr Seelenheil dem Kloster gestiftet; ich bin schließlich in die Post gesessen u. hab mit ein paar guten Freunden viel Eilfinger Wein u. Dürrmenger Bier vertilgt, denn es ist dem Menschen nicht passend, allzu lang in Kreuzgängen auf Gräbern zu wandeln . .

Meine Bücher aber sind noch immer nicht mit mir zufrieden. Staub setzt sich an u. die grossen Folianten murren unter einander u. sprechen: „Was ist mit unserm Meister Josephus, der Kerl schafft Nichts mehr, seit er aus dem Kinzigthal heimgekommen, sitzt am Ofen, schaut ins glimmende Feuer, sinnirt u. brütet, man weiß nicht was . . ein süsser Müssiggänger, der oft ein Gesicht macht als ob er durchgeprügelt werden sollte, damit es ihm wieder wohl wird."

Liebe Emma, es ist Zeit daß der Frühling kommt der die Gemüther heiter macht u. die Veilchen zum blühen treibt . . die guten weithin duftenden Veilchen . . ich möchte Dir gern ein paar schicken, aber im Carlsruher Haardwald wachsen deren keine, nun, da ich ein Künstler bin, muß ich sie selber schaffen, denn ein rechtschaffener Künstler muß Alles zu machen verstehn, auch Veilchen, wenn er keine hat. Leider verhalten sie sich aber zu den ächten, wie alles nachgemachte zum frischen Glanz von Gottes Schöpfung . . alle Kunst ist Nichts, u. nur was Gott der Herr selber blühen läßt, ist was Rechtes.

Ich bitte daher um Deine Nachsicht . . parfum haben sie gar keinen, aber ich habe ihnen aufgetragen, die Emma zu grüssen von ihrem Vetter Joseph.

Liebe Emma, ich möchte Dir noch unendlich Viel schreiben, weiß nicht, wo anfangen. Der Brief am Stephanstag ist von hier nach Emmend. abgegangen, Gott weiß wo er hingekommen. Meine Nachbarin Goßweil wird besucht, aber erst in einiger Zeit, ich kann mich noch nicht entschliessen, unbefangen, als ein Mann der zur Vermehrung seiner geografischen Kenntnisse ins Kinzigthal gegangen, von Zell mit andern Leuten zu plaudern.

Im Hause gibts Nicht Neues, alles geht den gewohnten Gang, wenn Du im Juni kommst, bist Du willkommen, wenn ich — leider Gottes — auch in weiter Ferne sein werde.

Am 19ten bitte ich Dich, für Deines Vetters arme Seele ein Gebet zu thun. Jedes Zeichen, das Du mir gibst, wird mich erfreuen; ich denke, Du lässest mich bald wieder von Dir hören. Oder schick mir, wenn Du nicht schreiben magst, ein Veilchen . . es ist genug. In Emmendingen auf dem Kirchhof ist Goethes Schwester Cornelia begraben, die an den Obervogt Schlosser verheirathet war . . wenn ihr Grab noch existirt so bitte ich Dich, einen Rosenstock oder sonst eine Blume darauf setzen zu lassen.

Ich grüsse Dich zum Abschied in Zell . . bitte die Grüsse aller Bekannten zu erwiedern . . bleib mir gut; ich küsse Deine Schuhsohlen.

Allezeit
Joseph.

Nach dem Erlebnis von Zell, das Scheffel vollends in den Bann der Vergangenheit zurückwarf, aus dem ihn endlich seine dichterischen Kräfte befreiten, setzte die Majorin von neuem alle Hebel in Bewegung, daß diesen Zuständen künftighin vorgebeugt werde. Sie hielt eine Ehe Scheffels für das beste Mittel seiner äußeren und inneren Ruhe. Eine Meinung, die sie jetzt bei jeder Gelegenheit und mit Unterstützung des Majors vorbrachte und in allen Einzelheiten entfaltete. Ihre feine mütterliche Natur übersah das Innenleben des Sohnes mit offenem Blick, kannte den Mißmut der äußeren Unruhe, der sehr oft der Grund seiner inneren Ruhelosigkeit war. Sie verstand es, in taktvoller Beredsamkeit die Absichten ihrer Vorstellungen darzulegen und erweckte dadurch, daß sie, ohne aufdringlich zu erscheinen, unentwegt das Thema weiterspann, bei Scheffel ein Nachdenken über die vorgetragenen Dinge und die Überzeugung einer diskutierbaren Angelegenheit. „Es sieht bunt, wohnlich aber unsolid bei mir aus und wäre Zeit, daß es anders würde. Insoweit hat die Frau Inspektorin schon Recht", hatte Scheffel im September 1858 „zur Zeit der grossen Herbstmanöver" von Donaueschingen aus an Emma geschrieben. Die Liebe, wie er sie zu Emma empfand, war zu tief, um noch einmal gefühlt und erlebt zu werden, das wußte auch die Majorin. Aber eine Frau, die ihm, in feinem Verständnis für seine Persönlichkeit, den Alltag behaglich machte und durch die Bemühungen um ein geruhigtes äußeres Leben den reizbaren Organismus seines inneren schützte, konnte trotz allem

willkommen sein. Die Reden fanden bei Scheffel Einklang. Aus der Hast des Tages herauszukommen, ein eigener Herr auf eigenem Grund sich ein Leben zu schaffen, wie es seinen Gewohnheiten am gefälligsten war und so in aller Ruhe und Unabhängigkeit seinen poetischen Arbeiten nachgehen zu können — er überließ die Angelegenheit der Majorin.

Julie Artaria in Heidelberg, die Tochter des Kunsthändlers Stefan Artaria und Schwägerin von Scheffels Freunde Julius Braun, ein anmutiges, hübsches Geschöpf von achtzehn Jahren, „das unter dem wundervollen Kopf einer Clytia das Naturell eines Hausmütterchens besaß",[141]) war die Erwählte. Scheffel kannte sie. Er hatte sie in letzter Zeit in Heidelberg öfter gesehen und hatte schon früher bei ihren Eltern in Weinheim verkehrt. Aber von mehr als nur gesellschaftlichen Beziehungen zwischen beiden war bisher nicht die Rede gewesen. Jetzt sollte die engere Annäherung auf einem Feste vollzogen werden, zu dem Scheffels nach Heidelberg geladen waren. Man ging, und nach dem niederschlagenden Ergebnis, das diese Werbung beschloß, scheint Scheffel bei der Komödie der unsicherste Schauspieler gewesen zu sein. Timide de coeur. Seine ganze Persönlichkeit sträubte sich gegen die Art solcher Brautfahrt. „Wir brachten noch einen Teil des folgenden Tages in der Familie zu", schrieb kurz darauf die Majorin an Arnswald, und wir sehen ihre Stielbrille jedes Wort in gemessenem Takte begleiten, „und glaubten, alles sei schon im Reinen, es sei ein herrliches Lied ohne Worte, dem nur die Schlußcadenz noch fehle. Heimgekommen übersandte ihr Joseph sogleich ein Armband, das ihm die Gräfin Guilleminot für seine künftige Braut geschenkt. Er legte ein Gedicht und eine Zeichnung — und einen kurzen, aber an Gehalt schwerwiegenden Brief dazu. So war man in Erwartung der Antwort, die aber gänzlich schon ent-

schieden schien, so entschieden, daß Scheffel sich schon freudig bereit hielt, mit Joseph nun auch gleich nach Heidelberg zu fahren, um sich das Bräutchen zu beschauen, und ich hielt stets die Feder eingetunkt, Ihnen die Freudenbotschaft zu melden." [142]) Es kam anders. „Der hagre Magnus aus dem finstern Grunde" erhielt die Antwort, daß man bedauere. „Es ging mir, wie den Sturmkolonnen an der Turris maledicta von Ptolemaïs ... die Vorburg mit scheinbarem Sieg gewonnen, dann auf starken Feind gestoßen . . . schwer gewundet in den Graben geworfen . . . jetzt mit gesenkten Fahnen auf dem Rückzug, viel verloren, nur die Ehre und die Kunst nicht . . ." lautete am 27. März sein Bericht an den Wartburgkommandanten.[143])

Nach einem Briefe, den Scheffel in dieser Zeit an Emma schrieb, scheint sich diese Werbungsgeschichte Mitte März zugetragen zu haben. Emma kam kurz danach durch Karlsruhe und bat Scheffel, sie auf dem Bahnhof zu begrüßen. Aber jetzt nach der Beleidigung von Heidelberg ihren Blicken zu begegnen, das vermochte er nicht. Er schrieb ihr:

Liebe theure Emma,

Mit wenig Worten meinen herzlichen Dank, daß Du Dich am 19ten an einen Vetter erinnert, der Joseph heißt. Deine lieben Zeilen haben mich vorwurfsvoll gemahnt, daß ich den grünen Zeller Brief noch nicht beantwortet. Aber ich habe unruhige Zeiten gehabt . . Dienstag den alten Onkel am Fuß seiner Bühler Rebenberge, in die Mitte der ihm vorausgegangenen Kinder auf dem Kappler Kirchhof beigesetzt . . Donnerstag zur Abwechslung wieder in Maulbronn . . seit Sonntag die Grippe.

Daß Du Zell mit Leidwesen geräumt, ist mir sehr begreiflich. Am letzten Sonntag war ich auch bei Fräulein Goßw.,

um mit ihr von schönen Tagen in Zell zu reden. Daß es Deiner Freundin Clara so trüb ergeht, bedaure ich um aller Willen, die an diesem Unglück als Verwandte u. Freunde Theil haben.

Liebe Emma, ich weiß Dir heute nicht viel zu schreiben, da Grippe u. Schnupfen mein Haupt beherrschen u. meine Augen unfreiwillig weinen müssen . . ein dummes Unwohlsein. Ich meine auch schier, es sei besser, wenn Du mich in der nächsten Woche nicht zu sehen bekommst, denn es schwant mir, als würde ich die Stube hüten müssen, u. mich nicht an den Bahnhof verfügen können.

Gestern, am Josephstag, habe ich, Deinem Brief entsprechend, mit einem Glas Wein Dein Wohl getrunken. Möge es Dir in der Heimath wieder heimisch werden!

So Gott will, kann ich Dir bald wieder frischer u. weniger mauderig schreiben — aber heut ist Nichts Gescheidtes mit mir anzufangen, darum schliesse ich mit einem Grusse an Hector, als

Dein getreuer
Vetter
Joseph.

CR.
20. März 60.

Die Heidelberger Episode, eine Ironie auf das voraufgegangene tiefe Liebeserlebnis von Zell, war für Scheffel eine Kränkung, die ihn anfangs schwer erschütterte. „Es ist, als ob mein ganzes Leben nur den Herzblutsaft zu meiner Kunst abgeben solle“ schrieb er an Arnswald.[144]) Er, der Dichter des „Ekkehard“, er, der mit allen höchsten Kräften um eine große, den ganzen Kulturkreis des 12. und 13. Jahrhunderts umfassende Dichtung sich abmühende Poet, hatte sich die Maske

des Liebhabers aufreden lassen; er fiel aus der Rolle und ward heimgeschickt. Seine sensitive Natur, die Scheu seines Innern hatte einen harten Stoß bekommen und war in ihre Schranken zurückgedrängt worden. Die Vorwürfe gegen sich selber waren größer, als gegen die, die ihn „abflattern“ ließen. „Donnerstag zur Abwechselung wieder in Maulbronn.“ Diesmal aber nicht mit den stillen Gefühlen wie vor einem Monat, als die Erinnerung an Emma Blut und Melancholie beschwichtigte; diesmal trieb ihn die Frage, wie er am leichtesten eine Demütigung abschütteln könnte, durch die Kreuzgänge des verfallenen Klosters. Denn hier war keine Liebe im Spiel. Die Stimmung des „Behüet dich Gott!“, die vor sieben Jahren in Offenburg trotz aller Absage warm und innig seine Seele durchzog, fand hier keinen Platz. Nicht schöpferische Kräfte bewegten ihn, lähmend lag der Druck des Geschehnisses auf ihm. „Und wenn ich nicht die Unruhe aufsuche, reißt mich mein Schicksal hinaus.“ Der innere Friede, der vor kurzen Wochen fast feierlich über seinem Veilchenbrief an Emma lag, war jäh aufgestört worden. Aber seine gesunde und trotzige Natur fand bald wieder ihren Weg. Spott riß die Stützen der Erinnerung ein, die Berge sollten für das weitere sorgen. Ende März reiste er nach Frauenchiemsee; vor ihm ragten in unwandelbarer Pracht „die wunderschöne Kette der Salzburger Alpen, der eisige Watzmann, die Staufen, der Hochgörn u. s. w.“

Hier auf Frauenchiemsee atmete die Brust wieder auf. Aus der Enge der Straßen und Arbeitszimmer, aus dem Getriebe von Rücksicht und gesellschaftlicher Verpflichtung kehrte Scheffel ganz zum Menschen in sich zurück. Natur war alles, was ihn umgab; die Welt war nicht zu spüren. Im Jagdwamms durchschritt er die Insel, im Einbaum ruderte er auf den See hinaus. Keiner kannte ihn, keiner behelligte ihn. Die ganze Gottes-

natur gab sich ihm in aller ihrer Mächtigkeit; kein Nachdenken um den kommenden Tag stellte sich wie eine Kulisse vor ihren Anblick. Er war der unbehinderte Eigentümer seiner selbst; sein starkes Lebensgefühl erhob sich in dieser großartig umsäumten Natur zu freudigem Dank. Briefe waren ihm nachgeschickt worden. Unter ihnen befand sich einer von Emma. Sie bedauerte, daß er im März nicht auf den Karlsruher Bahnhof gekommen war, und fragte an, ob sie ihn im Mai in der Stephanienstraße treffe, wann sie auf der Durchreise nach Fulda seine Eltern besuche. Er antwortete warm und zukunftsfroh, streifte das Heidelberger Erlebnis und schlug in dem Briefe den gedämpft elegischen Ton an, der auch die Gedichte durchzieht, die jetzt in dieser, Ruhe atmenden Einsamkeit entstanden sind. Er schrieb:

Liebe gute Emma,

Wie sehr bedaure ich, durch Nichtantworten auf Briefe u. Nichterscheinen am Bahnhof Dich in Unruhe u. mich in den Verdacht grosser Rücksichtslosigkeit gebracht zu haben. Das Datum dieses Briefes wird mich entschuldigen. Ich bin ziemlich weit von Carlsruhe u. seinem Bahnhof entfernt gewesen, da Du vorüberfuhrst . . wie gern, wie herzlichst gern wäre ich sonst zu Deiner Begrüssung erschienen!

Es war für mich Bedürfniß, die Carlsruher Luft, in der ich unfehlbar zu Grunde gienge, wenn ich sie immer athmen müßte, mit einer andern zu vertauschen . . meine Abfahrt ward etwas eilig beschlossen u. ins Werk gesetzt, u. so bliebst Du ohne Nachricht.

Es geht mir jetzt vortrefflich. Fern dem dummen Stadtgetrieb u. Concordatsgeschwätz u. Ministergewechsel sitze ich auf einer lieblichen Insel im bairischen Meer . . bei traulichen einfachen Leuten, vor mir die wunderschöne Kette der

Salzburger Alpen, den eisigen Wazmann, die Staufen, den Hochgörn u. s. w.

Gottes Friede u. heilige Stille liegt über dem Eiland .. das zur Hälfte von einem uralten Nonnenstift, zur andern Hälfte von schlichten Fischern u. Fischerhütten ausgefüllt wird.

Hier hab ich Ostern recht gottvergnügt u. einsam verlebt u. bleibe bis in den Mai, dann wird nach Oesterreich gefahren, ich bliebe gern noch länger hier, so schön u. anmuthig ist's, aber im Mai beginnt Dampfschiffahrt u. dann kommt das blasirte Städtervolk u. die unerträglichen Culturgesichter auch hieher .. dann packt der Meister Josephus auf u. geht weiter.

Wenn Du jetzt an mich denken willst, so stell mich Dir vor in einer grauen Tiroler Joppe, rothbackig u. wohlgenährt, mit einer starken Ruderstange auf einem alten dunkeln Boot, „Einbaum“ genannt, den Chiemsee durchrudernd. Uebrigens arbeite ich auch.

Wie gern wäre ich wenigstens im Mai in Carlsruhe, Dich zu sehen, aber es thut sich diesmal nicht. Meine Mutter aber wird Dich ein paar Tage nicht fortlassen, ich bitte Dich, ihr manches Verstimmte und Trübe in ihrem Wesen nachzusehen, u. sie durch Deine Freundlichkeit zu erheitern.

Liebe Emma, wenn es nicht in der Welt ganz krumm u. kriegerisch zugeht, hoffe ich doch, in diesem Jahr Dir auch noch mündlich erläutern zu können warum ich in Carlsruhe Dich nicht begrüssen konnte. Ich werde im Sommer wohl mit meinen österreichischen Fahrten zu Ende sein. Es würde mich sehr, sehr freuen, von Dir zu hören, wo Du bist u. wie es Dir geht .. einstweilen bis etwa 20. Mai ist meine Adresse: „Frauenchiemsee, (Poststation Weiskam) im Gasthaus von Dumbser“. Später erfährst Du von meiner Mutter, wo ich bin.

Ich führe hier ein sehr beschauliches einsames Leben u. denke viel an vergangene Tage u. glückliche Zeiten, die hinter

mir liegen. Aber der sprossende Frühling, die Vögel auf den Linden, die Sonne auf den Spitzen der Hochgebirge, Veilchen u. Primeln mahnen, daß jedes Jahr wieder neue frohe Stunden zu bringen vermag. Und so grüsse ich Dich u. Dein Haus aus meinem stillen Pathmos in alter freundlicher Herzlichkeit.

Dein getreuer
Vetter Josephus.

Frauenchiemsee,
10. April 1860.

Zwei Lieder klingen sofort an, die die gleiche Stimmung dieses Briefes haben, die beiden, die in „Frau Aventiure" unter dem Titel „Am Traunsee" bei einander stehen. „Endlich, endlich, milder Friede, Kehrst du wieder in mir ein —", so beginnt das eine, und das andere ist die stille, wundervolle Elegie: „Schweigsam treibt mein morscher Einbaum", die hier auf Frauenchiemsee gedichtet worden ist:

„Schweigsam treibt mein morscher Einbaum,
Klar und ruhig wogt der See,
Purpurwarme Abendschatten
Färben der Gebirge Schnee.

Eines Eilands Klosterhallen
Dämmern aus der Flut empor,
Münsterglocken hör' ich schallen
Und der Schwestern frommen Chor:

Sempiterni fons amoris
Consolatrix tristium,
pia mater salvatoris
have, virgo virginum!

Summend, singend, rein verklingend,
Süß ersterbend kommt der Ton,
Luft und Welle führen schwingend
Seinen letzten Hauch davon.

Und die Rechte senkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts." [145])

Die Vergangenheit schien nach dem feierlichen Tone dieser Poesie wieder von einer vollen Gegenwart überschattet zu sein. Gesundheit durchströmte Scheffels Glieder. Der Weg vom „Irregang" zu befriedigter Ruhe war von ihm entschlossenen Schritts zurückgelegt worden. Die Natur, von ihm immer als die Vollbringerin klarer Lebensläuterung angerufen und gepriesen, hatte seine Kräfte ins Gleichgewicht gebracht und ihnen den ungebundenen Drang nach Betätigung gegeben. Die Arbeit am Ofterdinger sollte jetzt von neuem aufgenommen, die verstimmte Reise des vorigen Sommers durch Niederösterreich durch eine zweite eingeholt werden. Am 20. Mai verließ Scheffel die Insel; zur selben Zeit war Emma in der Stephanienstraße zum Besuche eingetroffen. Eisenhart schloß sich dem Dichter an. Der Weg ging zunächst durch Salzkammergut. Auf der steil in den smaragdenen See von St. Gilgen abschießenden Felswand des Schafberges ist in den Stein gehauen, daß Scheffel hier geweilt hat. „Auf dem Gipfel des Schafberges, des Rigi des Salzkammerguts, 6000′ über dem Meere, gestattete günstige Maiensonne zwei Tage zu campiren und das gewaltige Rundschaubild auf die Riesenhäupter jener östlichen Alpen, die eisstarren Gipfel des Dachstein, des steinernen Meeres und des ewigen Schnees und wie die Tauern und Kogel und Hörner des Salzkammergutes und des steirischen Hochgebirges

alle heißen mögen, voll und klar aufzunehmen. Die vielen, wie Crystall oder Smaragdplatten in den Tiefen dazwischen aufblitzenden Seespiegel, — man überschaut deren über ein Dutzend in weitem Umkreis, vollenden die Großartigkeit dieser Landschaft. Dazu des einsamen Bergsteigens wechselndes Gefühl, wenn rollendes Gewitter die obdachgebende Hütte in ihren Grundfesten erschüttert, Wolken alles verhüllen, Lichtstrahlen wärmend wieder durchbrechen, Sonnenaufgang und Niedergang die Höhen erleuchtet oder umdämmert . . . es ist keinem Eindruck des Kulturlebens zu vergleichen!" schrieb er im Juni von Passau aus an den Großherzog von Weimar.[146]) Die Zeilen bedeuteten nur den Nachhall größerer Stimmungen. Denn die Erhabenheit dieser Natur hatte Scheffels Poesie zu starkem Klange gerührt. Frauenchiemsee war nur das Vorspiel. Noch einmal alles, was an schöpferischen Kräften in der Brust lag, zusammenzuraffen, es in diese Gotteswelt hinauszustürmen und nun die endgültige Erlösung von der Unfreiheit des Lebens zu finden, war der Wunsch. Eine Ekkehardstimmung, nur pathetischer und nicht mehr in sieghaftem Kräftespiel unternommen, sondern in trotzigem Kräfteringen. Die Erinnerung heftete sich bei St. Wolfgang an jenen Bischof Wolfgang von Regensburg, der am Ausgange des zehnten Jahrhunderts in den Wildschluchten des Falkensteins den Flimmer der persönlichen Macht abgelegt und sich der Einsiedelei ergeben hatte, einen Mann, der vielleicht „auch seine Hand in die lateinischen Aufzeichnungen des Nibelungenmeisters gestreckt". Das hob die feierliche Stimmung und bedingte jetzt die Form der Poesie: die ersten Gesänge der „Bergpsalmen" entstanden.[147])

„Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft,
Im Weltkampf erhärtet, und oftmals doch

Zerknittert von schämigem Kleinmut,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der dich sicher geleitet!
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille."

Das Erleben hatte noch einmal mit allen Mitteln eine Dichtung von starker Wucht geschaffen. Auch sonst entstanden hier in den Bergen, durch freie Stimmungen geweckt, neue Lieder der „Frau Aventiure". Gesegnete Tage, die mit drückenden Ahnungen verlassen wurden, als der Weg zu den Niederungen herabstieg, die schon einmal erntelos geblieben waren. Bündige Untersuchungen über den Meister Konrad von Passau waren das Hauptziel der Weiterreise nach Niederösterreich. „Aber proteusartig ändern sich Entwürfe und Gestaltungen unter der schaffenden Hand, und ich weiß nicht Tag noch Stunde, wo etwas Fertiges herausgeschafft sein wird" war abermals das Endbekenntnis.[148]) Nach mühsamen Studien war wiederum nichts anderes erreicht worden, als der erneute Zweifel an die Vollendung des Ganzen. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, wurden die Skizzenbogen noch durch eine Fahrt nach Worms und Alzey vermehrt. Scheffels Verwirrung nahm zu, die Nervosität der Arbeit steigerte sich. Er hielt jetzt selbst die Mansarde nicht mehr für abgelegen und ruhig genug, um ungestört zu sein, und verpflanzte sich vollends auf den Dachboden. Die Stimmungen begannen, sich Hindernisse einzureden, die vorher nicht bestanden hatten; sie waren so oberflächlich geworden, daß sie durch jeden Laut verwischt werden konnten. Ein Brief an Emma aus dieser Zeit, in aller reinen Empfindung für ihre Persönlichkeit geschrieben, drückt diese Unrast deutlich aus:

Liebe Emma,

Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie es kommt, daß ich Dir so lange kein Lebenszeichen gegeben .. vermuthlich, weil ich so viel geschaut u. erlebt, daß ich nicht wußte, wo anfangen u. was auswählen zur Mittheilung. Denn erst vor einigen Wochen bin ich wieder zurückgekommen, nachdem ich in den österreichischen Alpen u. im Donauland mich monatelang umhergetrieben. Also wenn Du gelegentlich von Hochgebirgen, Seen, Salzbergwerken, Almen, alten Klöstern, Donaustrudeln, Wallfahrern, Papiergeldern u. Aehnlichem erzählt haben willst, darfst Du nur befehlen.

Bis auf weiteres sitze ich wieder in den bekannten Dachstuben oder eigentlich noch weiter rückwärts, da es mir auch alldort zu lebhaft, habe ich mir ein Asyl auf dem Speicher gegründet, wo ich oft arbeite. In dieser Richtung weiterschreitend, kann ichs noch dazu bringen, einen Ziegel auszuheben, u. mich ganz aufs Dach hinaus zu pflanzen.

Die Meinigen haben grosse Freude an Deinem Besuch gehabt u. Du hast die Eroberung meiner Mutter vollständig gemacht.

Dies läßt mich annehmen, daß Du weniger ernst u. finster hier erschienen, als Dein Daguerreotyp .. über welches ich bedenklich die Hände gefaltet, da ichs begrüßte .. denn es ist ähnlich, sehr ähnlich u. hat doch wieder einen so bösen Ausdruck, als wolle es dem Beschauer sagen: „Sie würden mich sehr verbinden, wenn es Ihnen beliebte eine Portion Rattengift einzunehmen!"

Ein vollkommenes Bild von Dir kann man also nicht an die Wand hängen, sondern nur im Spiegel der Seele wiederstrahlend bewahren.

Ich hoffe daß Du in Deiner fuldischen Familienbehaglichkeit u. Waldgebirgigkeit einen vergnügten Sommer verlebst. Bei uns in Carlsruhe werden keine Anstalten getroffen, anders-

wohin überzusiedeln .. Du würdest also, auf der Rückreise nachschauend, das ganze Haus zu Deiner Begrüßung vorfinden; daß auch ich mich freuen würde, Dich in diesem Sommer irgendwann wiederzusehen, brauch ich nicht ausführlich zu motiviren.

Neues gibts in unserm Stillleben nicht viel, ein Tag folgt dem andern .. am 16ten war partielle Sonnenfinsterniß; itzt ists wieder heiter; die Regierungsleute schimpfen über die Geistlichen u. diese versammeln sich in Appenweier um den Widerstand gegen die Regierung zu berathen .. Alles geht seinen Gang.

Leb wohl, sei froh, halt Dich gut, trink des Thees nicht zu viel, mach Fulda nicht verwirrt, denn in Kurhessen ists nicht rathsam Unruhen anzustiften, .. vergiß Deiner Heimath nicht ganz, sei oftmals vom Himmel mit veilchenblauer Stimmung erheitert, u. bleib uns Allen gut. Die Meinigen alle grüssen Dich u. den blondkrauslockigen Sohn Arthur[148a]) aufs beste.

Da unser Nachbar sein Concert auf der Ziehharmonica wieder anstimmt, scheint es rathsam, das Schreiben abzubrechen .. wie der göttliche Dulder Odysseus schliesse ich die Mappe u. verlasse das Gemach, wo man so viel

herzkränkender Leiden erduldet

Nicht aber ohne die schlanke weisse feine Hand, die sich unsichtbar während dieses Schreibens zu mir herüber biegt, zu küssen.

Que Dieu te garde!

Ich verbleibe Dein
getreuer Vetter Josephus.

Karlsruhe
25. Juli 1860.

So waren jetzt alle Bedingungen gegeben, um Scheffels Reizbarkeit auf ihren Höhepunkt zu treiben, wenn ein Ereignis den Anstoß dazu böte. Fast systematisch war von Erlebnissen und

Schicksalen diese Steigerung vollzogen worden. Dadurch, daß sie zeitweilig durch eine lauernde Ruhe unterbrochen wurde, sammelten sich die unheilvollen Kräfte, um sich mit den inzwischen hinzugetretenen um so eindringlicher zu erheben. Die Jahre 1858 und 1859 hatten sich damit begnügt, immer nur ein einziges Motiv, das des Verdrusses über eine nicht zu erfüllende poetische Verpflichtung, auszuspielen. Die Wirkung wurde abgeschwächt durch die willkommenen Gaben einer reifen Lyrik und den warmen Sonnenglanz der Liebe zu Emma. Doch das Beginnen war so konsequent, daß am Ende des Jahres 1859 in Scheffel eine ungewohnte geistige Gleichgültigkeit und ein ätzender Pessimismus zutage trat. Das gab einen unsicheren Boden für die Zukunft, auch wenn sie sich milder gestaltet hätte. Aber das Jahr 1860 brach sofort mit einem Ereignis an, bei dem nicht Arbeit und alltägliche Mißgünste, sondern Scheffels Leben in seinem höchsten Gefühl, in seiner Liebe zu Emma, beteiligt war. In ruhigen Zeiten hätte die Harmonie seiner Natur das Aufschlagen der Irregangverzweiflung niedergehalten, jetzt ward die widerstandsgeschwächte Harmonie leichthin durchbrochen und ins Gegenteil der Verwirrung gekehrt. Aber der gesunde Geist Scheffels setzte sich dennoch durch und erstarkte sogar zum poetischen Schaffen. Neues Lebensgefühl schien aufzudämmern; es ward wenige Tage darnach stark enttäuscht. Die Berge brachten Ruhe, doch die Psalterdichtung, die hier in der „keuschen Herrlichkeit“ einer über alles erhabenen Natur entstand, zeigte an, daß die dichterischen Kräfte ringen mußten, um sich zu erheben, und daß jeder Rückfall die Möglichkeit ihrer weiteren Betätigung bedrohte. Auf dem hohen Säntis war vor sechs Jahren aufjodelnd ein schöneres Bergeslied gesungen worden, hier wurde es unter harter Arbeit und mit schwerem Pathos vollbracht. Und jetzt fügte sich den planlosen Wirrungen die

Unbefriedigung über die Arbeit am Ofterdinger, die bisher hinter dem Leben zurückgetreten war, als Schlußstein an. Wie von einem Mauerwall sah sich Scheffel auf allen Seiten bedrängt. Die Mansarde wird ihm zu eng, und er ist fast dabei, „einen Ziegel auszuheben und sich ganz aufs Dach hinauszupflanzen.“ Nichts konnte besser den Zustand seiner Stimmungen beleuchten als dieses, im vorigen Brief an Emma von ihm selber ausgeführte Bild. Die Spannung war aufs höchste gestiegen. Sie zersprang jetzt unter dem Drucke eines Ereignisses, das das Ende der Tragödie dieser Jahre mitbestimmend heraufführte.

Emma erhielt den vorigen Brief Scheffels, als sie eben daran war, von Fulda wieder nach Emmendingen abzureisen. Wie bei der Hinfahrt, sollte auch auf der Rückreise in Karlsruhe kurze Station gemacht werden. Die Majorin war im Mai von Emmas heiterer Liebenswürdigkeit warm angeregt worden; „das Verstimmte und Trübe in ihrem Wesen“ hatte durch Emmas Temperament eine freundliche Unterbrechung erfahren. Sie bat daher auch auf der Rückreise um Emmas Besuch. Ende Juli kam Emma in der Stephanienstraße an. „Daß auch ich mich freuen würde, Dich in diesem Sommer irgendwann wiederzusehen, brauch ich nicht ausführlich zu motivieren“, hatte ihr Scheffel vor einigen Tagen geschrieben. Er war jetzt anwesend und begrüßte sie aufs herzlichste. Der Tag verstrich in Erzählungen und Erinnerungen; die behagliche Wärme einer die Vergangenheit mit dem Schimmer der Zukunft lösenden Unterhaltung verbreitete sich. Scheffel und Emma ahnten nicht, daß ihnen beiden schon der nächste Tag die Zukunft gewaltsam trüben werde. Ein Unwohlsein Emmas, entstanden durch einen Schreck, den die in übertriebener Pietät für Marien im Hause weitergepflegten Katzen verursacht hatten, hatte Scheffels veranlaßt, Mackenrodt, der in Mainz geschäftlich zu tun hatte,

telegraphisch herbeizurufen. Mackenrodt kam sofort, und so konnte die Nachricht, die er mitbrachte, unmittelbar auf Scheffel ihre Wirkung üben. Als sie zu Tische gingen, sagte er: „Ich habe abgeschlossen, im Oktober siedeln wir nach Petersburg über.“ Eine Stunde danach brachte das Zimmermädchen einen Brief, in dem der Dichter den Eltern und Emma mitteilte, „daß er einen Ausflug in die Pfalz gemacht habe; man solle über sein Zurückkommen ohne Sorge sein.“ Am nächsten Abend kehrte er wieder heim.

Das volle Einsetzen von Scheffels Kräften gehörte dazu, daß er nicht schon jetzt in den fürchterlichen Gemütszustand verfiel, der ihn drei Monate später an die Grenze des Verfolgungswahnsinns brachte. Die geliebte Gestalt, deren schöne Seele sich ihm vor kaum drei Jahren in vertrauender Neigung erschlossen hatte, war plötzlich an einen Ort verschlagen, von dem aus ein Wiedersehen infolge aller möglichen, durch die Entfernung bedingten Hindernisse fast unmöglich schien. „Was können Worte sagen?“ hatte er nach dem Tode Mariens an Emma geschrieben. Briefe waren ihm immer ein dürftiger Ersatz für die persönliche Aussprache, in der allein die Tiefen der Empfindungen offenbar würden. „Ich war so kühn, Dein Erscheinen zu erhoffen, ein Gastzimmer steht nun ein für allemal wohlaufgerüstet da, Küche und Keller war wohlversorgt für einen Besuch — so ist freilich Brief und Strauß karger Ersatz“, schrieb er später einmal im März 1874 an Emma. Seine Liebe war stark genug, um über Meer und Land zu fliegen, und sie tat es. Aber die Zeiten schienen dahin zu sein, in denen ein Blick aus Emmas „klarem Auge selber“ ihm die Befriedigung wiedergab. Nach solchen Stunden hatte er sich gerade in den Aventiurejahren oft innig gesehnt. Jetzt war auch dieser einzige, ihm noch gebliebene Halt verloren. Gegenüber dem Ge-

fühl dieses Verlustes empfing er die Nachricht, daß Julie Artaria sich verlobt habe, mit kurzem Auflachen. Johannes Proelß kennt die Sachlage der Dinge nicht und irrt daher, wenn er die durch Julie Artarias Verlobung neu aufgerufene Erinnerung an das Heidelberger Erlebnis so schwer für Scheffel nimmt.[149]) Hier im drohenden Verluste Emmas lagen die Gründe der Verzweiflung, die Scheffel jetzt in die Berge führten, und die später den Abschluß der Aventiuretragödie bewirkten. Anfang September begleitete er die Majorin nach Zürich, und er selber setzte sich danach auf dem Seelisberg am Vierwaldstätter See fest.

Das Geschehnis der Verlobung von Julie Artaria und das Erlebnis von Emmas bevorstehender Übersiedelung nach Rußland: welch ein Unterschied der Wirkungen auf Scheffel! In Heidelberg eine Demütigung, die seine vornehme Persönlichkeit im Grunde nichts anging, die in ruhigeren Zeiten leidlos an ihm abgeglitten wäre, und die selbst jetzt nichts Anderes hervorzurufen vermochte, als nur den Spott, — und hier ein Erlebnis, das alle Schmerzen weckte. Dort als poetische Bestätigung gerechten Zornes eine Abrechnungsepistel „Magnus vom finstern Grunde", sprühend von Hohn und Verachtung, und hier ein groß empfundenes, die Tiefe Scheffelscher Melancholie berührendes Gedicht: „Von Liebe und Leben scheidend". Wieder Sehnsucht und Ideal geworden, entfaltete die Liebe zu Emma ihre schöpferischen Kräfte und schuf ein Lied, das nächst dem „Irregang" das bedeutsamste der „Frau Aventiure" ist. Fast alle andern können gegenüber dem vollen poetischen Gehalt dieser beiden nicht bestehen, denn in ihnen drängte nicht bloß eine episodische Stimmung, sondern ein starkes Lebensgefühl zum Ausdruck. Die Empfindungen der ausdrücklichen Aventiurelieder schließen sich in einen augenblicksbedingten Rahmen ein und gehen über diesen nicht hinaus. Die beiden Gedichte „Irre-

gang" und „Von Liebe und Leben scheidend" aber verlassen ihn und schreiten zwingend in den weiten Umkreis des Lebens über. Ihre Stimmungen riefen in Scheffels Seele Verborgenheiten wach, sie wirkten auf ihn im großen Sinne schöpferisch ein. —

Alle Erinnerungen an Emma waren in Scheffel auf dem Seelisberge rege geworden. Es lag nahe, daß sie jetzt vornehmlich an den Ort zurückgingen, an dem ihn das letzte innere Erlebnis bewegt hatte. Der Ort war Zell. Auf der Rückfahrt von Zell nach Offenburg im Februar hatte Scheffel hinter dem Biberacher Bergrücken Emma um ihre goldumsäumte Halsschleife als Erinnerungszeichen an diese Tage gebeten. Die Litze lag in der Mansarde in seiner Erinnerungsmappe. Er dachte an sie, und in dem Lebensüberdruß, der ihn im Gedanken daran überkam, daß dieses Band das ganze Zeichen der hoheitsvollen Gestalt darstellen könnte, die sein Leben in den verzweifeltsten Augenblicken immer wieder erträglich machte, schmückte er sich jetzt in der Phantasie mit der Schleife, um mit ihr in den Tod zu gehen. Und das Gefühl der Ehrerbietung, das er für Emma empfand, das Erheben ihrer Persönlichkeit zu Adel und Hoheit, das auf dem Hohentwiel einstmals den Falken auf ihrer Hand vermißte, um ganz als Edeldame zu erscheinen, ließ die Feierlichkeit des Augenblicks zu Rosse steigen, um bedeutsamer zu wirken:

Von Liebe und Leben scheidend.

„Nach des Waldwegs letztem Biegen
Schau ich festgebannt und starr,
Schau nach eines Schleiers Fliegen —
Schau umsonst ... was schaut der Narr?!

Läutet Glocken dumpfen Schalles
Einem armen Mann zu Grab:
Hier wars, o mein Eins und Alles
Wo ich Dich verloren hab.

Hier wars, wo Du hoch vom Rosse
Einmal noch das Haupt gewandt,
Wo Dein Aug', das dunkle große
Mir den letzten Blitz gesandt.
Mit unsichtbaren Gewalten
Zog es Dich zu mir zurück,
Bis im Forst, im tannenalten
Unfreiwillig losch Dein Blick.

Nur wer sehnend in der Sonne
Untergehnde Gluten späht,
Kennt die schmerzensbittre Wonne
Die aus solchem Blick erweht.
War, Dich finden, Dich verlieren
Nicht wie kurzer Sonnenkuß?
Auch Dein Scheiden glich dem ihren,
Denn sie scheidet, weil sie muß.

Könnt' ein Zauberfluch beschwören
Sehnender Verzweiflung Pein,
Hei! Du würdest wiederkehren,
Würdest mein sein, und ich Dein!
Götterneid und fremde Lenkung
Reißt Dich über Meer und Land,
Und mir bleibt, als letzte Schenkung,
Ach, ein Streif nur vom Gewand.

Eine Schleife, schwarz und dunkel
Wie der Traum, den ich geträumt,
Nur am Rande vom Gefunkel
Goldner Fäden licht umsäumt.

Vorn zur Brust heft' ich die Litze,
Die mein Kettendolch umspielt . .
Und schon fühl' ich, wie die Spitze
Züngelnd nach dem Herzen zielt.

Sei's drum! eh die Nacht sich endet
Ueberströmt mein Blut dies Lied .
Wer von Dir sich scheidend wendet,
Längst von Licht und Leben schied.
Läutet, Glocken, dumpfen Schalles
Einem armen Mann zu Grab:
Hier war's o mein Eins und Alles
Wo ich Dich verloren hab!"[150])

Ende Oktober, acht Tage bevor Emma in Karlsruhe eintraf, um in der Stephanienstraße Abschied nach Petersburg zu nehmen, kam Scheffel zu Hause an. Er hatte auf dem Seelisberge die „Bergpsalmen" zu Ende gefördert und mit ihrem Pathos die inneren Stimmungen zu übertönen gesucht. Er fand die Ruhe nicht. Schwindelnde Alpentouren waren von ihm unternommen worden, aber der Gedanke an den bevorstehenden Abschied untergrub die Dauerhaftigkeit der Eindrücke. Er brachte Emma eine Zeichnung vom Seelisberg mit, eine hochgetürmte Felsenlandschaft, auf deren höchstem Gipfel eine Fichte und eine Palme beisammenstanden. „Ich hab' den Heine für uns geändert," sagte er zu Emma, als er ihr das Bild überreichte, „und die Fichte der Palme nähergerückt." Dann las er ihr im Garten das Gedicht „Von Liebe und Leben scheidend" vor. Ein volles Aufquellen der Gefühle überwältigte ihn. Alles wurde noch einmal besprochen, und daß es innerlich immer so bleiben solle, wie es war, bildete den steten Widerhall der Empfindungen. „Gottlob, Gottlob, wir haben uns nicht verloren!" Als er Emma auf den Bahnhof begleitete,

gab er ihr seine Photographie. Zwei Menschen, die in diesen Augenblicken die ganze Kraft ihrer Liebe unauslöschlich in sich fühlten. „Du gehörst nicht zu den Vergessenen, Du hast Dir in jedem Herzen einen Denkstein errichtet“ waren seine letzten Abschiedsworte. In der Mansarde schrieb er dann die folgenden beiden Verse nieder, die wir heute in seinen nachgelassenen Gedichten „Aus Heimat und Fremde“ finden:

Abschied.

„Deine Locken laß mich küssen,
Trinken Deiner Augen Licht,
Einmal noch, und dann nicht wieder,
Denn ich weiß den Weg der Pflicht.

Deine Hand reich' mir zum Scheiden,
Neig Dein kindlich Angesicht
Einmal noch, und dann nicht wieder,
Denn ich weiß den Weg der Pflicht.“[151])

Das Verhängnis war losgebunden und trieb vorwärts. „Joseph ist auch krank — aber im Gemüte — er wird immer freudloser — es ist ein Elend. Niemand kann helfen als Gott — auf unsere Mahnungen hört er nicht — vergebens bitten wir ihn menschlicher zu leben. Den ganzen Tag arbeitet er in seiner Dachstube — ohne Menschen zu sehen — ohne die Erholung eines Spaziergangs — nicht einmal im Garten — kommt dann blaß und still zu Tisch — unzugänglich für jede Erheiterung, die wir ihm bieten könnten“, schrieb die Majorin Anfang November an Arnswald.[152]) Drei Jahre waren jetzt seit dem Wartburgversprechen hingegangen. Er war im Sommer zweien Einladungen nach Weimar ausgewichen, weil er nicht noch einmal mit leeren Händen vor dem Großherzog stehen wollte. In Weimar waren inzwischen literarische Berufungen

erfolgt, die ihn daran zweifeln ließen, ob man sich seiner weiterhin erinnere. Er selber konnte das Gedächtnis an seine Persönlichkeit nicht durch die vollbrachte Tat seiner Ofterdinger-dichtung beleben. Mißtrauen gegen alles und alle ergriff ihn. Man wolle ihn aufgeben und ihn als wortbrüchig fallen lassen. Er hatte Anfang Oktober vom Seelisberg aus an den Großherzog geschrieben. Der Brief war noch nicht bestätigt worden. Das wäre ein neues Zeichen des Verfahrens, ihn zu streichen. Genau vor einem Jahre hatte er die Wartburg wie ein Fliehender verlassen, um nicht in den Trubel der allgemeinen Schillerfeier mit hineingezogen zu werden. Er war seitdem in der organischen Gestaltung seiner Dichtung keinen Schritt weitergekommen. Sonst hatte er, wann Karl Alexander bei dem badischen Großherzogspaare zu Besuch erschien, eine Aufforderung erhalten, ihm seine Aufwartung zu machen. Jetzt kam am 9. November ein Hoflakai und bestellte der Majorin, Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin könne der beabsichtigten Sitzung des Elisabethvereins nicht beiwohnen, weil der Großherzog von Weimar erwartet werde. Und er hatte keine Ahnung davon. Die Nachricht war falsch, aber sie betäubte ihn, und es beruhigte ihn nicht, als sie am nächsten Tage richtig gestellt wurde. Wie eine Erscheinung dazwischenflutend stieg das Bild Emmas vor seinen Augen auf. Am Morgen des 10. November war er verschwunden. Nach drei Tagen meldete ein Telegramm, daß er in Liestal bei Basel schwer gehirnkrank darniederläge.

Die Natur hatte dieses Martyrium beendet. Als neben dem geistigen Ringen noch Erlebnisse und Schicksale ihre Kräfte verlangten, versagte der Körper und brach zusammen. Ein ehrlicher „Unsieg“, der mit schier übermenschlichem Willen abgewehrt worden war und schließlich erlitten wurde, als höhere

Gewalten auf den Plan traten. Die Übersiedelung Emmas nach Rußland war der letzte entscheidende Schlag. Der Geist verwirrte sich und verlor das Urteil über die Dinge; die Aufregungen und Mißverständnisse über das Wartburgversprechen nahmen ihm den Rest seiner Widerstandsfähigkeit. Langsam erholte sich der Körper. Ein Schreiben Karl Alexanders, die Antwort auf den Seelisbergbrief, vornehm und ruhig wie immer, wirkte als erstes Heilmittel. Eine rationelle Kaltwasserbehandlung in der Heilanstalt Brestenberg am Hallwyler See sollte die Genesung weiter fördern. Mit äußeren Mitteln allein aber war hier wenig getan. Die Hauptsache war, Scheffels inneres Gleichgewicht wiederherzustellen, und das war nur möglich, wenn das Wartburgversprechen fiel. Die Majorin leitete in Weimar die ersten Schritte dazu ein, und am Neujahrstage 1861 schrieb Scheffel selber an den Großherzog, daß er „das erste Mal in seinem Leben einer freudig sich selbst auferlegten Verpflichtung nachzukommen sich außerstande sehe“: „Leider Gottes ist wenig Aussicht, bald alle Scharten auswetzen zu dürfen; auf Jahr und Tag wird schier alles ernsthaftere Schaffen brachgelegt sein: die Gefahr einer bleibenden Umnachtung alles Denkens war in den Erlebnissen dieser Novembertage gleich einem auf Pistolenschußentfernung schwarz vorüberziehenden Gespensterschiff eine allzu nahe, als daß ich nicht zu größter Behutsamkeit mich aufgefordert fühlte.“ [153]) Damit waren alle Schranken genommen. Am 19. März 1861 verließ Scheffel den „Gebrestenberg“. „Portum inveni“, ich habe den Hafen gefunden, schlug er später seinem Arzte, dem trefflichen Dr. Erismann, mit dem er fortan ständig korrespondierte, als Inschrift für einen im Begriffe stehenden Anbau der Anstalt vor.[154])

Die Arbeit am Ofterdinger versandete nicht sogleich. Die

Pflicht war nur erträglicher geworden, weil ihr der Zwang der Verpflichtung genommen war. Nach völliger Genesung wollte Scheffel sogar mit Ludwig Uhland über einiges, was ihm unklar geblieben war, sprechen. Er fand Uhland auf dem Krankenbette; sein „einem Runenstein gleichendes runzeldurchfurchtes greises Antlitz“ lächelte ihn wohlwollend an, doch zu einer Unterredung kam es nicht.[155]) So schien der Roman immer mehr den Charakter des Wissenschaftlichen anzunehmen, ein Zeichen, wie undurchdringlich der Stoff poetisch für Scheffel geworden war. Aber die hartnäckige Persönlichkeit wollte sich nicht beugen. Die Gedichte, die jetzt entstanden, drücken den letzten Kampf eines stolzen Willens gegen das mit allen Mitteln verleugnete Bewußtsein aus, daß die Kräfte dahin seien. Die Melancholie sollte durch frische Hoffnungen niedergehalten werden, aber die Worte von dem „sturmdurchbrausten Lenze“, in dem Heinrich von Ofterdingen dahinfährt, um seinen Stern zu suchen, gleichen mehr einem starken Sichaufrecken als der ungebundenen Freude an neuem Wirken. „. . . Zu frohem Werke steht mein Wort verpfändet . . Ich geh zu Grunde — oder ich vollbring's“ hießen Mitte September 1862, als sie am Roseggiogletscher gedichtet wurden, die beiden letzten Verse des Gedichts „Im Hochgebirg“, das dann unter dem Titel „Auf wilden Bergen“ den Abschluß der „Frau Aventiure“ bildete. Wenige Monate nachher, als Scheffel die Liedermappe der Aventiurejahre für den Druck ordnete, lauteten die Worte: „. . Der Lieder größtes steht noch unbeendet . . Ich geh zu Grunde — oder ich vollbring's!“ Das währende Pflichtgefühl hatte sich inzwischen zum festen Willen abgekühlt. Als dann Ende Mai 1863 die „Frau Aventiure“ erschien, waren die Gedanken nur noch gelegentlich dem Ofterdinger geneigt.[156]) Bemerkbar sind sie seitdem nie wieder auf-

getaucht . . . Das Ziel blieb unerreicht. Von dem Torso der Dichtung, von der die Kapitel über den Meister Konrad von Passau am meisten vorgeschritten waren,[157]) ist bisher nichts veröffentlicht worden.

In überströmender Kraft schrieb einst der junge Scheffel, als ihn in Italien der „Trompeter von Säkkingen“ bewegte, „das Beste nicht nieder“. Jetzt in den Jahren der Aventiure waren die Stunden des Schaffens jäh herbeigewünscht und ausgenützt worden. Von keinem Lebensideal gestärkt konnten sich die organischen Kräfte nicht mehr zu einer neuen großen Dichtung erheben, die gleich dem „Ekkehard“ den Umkreis einer weitausgreifenden Kultur belebt hätte. Die Poesie mußte sich begnügen, einzelnen Stimmungen nachzugehen und im Liede den stolzen Gang der Empfindung und Kraft zu offenbaren, der Scheffels Schöpfergeist durchzog. Nicht immer erhöhten sich diese Stimmungen zum Erlebnis. Ein Auf- und Abschwellen ihres inneren Gehaltes machte sich geltend; sie glichen vollkommen dem Leben dessen, der sie „verdichtete“. Scheffel hatte hier zweien Richtungen zu genügen: der Ofterdingerdichtung und den freien Regungen der eigenen Brust. So teilten sich die Aventiurelieder von vornherein in zwei grundverschiedene Gruppen. Die einen lehnten sich willkürlich an den Ofterdinger an, und die andern, die schöneren, die den hohen Wert der „Aventiure“ unvergänglich bestimmen, waren dem Herzen entsprungen: kein Motto aus alten Büchern vermochte sie umzuprägen. Die Sammlung sollte einen einheitlichen Eindruck machen, „als hätte ein zur Zeit des Sängerstreits lebender Mann, der mit ritterlichen Singern und Singerknaben, Mönchen und fahrenden Leuten bunten Verkehr hatte, eine Sammlung von Liedern der Zeitgenossen zusammengestellt . . . mit andern Worten, zu welchem statt moderner Namen Wolfram

von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen Beiträge liefern."[158]) Sie tat es nur insoweit die ausdrücklichen, den Ofterdingerstoff berührenden Aventiurelieder in Frage kamen. Aber wo Erlebnisse aufbrausten und Scheffels Poesie ihren ursprünglichen Geist entfaltete wie im „Irregang", in den Liedern „Am Traunsee", in „Von Liebe und Leben scheidend", im „Nachtlied" und anderen, da entwich der stilbehütende Geist Wolframs von Eschenbach und Heinrichs von Ofterdingen, und ein großer Dichter schritt über die Grenzen der Gebundenheit ins unbeschränkte Reich seiner eigenen Kunst.

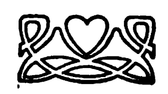
„Ein Streben, aus dem üblichen lyrischen Verschwimmen und Winseln herauszutreten und schlicht und kernig zu werden, wird sich in manchen der gegebenen Proben erkennen lassen", schrieb Scheffel an Ludwig Steub, als er ihm die „Aventiure" übersandte.[159]) Das war reichlich geleistet worden. Nirgends eine sentimentale Schwäche in diesen Liedern, nirgends der Hang zur Resignation, trotz aller Erlebnisse und dem Gefühl, daß selbst der Quell der Lyrik groß und stolz nur unter dem Antrieb höchster Empfindungen floß. „Aber die lyrische Dichtung ist kein täglicher Gast bei einem älteren und praktisch denkenden Gesellen, wie ich einer geworden zu sein mir schmeichle" hieß es weiter in dem Briefe an Ludwig Steub. Dennoch ward niemals die Zeit mit einer Klage nach der Vergangenheit ausgefüllt. Die Gegenwart, so schwer sie in diesen Jahren auf Scheffel lag, wurde von ihm poetisch gemeistert, bis die Kräfte versagten. Die deutsche Litteraturgeschichte kennt keinen Poeten, den die Tragik des Lebens so bis ins Mark verfolgt hat wie Scheffel, keinen, der wie er über alles hinweg triumphierend seinen Weg gegangen ist. Sein Leben, bedroht von einer unheilvollen Krankheit und bedrückt von einer Kette tiefer

Schicksale, war in diesen Jahren wahrhaft ein Martyrium. Er blieb stark und aufrichtig, und niemals posierte die Natürlichkeit seines Wesens mit der Maske erzwungener Gefühle. Diese feste Geschlossenheit war die Harmonie seiner Persönlichkeit, die ihn und seine Dichtungen im Andenken der Nachwelt mit ewiger Jugend umgibt. Kein einziges der Aventiurelieder sucht verzweifelt nach einem Ausweg, steht unsicher vor dem Leben wie vor verriegelten Toren. „Hoiho! Die Pforten brech' ich ein", die Kraft, die auf dem Staffelstein alle Glieder Scheffels durchströmte, als die freie Natur nach langem Zaudern wieder seine eigene Natürlichkeit weckte, brach, fast wie ein heißer Trieb, auch durch die Melancholie der Aventurelieder. Irregang zerschlägt die Saiten seiner Fiedel, aber stimmt sie nicht zum Lamentieren, und in „Von Liebe und Leben scheidend" wird alle Qual mit einem energischen „Sei's drum!" zu Ende gebracht. Die organischen künstlerischen Kräfte, die nach dem „Ekkehard" im Getriebe der Schicksale verloren gegangen waren, waren nicht eingeholt worden. Ein Liederband, die Erzählung des Juniperus und die tönenden Gesänge der „Bergpsalmen" waren entstanden. Jede der Dichtungen hatte ihre eigene Kraft, die Lieder der „Frau Aventiure" hatten Größe. So war der durch Krankheit und Schicksale erzwungene Abstieg von der Gipfelhöhe des „Ekkehard" zu der stillen Gelegenheitskunst, wie sie von nun ab geübt ward, mit allen Ehren vollzogen worden.

In der Natur hatte Scheffels Körper langsam seine Genesung gefunden. Weite Wanderungen und die Berge hatten ihn gekräftigt. Der Drang nach einer vollen, schicksalsentblößten Lebensbefriedigung regte sich in ihm. Die durch die Auflösung der Wartburgpflicht wiedergewonnene Freiheit seiner Persönlichkeit erstrebte vom Leben die Ruhe, die ihr die Kunst nicht

bot. „Still liegen und einsam sich sonnen,“ sich gleichsam ausrecken und die Welt ihren Lauf tun lassen, das war der Wunsch nach diesen Kampfesjahren. Er ging nur bedingt in Erfüllung. Das feine Herz, das allein seine Empfindungen verstand, ohne daß sie laut mitgeteilt zu werden brauchten, war nicht in der Heimat: Emma. Sie hatte Scheffel 1861 zu seinem Geburtstage ihr Bild geschickt. „La vie et tout ce qui est dans la vie, est-ce autre chose qu'un rêve? Le bonheur c'est rêver et le malheur c'est le réveil“, schrieb er ihr nach Petersburg. Erinnerungen stiegen auf. Aber das Ende war keine Resignation. „Ich bitte Dich, mich öfter mit Nachrichten zu erfreuen, denn Du zählst zu den wenigen Auserwählten, bei denen meine Gedanken oft und immer mit neuer Fröhlichkeit weilen“ heißt es am 1. August 1867 in einem Briefe an Emma. So erhob jetzt Scheffels starke, genießende Natur die Erinnerungen, die früher hinter den persönlichen Begegnungen mit Emma zurücktreten mußten, zur Gegenwart und empfing sie selber als Erlebnis.[160]) Ein unbesiegbarer Glaube an das Leben bewegte ihn. Und es ist das höchste Ergebnis der Aventiurejahre, daß ihm in ihrem Gewirre dieser Glaube nicht verloren gegangen ist.

„Harr' aus, mein schwerverdüstert Haupt,
Brich der Betäubung Schlummer!
Seufzt rings der Wald auch kahlentlaubt
Und Busch und Heide winddurchschnaubt:
Wer an des Maien Siegkraft glaubt
Den zwingt nicht Not noch Kummer.“[161])



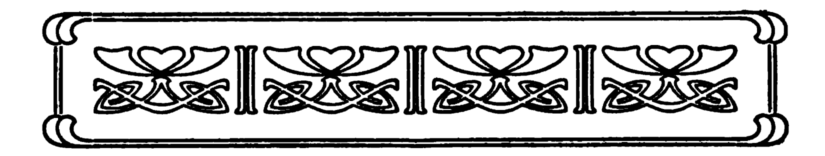
7.

Portum inveni.

Ein Buch Briefe.

„Nun stoß ich meinen dürren Stab
In diese geweihte Erde,
Daß er in neuem Blatt und Laub
Ein Schattendach mir werde."

„G a u d e a m u s!"
„Die Heimkehr."



Emma war in Petersburg wohl aufgenommen worden. Ihre feine Liebenswürdigkeit, ihr Humor, die Grazie ihrer Persönlichkeit versammelten im Hause Mackenrodt bald einen regen gesellschaftlichen Verkehr. Man kam, und ging entzückt von dieser schlanken Frauengestalt, deren ganzes Wesen Harmonie auszuströmen schien. Sie umfloß der Zauber jener unbefangenen Hoheit, die nie einer Pose, einer Willkür bedarf, um zu wirken, und die darum so voll dem Charakter und der Seele entstammt. „Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohnegleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.“[162]) Eine Cornelia, sofern Äußeres und Inneres nicht unterschiedliche Züge gezeigt hätten. Sie war schön. Vornehmlich ihr Profil hatte eine ausgeprägte, ja stolze Linie, und die Wölbung ihrer Stirn gab dem kräf-

tigen Kopf den Ausdruck des Geistigen. Eine durchaus klare und freie Physiognomie, die anfangs zurückhaltend erscheinen mochte, und die nur durch eine Empfindung bewegt zu sein brauchte, um das reinste Lächeln und den hellsten Schein der Güte widerzustrahlen. So schritt Emma durch ihren Kreis. Wir lesen's in dem Gedichte „Einer Griechin", welchen Eindruck auf die Umgebung sie dabei übte.[163])

Aber die große Welt, die sich in Petersburg zu ihrem Handkuß drängte, blieb Emmas Natur im Grunde fremd. Sie sehnte sich nach den engeren Grenzen ihrer Heimat zurück, in denen ein Wirken, das der gemütvollen Heiterkeit ihres Wesens entsprach, ersprießlicher war als hier, wo das meiste in konventioneller Gesellschaftlichkeit zerrann. 1861 war von ihr in Erwartung ihres dritten Kindes eine Reise nach Deutschland nicht unternommen worden.[164]) Aber im Frühling und Sommer 1862 stand sie mit Scheffel wieder auf dem Schloßberg von Heidelberg, saß sie mit ihm in Freiburg beim alten Heim beim Cäcospiel. Karlsruhe war diesmal nicht besucht worden, denn Emmas weibliches Gefühl, das den Reiz dieser Frauengestalt nicht minder vertieft als der volle Charakter ihrer Persönlichkeit, vermeinte Grund zu haben, eine Kränkung zu überwinden. „Du hast die Eroberung meiner Mutter vollständig gemacht" hatte ihr Scheffel vor zwei Jahren geschrieben. Aber aus dieser objektiven Anerkennung der Majorin war inzwischen ein subjektives Bedenken geworden. Emmas Erscheinung hatte ihr damals wohlgefallen, sie selber sah sich angeregt, ja im Augenblicke beeinflußt von der starken persönlichen Strömung, die Emmas Temperament entwickelte. Dann aber war nach Emmas Fortgang diese Empfindung sehr bald dem Nachdenken darüber gewichen, daß ein Mann, der diese Frau liebte, immer nur inniger von ihr gerührt wer-



1861

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

den könnte, je schöner sich ihre Persönlichkeit hebe. Und dieser Mann war der Majorin Sohn. Ihrer mütterlichen Sorgfalt war daher die Übersiedelung Emmas nach Petersburg nicht unwillkommen. Sie hoffte, daß die räumliche Entfernung auch eine innere zwischen Emma und dem Dichter zur Folge haben würde. Aber sie sah sich enttäuscht. Da versuchte sie selber, die Zustände zu ordnen. Als Mackenrodt im Sommer 1861 nach Freiburg kam, ersuchte sie ihn, ihr seinen Besuch zu machen, und eröffnete ihm dann die Sehnsucht Scheffels nach Emma. Ein Mittel, sagte die Majorin, diese Sehnsucht zu dämpfen und Josef endlich zu bestimmen, eine Ehe einzugehen, wäre, Emma zu beeinflussen, ihren Briefwechsel mit ihm einzustellen. Den beiden starken, in ihrer Liebe nicht zu beugenden Menschen fiel das nicht schwer. Bis zum Jahre 1867, also bis lange nach Scheffels Heirat besitzen wir keine Briefe von ihnen. Scheffel wußte in diesen Jahren nicht einmal, wo Emma in Petersburg wohne, denn im Februar 1865 schickte er die Anzeige vom Tode der Majorin nach Freiburg zum alten Heim, weil er Emmas Adresse nicht kannte. „Wir wissen beide, daß auch ein langes Schweigen an unseren Gesinnungen nichts ändert und nichts mehr ändern kann,“ heißt es am 19. November 1871 in einem Briefe an Emma. Und dasselbe starke Bewußtsein empfanden sie auch damals, als die Unterredung in der Stephanienstraße es schmälern wollte.

Emma kam in den folgenden Jahren jeden zweiten Sommer nach Deutschland. Scheffel fuhr ihr meist bis Heidelberg entgegen und begleitete sie dann nach Freiburg zu ihrem Vater. Alle Stätten, auf denen die Erinnerungen der Jugend unverwelklich blühten, wurden in diesen Jahren von ihnen aufgesucht und durchwandert. 1867 verheiratete sich Emmas Bruder Karl und ließ sich in Waldshut als Arzt nieder.[165]) So

war außer Freiburg ein zweiter Treffpunkt für Begegnungen und gemeinsame Wanderungen gegeben. Sie standen unterhalb des Laufener Schlosses am Rheinfall und sahen wie die Rothraut im „Juniperus" durch rotes Glas in die schäumende Flut, sie gingen von Waldshut zum Haspel und über die Berge nach St. Blasien und schritten auf den Hohentwiel. Schon 1868 zeigte Scheffel von dort oben zum Bodensee nach der Stelle herüber, auf der er einmal sein eigenes Asyl zu besitzen hoffte. Gegenwartsmenschen, die sie waren, genossen sie jede Stunde, jede Stimmung bis zum Schluß. „Und da kein Mensch weiß, ob er sechs Wochen nach Schreibung eines Briefes noch am Leben ist, so lege ich diesen Zeilen die Dir bestimmte Weihnachtsgabe itzt schon bei," schrieb Scheffel Ende November 1871 an Emma. Ein Satz, der höchst bezeichnend ist für die Art seines Lebensgenießens, das sich immer an die Gegenwart hielt. In diesen Trennungsjahren ward solche Erkenntnis besonders geübt. Ein Auseinandergehen konnte jetzt einen Abschied auf Jahre hinaus bedeuten, denn in den kurzen Monaten, die Emma jedesmal in Deutschland verbrachte, stellte die engere und weitere Heimat Ansprüche an sie. So erschien die Zeit kostbar und mußte genutzt werden. Und sie wurde es. „Eigentlich haben wir uns an manchem Platz unserer süddeutschen Heimat schon manche schöne Stunde geschaffen — ich denke an Neckarsteinach, Schwalbennest, Carlsruhes Hardwaldmondschein, Freiburgs kalte Novembernacht, Waldshuts Haspel und die Tanne von Tiefenhäusern — ich gehe auch nie am Constanzer Münsterkreuzgang vorüber, ohne einen alten Pfeiler zu grüßen. — Du gutes Herz, wie viel Geographie des badischen Landes in unsern Erinnerungen!" [166]) Erinnerungen, die frisch blieben bis ins Alter hinein und immer wieder aufs neue ihren klärenden Schein entfalteten.

Da waren keine Briefe nötig, denn sie hätten nur den Schatten der Empfindungen wiederzugeben vermocht, die hier ausgetauscht und unverlöschlich eingeprägt wurden. „Wie ich an Dich denke, das läßt sich nicht schreiben, so vibrieren die Gedanken," hat Scheffel bei diesen Begegnungen oft zu Emma gesagt. „Und der Refrain von allem: Es wär' zu schön gewesen . . . gilt für uns nicht, denn wir sind uns gut, wie Menschen sich gut sein können," wiederholte er ihr am 12. Oktober 1872 in einem Briefe.[166a])

Und dennoch waren diese Jahre trotz der vielen schönen Stunden, die sie bewegten, für Scheffel eine Zeit des Übergangs, die erst zu Ruhe und Befriedigung führte, als Emma 1869 dauernd aus Rußland zurückkam, und Scheffel ihr im September 1871 melden konnte: „Ich hoffe nämlich, ein kleines Grundstück am Bodensee zu erwerben, unweit Radolfzell, und mir ein ländlich verborgenes Asyl zu gründen." So ererlebnistief jetzt auch die Begegnungen mit Emma waren, sie hatten immer nur episodische Form und mußten hingenommen werden, wann sie sich boten. Sie richteten sich in ihrer Zeit nicht nach den melancholischen Stimmungen, die Scheffel oftmals wochenlang bedrückten, und waren dann vielleicht gerade vorüber, statt warm und läuternd zu beginnen. Von Karlsruhe oder Donaueschingen aus war es in den Tagen währender Melancholie nicht beschwerlich, nach Emmendingen oder Freiburg herüberzufahren und in „zweier Augen Sternen" das Bewußtsein des Lebens wiederzufinden. Das ging jetzt nicht an. Keine Erinnerung aber läßt sich ganz zum Erleben erhöhen, und das Genießen ist stärker als alle nachdenkliche Empfindung und Phantasie. Scheffel beherrschte das Gefühl des Unvollkommenen. Er fand nirgends eine freie Aussicht, immer trat etwas dazwischen, das ihm den Blick verstellte.

Es war nichts Ganzes mehr in Ereignissen und Verhältnissen. Ein hängender, hindämmernder Zustand, „weder glücklich, noch unglücklich,“ der in seiner Konsequenz alle Schwungkraft lähmte. Die poetischen Kräfte waren seit den Novembertagen des Jahres 1860 ermattet und konnten den Weg, der die Melancholie im großen Kunstwerk erlöste, nicht mehr bestimmen. Die Gesundheit hatte sich gehoben, aber dafür waren andere Dinge eingetreten, um die laue Stimmung im Gleichgewicht zu halten. Ein langwieriger, und auf beiden Seiten hitzig verfochtener Prozeß mit dem Verlagsbuchhändler Janke in Berlin wegen des „Ekkehard“ sorgte für stets neuen Ärger und neue Aufregung.[167]) Aber das hätte sich ertragen lassen, wenn die Verhältnisse um herum nicht das alte Behagen eingebüßt hätten. In der Stephanienstraße klang lange nicht mehr der frische, geistig lebendige Ton an, der einstmals die Karlsruher Gesellschaft entzückt hatte. Es war still und einsam im Hause geworden. Die Eltern kränkelten und stellten ihre Ansprüche. Scheffel war dadurch jetzt mehr denn zuvor an Karlsruhe gebunden. Er aber empfand die Stadt wie einen Zwang; sie war ihm in jeder Weise unsympathisch. Er hielt sich der Gesellschaft fern und war fast allein auf sein elterliches Haus angewiesen. Sein stark entwickelter Familiensinn und sein ausgeprägtes Pflichtgefühl ließen ihn nicht vom Platze weichen, doch immer wieder brach die Verstimmung durch: „In Carlsruhe sind die Zustände für Leute meiner Art so unerquicklich, daß der Ortswechsel eine Pflicht der Lebenserhaltung ist.“[168]) Er war in diesen Verhältnissen vor der Zeit müde und abgespannt geworden. Er sehnte sich hinaus. Wohin aber der Weg? Es war ein Zustand höchster Unbefriedigung. Die Majorin wußte nur den einen Rat: die Ehe. Eine Frau allein könnte das Gefühl des Unsteten in ihm zur Ruhe bringen

und zugleich das belebende Element im Hause werden. Eine neue Geselligkeit würde einziehen, und der Sonnenschein der Jugend und Anmut würde alle trübe Vergangenheit überglänzen. Jeder gewönne dadurch an Freiheit und Ruhe. Neue Hoffnungen stiegen auf ... am 22. August 1864 verheiratete sich Scheffel mit Karoline von Malzen.

Die Majorin erlebte die volle Enttäuschung dieser Ehe nicht mehr. Ihr treues Herz brach am 5. Februar 1865, doch unter der Anzeige, die ihren Tod meldete, fand sich nicht der Name ihrer Schwiegertochter. Es ist viel über diese Ehe geschrieben worden.[169]) Sie war keine reine Konventionsheirat, wie es vier Jahre vorher die Ehe mit Julie Artaria geworden wäre. Scheffels Achtung und Neigung für Karoline war groß, und nicht minder ist daran zu zweifeln, daß ihm Karoline von Malzen ihre Liebe entgegenbrachte. Die Beziehungen der beiden hatten sich ferner nicht so schnell und zweckdienlich geknüpft, wie 1860 die Beziehungen Scheffels zu Julia Artaria. Aus einem Briefe Scheffels an Eisenhart erfahren wir, daß der Dichter schon 1861 im Hause Malzen verkehrte.[170]) Der alte Herr von Malzen war bayrischer Gesandter am badischen Hofe und hielt etwas auf Stammestradition. Auch er hätte seine Tochter nicht dem bürgerlichen Josef Scheffel zur Frau gegeben, wenn hier lediglich ein Projekt und nicht innere Gründe vorgelegen hätten. Karoline selbst war eine feine Erscheinung, war Aristokratin in jeder ihrer Bewegungen. Sie war Ende der Zwanzig, als Scheffel sie kennen lernte. Und wir finden gerade bei unverheirateten Frauen dieses Alters oft einen ausgeprägten Charakter, der seine Sicherheit eben in dem Bewußtsein erhalten hat, selbständig die erste Stufe der Jugend überschritten zu haben. Sie war eine Fertige, als sie in die Ehe ging, eine Frau von hellem Verstande und

scharfem Blick. Die Sicherheit ihres Denkens und die Ruhe ihrer Empfindung werden auf Scheffel den wohltuendsten Eindruck gemacht haben. Er sah eine starke Gefährtin neben sich, eine Frau, der er sich mit der Unruhe seines Innern anvertrauen könnte, die dem Leben mit offener Erkenntnis entgegentrat. Er hoffte das Beste von einer gemeinsamen Lebensführung und bot seine Hand dazu. Schwanitz fand ihn kurz vor der Hochzeit „hochbeglückt und einer rosigen Zukunft entgegensehend".

Aber es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. „Sobald etwas Ideelles in die Wirklichkeit eintritt," beobachtete Goethe, nachdem die rührige Demoiselle Delf seine Hand in die Lilis gelegt hatte, „so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat recht, denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern."[171]) So kam es hier. Ein jeder von beiden trat nach der erklärten Wirklichkeit sofort in seine Rechte, die er an den andern hatte, ein. Karoline sah den Mann von feinem Geist seinen Humor und seine gehobene Weltanschauung in einen natürlichen, am liebsten in der Lodenjoppe und im Jagdwamms hingenommenen Lebensgenuß umsetzen. Die Dame von Welt wollte eine Persönlichkeit bleiben, und Scheffel wollte vor allem eine Frau haben. Er hatte bei ihr Urteil gesucht und fand Kritik. In der Stephanienstraße stand nach der Hochzeit alles zum Einzug bereit, doch ein gelähmter Schwager und kränkliche Schwiegereltern waren kein Rahmen für gesellschaftliche Empfänge.[172]) Karoline hatte unter ihrem Einfluß ein neues Aufwachsen

von Scheffels dichterischen Kräften erhofft. Statt dessen überarbeitete er die vor Jahren entstandene kurze Erzählung des „Juniperus" für den Druck und ging daran, die zum Teil noch weiter zurückliegenden Lieder herauszugeben, die man einst zur Kesselpauke im „Engeren" gesungen hatte. Scheffels Familienpietät gebot ihm, jetzt nach dem Tode der Majorin den 76jährigen Vater und den kranken Bruder in Karlsruhe nicht allein zu lassen. Seine Frau aber folgte ihm nicht. In Karlsruhe war bis zu Scheffels Tode das untere Stockwerk des Hauses für sie eingerichtet. Sie kam nicht. Ein Schwächling hätte geschwiegen, ein Mann wie Scheffel hat seine Rechte geltend gemacht. Als ihm am 20. Mai 1867 aus Clarens die Geburt seines Sohnes gemeldet wurde, begrüßte ihn Emma, während er sich auf der Reise dorthin befand, auf dem Freiburger Bahnhofe. Überaus beglückt kam er aus dem Wagen auf sie zu, und seine alte Hoffnung „es wird alles gut" fand immer wieder ihren Ausdruck. Wenige Wochen danach stieg er wie ein Verzweifelter in den Alpen herum; je mächtiger die Höhen waren, desto mehr glaubte er, aus seinen Stimmungen herauszuklimmen. Im Oktober erzählte er Emma in der Mansarde die genaue Entwickelung der Dinge, ohne einen einzigen Vorwurf zu erheben. Der Bruch war vollzogen und renkte sich nicht wieder ein. Die Literaturgeschichte aber weiß es den Umständen zu danken, daß diese Ehe nicht in Scheffels höchste Schaffenszeit gefallen ist. —

Eine Zeit des Übergangs. „Im Mai 1867", wenige Tage vor der Geburt seines Sohnes, hatte Scheffel in Heidelberg die Widmung zum „Gaudeamus!" gedichtet, jenen Liedern „aus dem Engeren und Weiteren", die jetzt seinen Namen zu allen trugen, „die im Herzen jung". Er hatte ihnen in den letzten Jahren einige neue hinzugefügt, unter anderen den „Tazzel-

wurm", die Lieder vom „Erratischen Block", vom „Pfahlbaum", vom „Großen Faß zu Heidelberg" und den „Schweden in Rippoldsau". Er hatte damit gezeigt, wie kräftig seine Natur gegen die Mißgünste Sturm gelaufen war, die ihn ringsum bedrängten. Und zur selben Zeit saß der junge Anton von Werner, der ihn im Herbst 1862 in schöner Begeisterung für den „Ekkehard" in Karlsruhe aufgesucht hatte, über den Holzschnitten zum „Juniperus". Beide Werke erschienen jetzt[173]), und die Gaudeamuslieder riefen alle schwellende Kraft deutscher Begeisterung wach. Sie waren der richtige Einschlag, um das Nachdenken über ihren Dichter endlich zur Höhe zu treiben. Hier hatte Einer gesungen, der, wann sein Humor lachend dahinfuhr, nicht in Resignation umsank, sondern die Freude seiner germanischen Vollnatur bis zum Schlusse betätigte. Einer, der nicht auf halbem Wege stehen blieb, sondern es wagte, alle Konsequenzen seines Humors zu ziehen. Seine Kraft und seine Kunst waren die Bürgen, daß diese Konsequenzen nicht in eine schale Pointe ausliefen. Stimmung und Leben drangen bis zum letzten Worte durch diese Lieder, die durchaus nicht lediglich Studentenlieder waren. Ihr Humor griff über jeden Rahmen hinaus, war an keine Voraussetzungen und Situationen gebunden und hielt sich dennoch in einer Grenze: er war deutsch. Er suchte nicht mit den Mitteln von Witz und Ironie seine Wirkungen zu erhaschen, „er ging keck und flott und trank wie ein Student". Er schlug mit starkem Gefühl drein, wenn es nötig war, und verlor sich nicht zu seichter Behaglichkeit. Er war jung. Der „Trompeter von Säkkingen", der „Ekkehard": sie nehmen einen Ehrenplatz in der deutschen Dichtung ein, doch die Gaudeamuslieder haben Scheffel im Gedächtnis des deutschen Volkes der Unsterblichkeit entgegengeführt, denn sie sind der fröhlichste Ausdruck des deutschen Idealismus, der

wundervoll und unbesiegbar durch alle Zeiten schreitet. Sie sind unser zweites „Lied an die Freude“, nicht so feierlich als das erste, aber wie dieses einem reinen großen Dichterherzen entklingend und uns zu Königen über das Dasein erhebend.

Jetzt nach dem „Gaudeamus!“ erkannte man allgemeiner Scheffels wirkende poetische Kraft. Man nahm nach diesen Liedern den „Trompeter von Säkkingen“, der inzwischen zur sechsten Auflage gediehen war, aufs neue zur Hand und sah dem „jugendtollen Schwung“ der Trinkpoesie eine stille feine Lyrik entgegengestellt, die dennoch nirgends von weicher Empfindsamkeit angekränkelt war. Man las den „Ekkehard“ und fand ein Gefühl, das in seiner hingegebenen Liebe zum engeren Vaterlande von großer Schlichtheit und darum so sicherer Eindringlichkeit war. Die Lieder der „Frau Aventiure“ mischten in den genialen Flug der Poesie ihren schweren Ton und die Erkenntnis, daß hier nicht nur ein Schaffen, sondern auch ein Leben zu verteidigen gewesen war, um immer ungebeugt zu bleiben. Keine weitschweifige Gedankenpoesie wiederholte sich, sondern Dichtungen verlangten ihre Geltung, die aus dem pochenden Drang für Heimat und Liebe geboren, echt in jeder Zeile waren. Denn Kunst und Leben sind bei Scheffel nicht zu trennen. Eie hohe Empfindung des „Ekkehard“ kam aus des Menschen Scheffel vollem Herzen, die Melancholie der Aventiurelieder war des Menschen Scheffel Opfer an das Leben. Auflage um Auflage erschien jetzt von Scheffels Dichtungen. Ein in der deutschen Literaturgeschichte unerhörter Erfolg wurde besonders dem „Trompeter von Säkkingen“ und dem „Ekkehard“ zu teil. 1868 erschienen, von Anton von Werner illustriert, die Gaudeamuslieder, 1869 die „Bergpsalmen“, ebenfalls von Werner mit Zeichnungen versehen, und 1872 kam die Prachtausgabe des „Trompeters von Säkkingen“ heraus, in deren Illustrationen Werner meisterhaft

den Kern der Scheffelschen Poesie getroffen hatte. Unter den im vollen Scheine des Geistes und des Gemüts gegebenen Anregungen des Dichters war in dem Maler ein inneres Erleben aufgeblüht, und er war mit Begeisterung an die Arbeit gegangen.[174])

Die Aufgabe konnte jedem Künstler willkommen sein, denn sie erprobte ein starkes Talent und eine gesunde Erfindung. Mit geschwätzigen Genrebildern war hier nichts anzufangen. Die Gestalten mußten eine freie Lebendigkeit, eine eigene frische Persönlichkeit haben, wenn sie denen der Dichtung gleichen wollten. Es durfte nichts Hergebrachtes in ihnen liegen. Scheffels Töne klangen zu mächtig, um sich unterordnen zu lassen. Sie entströmten Dichtungen, die Charakter hatten. Sie wirkten allein durch ihr tiefes stolzes Eigenbewußtsein und waren frei von Pose und erzwungenen Empfindungen, weil sie den Widerhall eines Dichterherzens bildeten, dem das rein Menschliche Größe genug war. Nach einer körperlosen Romantik endlich eine Poesie, der Blut in den Adern floß, die das Leben als ihr teuerstes Ideal pries und die natürlichen Gesetze der Menschenbrust zu voller Berechtigung erhob. Sie wogte nicht hin und her sondern beharrte auf ihrem Grund, und dieser Grund war deutsch. So gesellte sich zu ihrem poetisch kulturellen Element das nationale. Sie weckte als Grundquelle nationalen Empfindens vor allem den Sinn für die deutsche Landschaft. Die deutschen Berge und Seen, der deutsche Wald und die deutsche Wiese wurden von Scheffel als überaus teure Schätze bewahrt und besungen. Er selber bot durch sein Leben das Beispiel dafür, daß die starken Wurzeln der Kraft nur im Vaterlande liegen. Er war seiner innersten Persönlichkeit verlustig gegangen, wann er sich von ihm entfernte, und hatte aufgejauchzt, wann er es wieder betrat. Der große nationale Einigungsgedanke bewegte

auch ihn. „Möge die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers," schrieb er im Sommer 1867 in der Vorrede des „Juniperus", „unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit; — möge sie, nachdem mitten in Tagen der Kriegsbedrängnis ein Schienenweg des Friedens vollendet worden und des Dampfrosses Schnauben nunmehr das hegauische Wiesengelände entlang bis zu dem Gipfel des Neuenhewen hinaufschrillt, manch einen Leser veranlassen, sich der eigenartigen Schönheit jener Höhen und Täler zu erfreuen; — möge sie zugleich Zeugnis ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammengearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

Jetzt in den Jahren eines besonders erregten Nationalbewußtseins fühlte man den Besitz, den man mit dieser Poesie empfangen hatte, in doppelter Begeisterung. Scheffel selber war so fest auf dem Boden seines engeren Vaterlandes angewachsen, daß er 1870 den Krieg in seiner inneren Notwendigkeit vollständig mißverstand. In seinen Briefen an Emma tritt die Schärfe seiner Meinungen über die Ereignisse von 1870/71 immer wieder hervor. Er befürchtete ein Näherrücken der preußischen Machtsphäre auf Baden hin und sah jede geringste Anlehnung des staatlichen Verwaltungssystems in Baden an preußisches Muster als ein Zeichen dafür an. Er aber fühlte dadurch den Boden unter seinen Füßen erschüttert und den Hauptnerv seiner, nur in der Luft der Heimat gedeihlichen Individualität bedroht. „Ob Krieg bleibt oder Frieden kommt," schrieb er am 16. September 1870 an Emma, „so wird unsere Situation in Baden schwierig. Da ich kein Freund des unausbleiblichen Soldatenstaates bin, freut mich selbst der

riesige Erfolg und die todesverachtende Bravour unserer Heere nur mäßig." Und in einem Briefe vom 19. November 1871 heißt es im Hinblick auf die Verwirklichung seines Bodenseeplanes: „Carlsruhe wird bis dahin mehr und mehr ‚am Ziel seiner Wünsche ankommen', d. h. preußische Provinzgarnisonstadt geworden sein, daß es immer weniger schwer fallen wird, sich zeitweise davon zu trennen." Er hätte eine friedliche Vollendung des Einigungswerkes mit heller Freude begrüßt. Die „Blut- und Eisenwirtschaft" aber und die bemerkbare Hegemonie Preußens hielten seine Begeisterung zurück. Selbst dem erfüllten Ideal, daß Deutschland einig und Elsaß wieder deutsch geworden war, diesen Träumen, denen schon seine Mutter mit poetischer Innigkeit nachgesonnen hatte, ging er nur dann mit ehrlicher Befriedigung nach, wenn der Schatten Preußens nicht sichtbar dahinter wurde. Ihn bedrückte jede Parteilichkeit. Deutschsein war ihm ein zu hohes innerliches Ideal, als daß es sich teilen und verteilen ließe. Er, der von seiner badischen Scholle nicht loskam, hatte es in diesem Sinne nie verloren. Er hatte seine Kunst daran gesetzt, um es zu stärken, und hat es geistig mit erfüllen helfen. Ein nationales Verdienst, dessen sich in gleicher Bedeutung keiner seiner poetischen Zeitgenossen rühmen konnte. Scheffel hat seine Wirkungen nicht erzwingen wollen; der frische Ton seiner Poesie traf kernig und jung die Wünsche des Herzens und wirkte darum so tief und volkstümlich. Er siegte wie das echte Genie mit dem hellen Blick seines Wesens. Er war in diesen Zeiten nicht unser schlechtester General.

Scheffel selber hatte diesen plötzlichen Aufschwung seines Ruhmes, diese große nationale Wirkung seiner Dichtungen nicht geahnt. Noch am 16. Dezember 1867, nicht lange nach dem Erscheinen des „Gaudeamus" hatte er an Emma geschrieben: „Der Schriftstellerruhm, den ich manchmal verdiene, hat keinen Kurs,"

und nach einem Jahre brausten, „sei's Rhein, sei's Donaustrand", seine Lieder durchs Land, sah er sich überall, wohin er kam, geehrt und gefeiert. Das tat ihm wohl. Denn die Vereinsamung in der Stephanienstraße, die monotone Gleichförmigkeit der Sorgen und Lasten um den Alltag hatten sich nicht gemindert. „Da ich alle Geschäfte einer Hausfrau selbst zu besorgen habe, heißt es Wintervorräte anlegen, Garten bestellen, Hausrat revidieren usw. — ich danke allmählich Gott, wenn wieder vierzehn Tage vorüber sind, ohne daß ich mich über die Dummheit oder den bösen Willen der Leute im Haus geärgert habe," berichtete er noch 1871 verstimmt an Emma.[175]) Am 16. Januar 1869 starb der Major, ein Jahr vorher am 28. März 1868 war in Freiburg der alte Apotheker Heim zur Ruhe gegangen, und im März 1867 hatte Häusser, der Schlichte, Lebensfrische, dessen sonnigem Geist der „Engere" die Tage seines Glanzes verdankte, die Augen geschlossen. Mit jedem von den dreien war für Scheffel ein Stück Jugend und Erinnerung dahingeschieden. Dazu eine Ehe, die besonders in diesen Jahren täglich neue Unerquicklichkeiten brachte. „Du wirst erklärlich finden, daß ich da oft an fröhlichere sonnigere Jugendtage zurückdenke, und die ersten grauen Haare nicht als Vorboten besserer Zeiten begrüße.[176]) Aber die Ereignisse fügten es, daß die Jahre des Übergangs nunmehr ihrem Ende entgegengingen. Im Sommer 1869 war es entschieden, daß Emma dauernd aus Rußland zurückkehrte. Mackenrodt hatte das Salzburger Gaswerk angekauft. Im Dezember sollte die Übersiedelung stattfinden. „Meine besten Wünsche fliegen Dir in die neue Heimat voraus," schrieb Scheffel in inniger Freude darüber nach Petersburg. Endlich war diese Sehnsucht erfüllt. Alle Erinnerungen wurden rege. Keine einzige war in den neun Jahren, da sich das Leben mit ihnen begnügen mußte,

trübe geworden. Jetzt warf die Gegenwart noch einmal ihren Schein über sie, um mit allem Besitz dem Erlebnis selber jubilierend entgegenzugehen:

Wiedersehen.

„Ich hab' die Jahre nicht gezählt,
Seit mich und dich der Sturm verschlug;
Ein Leben, dem das Liebste fehlt,
Zerfliegt wie flücht'ger Atemzug.
Ich glaub', ich hab' viel Zeit versäumt,
Ich glaub', ich hab' viel Leid verträumt;
Doch alte Lieb', die rostet nicht,
Und Herzog Hans von Brabant spricht:
Herba flori fa!

Dort ragt, von Morgenduft umdeckt,
Dein Städtlein in das Tal hinaus,
Und dort, im grünen Busch versteckt,
Das wohlbekannte Erkerhaus.
War's auch nur Jugendscherz und Spiel,
Mein Herz fand nie ein ander Ziel,
Und alte Lieb', die rostet nicht,
Und Herzog Hans von Brabant spricht:
Herba flori fa!

Das du gepflanzt, das Lindenreis,
Zum stolzen Baume zweigt es sich,
Derweil in fahles Grau und Weiß
Die Locke meines Haupts verblich.
So geht's, wenn man zur Fremde fährt,
Das hat noch selten Heil beschert;
Doch alte Lieb', die rostet nicht,
Und Herzog Hans von Brabant spricht:
Herba flori fa!

Halt aus, o Herz, noch faß' ich's kaum:
Dort winkt sie selber, mild und klar, —
Nichts weiß ich mehr von Zeit und Raum,
Die ich von ihr geschieden war;
Ich glaub', 's war nur ein Augenblick,
Ich glaub', dort winkt mein altes Glück,
Und alte Lieb', die rostet nicht,
Und Herzog Hans von Brabant spricht:
Herba flori fa!"[177])

Die Jahre in Salzburg gehören zu den schwersten in Emmas Leben. Der Ankauf der Salzburger Gasfabrik erwies sich bald als geschäftlicher Fehlgriff, und Mackenrodt war ein kranker Mann, als er ihren Besitz antrat. Aber es war, als ob hier die Elemente selber sich der neuen Herren erwehren wollten. Mackenrodt war nach Übernahme der Werke für einige Wochen nach Rußland zurückgekehrt, um dort seine früheren Geschäfte abzuschließen. Emma blieb mit ihren beiden Knaben allein in Salzburg. Da traf sie kaum vier Wochen nach ihrem Einzug, am 9. Januar 1870, das Schicksal, daß ihr jüngerer Sohn Konstantin durch Gas erstickte, und der ältere, Arthur, an Gasvergiftung schwer erkrankte. Das Telegramm an Mackenrodt kam zurück, weil er selber krank darniederlag, und man es ihm nicht geben zu dürfen glaubte. „In Deiner Seele ist Stärke und Heroismus, laß Dich nicht beugen, sondern richte Dich auf in allem schweren Leid," schrieb Scheffel am 10. Januar 1870 „in großer Bewegung und Teilnahme" an Emma. Der Arzt hatte für den geretteten aber schwer mitgenommenen dreizehnjährigen Arthur das Einhalten strengster Ruhe und das Vermeiden aller Aufregung verboten. Er sollte von dem Tode des Bruders nichts erfahren. Emmas Persönlichkeit entfaltete ihre ganze innere Stärke. Als sich unten

das Begräbnis Konstantins ordnete, saß die Mutter am Bette ihres anderen Kindes und spielte mit ihm Karten ... Das waren schwere Zeiten der Not. Die seelischen Erschütterungen brachen nicht ab und warfen Emma ein Jahr nach diesen Geschehnissen in eine Krankheit, aus der sie nur ihr kräftig veranlagter Organismus befreite. Im Winter 1871 verschlimmerte sich das Leiden Mackenrodts. Das Geschäft ging zurück. Mühsame Badereisen wurden mit dem Kranken, der an Lebercirrhose litt, notwendig. Im Februar 1873 brachte Emma ihren Mann nach Waldshut zu ihrem Bruder, da er nur bei diesem Genesung erhoffte. Am 23. Mai 1873 starb er. Ein Mann von tatkräftigem Willen, dem die deutsche Industrie in England und Rußland manche Erfolge verdankte, war mit ihm dahingegangen.

Dennoch hatte über diesen Ereignissen ein guter Stern gewaltet. Es beschwichtigte, daß sie sich nicht in Rußland zugetragen hatten, sondern hier, wo von Waldshut her Karl Heim jederzeit zu helfen bereit war, und von Karlsruhe her Scheffels Liebe ihre ganze Größe unmittelbar zeigte. Scheffel kam nach Salzburg, oder man verabredete sich nach Waldshut, Traunstein, Lindau oder München. Er brachte sein volles Lebensbewußtsein mit, setzte den Schicksalsschlägen die Überzeugung entgegen, daß nur Menschen von starker Persönlichkeit derlei erleben könnten, daß der Schmerz eine Waffe sei gegen alle Kleinlichkeiten und zur Größe erziehe, daß nach solchen Heimsuchungen die Lebensberechtigung wachse, und das Anrecht auf bessere Tage steige. Er rief die Erinnerungen der Jugend wach und stärkte die Dankbarkeit für den Besitz, den man trotz allem dem Leben abgewonnen habe. Er verfolgte sodann die praktischen Dinge, die sich aus den Salzburger Verhältnissen für Emma ergaben, bis ins kleinste, und stellte seine Dienste in

jedem Sinne zur Verfügung. Er suchte nicht mit Worten zu überreden, sondern empfand mit aller Echtheit seiner wundervollen Menschlichkeit jedes Schicksal Emmas wie ein eigenes. Er machte Vorschläge zu einem Wiedersehen, um eine Aussprache zu ermöglichen und die Zeit mit seinem Humor wenigstens für einige Stunden zu überdecken. Sein intensives Denken an Emma war in diesen Jahren besonders stark. Er sah sie auf seinen Wanderungen aus dem Schattendunkel der Bäume heraustreten oder über seine Schwelle kommen. „Mein Sehnen und Dein Gedenken geht durch Wachen und Traum.“ „Es bleibt alles beim Alten, ich kann Dich nicht mehr lieber haben, als ich Dich habe.“ „Du bist eine gute treue Seele, und ich habe Dich wunderbar lieb.“ Das sind die Empfindungen, die jetzt immerdar durch seine Briefe gehen. Schlicht und ohne hohe Worte teilte er sie mit. Dabei stand er allezeit fest auf dem Boden des Lebens. „Die Jahre schwinden und schmucke Praktikanten werden lederne Räte; gottlob, daß die Herzen nicht altern,“ hatte er ihr 1868 an seinem Namenstage geschrieben. Sein und Emmas Geburtstag verleitete ihn gern zum Rückblick auf das Vergangene. „Wenn dieser Festtag Dir wie mir anzeigt, daß wir der reiferen Jugend angehören, so liegt das Leben doch noch voll Schönheit und Hoffnung vor uns, und wenn wir uns wiedersehen, schlägt das Herz so fröhlich wie damals, da wir in den Fensternischen des Gengenbacher Rathauses saßen oder von Waldshut zum Haspel emporwanderten,“ heißt es am 17. Februar 1873 in einem Briefe. „Leben und Glück haben noch Ansprüche an Dich,“ war sein starkes kurzes Trostwort. Wahrlich, es wäre wert, ihn zu lieben, auch wenn er kein großer Dichter gewesen wäre.

Die Zeit des Überganges war erfüllt. Jeder hatte sich sein Recht auf die Befriedigung des Alters erkämpft, denn

keinem war das Glück ohne Opferungen in den Schoß gefallen. Selbst die Freude des Wiedersehens nach Emmas Aufenthalt in Rußland konnte von ihnen erst nach dem Lösegeld jahrelanger Schicksale rein genossen werden. Jetzt übte das „Beschwichtigende und Sänftigende der Zeit" seine Wirkung. „Wenn ich den Mut und die Energie nicht kennen würde, die Dir innewohnen, so wäre ich ernstlich besorgt," schrieb Scheffel im März 1873 an Emma. Sie richtete sich auf, denn es war keine Schwäche in ihr. Auch Karl Heim, der treffliche, stille Charakter, der die Schwester liebte, weil er mit ihr das mütterliche Erbteil des Humors und der Güte teilte, fand die rechte Weise, um Emmas Lebensbewußtsein von neuem zu wecken. Starke Naturen waren hier beisammen, die aus ihren Schicksalen keine Aktionen machten und die Vergangenheit nicht der Gegenwart vorrechneten. Der glückliche Karl Heim, er hatte, als er mit Emma ein Jahr vor seinem Tode in die Berge zu seinen Kranken hinauskutschierte, auf Emmas Frage, wie er sich das Leben einrichten würde, wenn er es mit allen seinen Erfahrungen noch einmal leben dürfte, sogleich die lächelnde Antwort: „Genau wie diesmal, aber weischt, 's Emma tät ich ein Jahr eher heirate." Emmas Lebenstemperament ward nicht so jubelnd bewegt und neigte der Melancholie zu. Aber sich dem Nachdenken über das Verlorene dauernd hinzugeben, das vermochte auch sie nicht. Sie fühlte sich und richtete sich an sich selber wieder auf. Schon im Januar 1874 konnte ihr Scheffel die Worte schreiben: „Ich freue mich recht, von Deinem Gottlob wieder frisch sprudelnden Lebenshumor und Deiner warmen Herzensneigung erquickt zu werden." Ihn selber umgab damals in der Stephanienstraße keine bessere Stimmung als in den Kriegsjahren. Aber „meine Hoffnung auf glückliche Zeit ist grün und frisch, wenn ich auch neulich mein Testa-

ment gemacht und Alles wohl bestellt habe." Zwei Umstände beförderten in ihm dies gehobene Lebensgefühl: die gleichsam jetzt erst eingetretene Heimkehr Emmas und sein Bodenseeplan.

Emma blieb nach dem Tode Mockenrodts noch drei Jahre in Salzburg und siedelte dann nach Graz über. „Nichts unsteter als eine Witwe" sagte Scheffel, der sie an die heimatliche Scholle fesseln wollte. Er hatte 1872 bei Radolfzell mit dem Bau seines „erfreulichen ländlichen Hauses" begonnen und hing mit schier kindlicher Freude an dieser Errungenschaft. Der Bau wollte anfangs nicht vom Fleck, und erst 1874 war er soweit gediehen, daß Gäste aufgenommen werden konnten. Scheffel selber zwar hatte sich in stolzer Befriedigung über den eigenen Grund schon im September 1872 ein Zimmer in dem Hause eingerichtet, obwohl um ihn herum die Handwerker rumorten und alles noch in primitivstem Zustande war. In Karlsruhe wäre er davongelaufen, hier hielt er aus, so sehr erfreute ihn dieser Besitz. „Seehalde" taufte er das Haus. Es ist ein schlichtes, graugetöntes einstöckiges Gebäude mit breiten, hohen Fenstern und einer mäßig großen, durch zwei schmucklose Gaskandelaber flankierten Freitreppe. Es liegt etwa zehn Minuten von Radolfzell am Hegauer-Ufer des Konstanzer Untersees. Ein geräumiger Garten umgibt es, und links am Ufer entlang zog sich ein schmaler Rebenacker, dessen Gewächse nicht den edelsten Tropfen gaben, der aber von seinem Besitzer lieber getrunken wurde, als die Sorten, die im Weinkeller der Stephanienstraße lagerten. Denn es war bei Scheffel entschieden, daß dieses Stück Erde, das er sich im Laufe eines mühseligen Lebens erarbeitet hatte, nur gute Früchte tragen könnte. „Immer mehr zieht mich der Bodenseeplan an," schrieb er am 23. Januar 1874 an Emma, „ein selbstgefangener Fisch schmeckt besser, und wenn's ein Weißfisch ist, als das

Diner eines Carlsruher Ministers.“ Ein feiner glücklicher Idealismus, der dem Leben nicht nur vertraute, sondern ihm auch dankte, liegt in diesen Worten und in der stillen Genugtuung, mit der Scheffel gleichermaßen die Freuden und Lasten dieses Besitzes trug. Seine bescheidene große Natur nahm die Früchte des Lebens wie ein Geschenk hin. Er, der in den alltäglichen Dingen trotzig und heftig auf seinen Rechtsstandpunkten beharrte, räumte in den Beziehungen zwischen sich und dem Leben anstandslos nur dem Leben alle Rechte ein. Und darum blieb das Leben sein eifrigstes Ideal, darum fand er in ihm immer wieder neue Schönheit, zog er aus ihm immer neue Kraft.

„Portum inveni,“ ich habe den Hafen gefunden. Endlich war das Ziel erreicht. Das Gefühl des Unsteten, das Scheffel das ganze westliche Europa durchwandern ließ: hier war es der beschaulichen Ruhe gewichen, die mit Mühen den Tag fernzuhalten strebte, an dem, von den Bleigewichten des Lebens gezogen, der Rückzug nach Karlsruhe angetreten werden mußte. Der Drang nach der Natur und die Freude am freien Sichregen und Sichrecken: hier wurden sie befriedigt. Er tummelte sich. Er probierte das Land, sein Land, nach jeder Richtung hin aus. Er jagte, fischte, schnitt die Weinranken zurecht. „Mir gehts einsam gut,“ schrieb er im Frühjahr 1874 an Emma, „es wird gegärtnert, gepflanzt, Wein abgelassen, im Hause rumort und heiter gelebt.“ Gäste kamen. Aber nur bei den Allerwenigsten wurde in diesem Idyll die Ankunft willkommener geheißen als der Abschied. Anton von Werner, Anselm Feuerbach zählten zu ihnen. Vornehme Naturen, die den Dank anerkannten, den sie Scheffel schuldig waren. Beide in ihrem Wesen grundverschieden, doch von Scheffel gleichmäßig geschätzt, Werner von ihm geliebt. Werner nervös, zart, zurückhaltend,

und Feuerbach leuchtend, von großer Art, schön und auch in der Melancholie ein Schwärmer. Er tauchte alles in die Farben seiner glutvollen Sinnlichkeit. Er besprach mit Scheffel alle seine malerischen Pläne und blieb wochenlang in der „Seehalde". Man ruderte auf den See hinaus; Feuerbach sang die Trompeterlieder, aber „singen kann er bekanntlich nicht"; was Jagdbares über ihnen kreiste, wurde mit der Büchse heruntergeholt, und Scheffel schaute in stolzer Freude zu seinem Eiland herüber.

„O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Wackenmauern,
Wie lernt man hier aufs allerbest
Entsagen dem Brüten und Trauern.

Mit Reben umrankt vor dem Tor sich die Höh'
Bis hinab zum Mettnaugestade,
Und schimmernd ladet der Untersee
Zum kühlenden Wellenbade.

Wenn dort ich in wohligem Schwimmerspiel
Der Fluten Tiefe durchschneide,
Grüßt altbefreundet der Hohentwiel
Aus bergstolzer Hegauweite.

Schön ist er, im dämmernden Morgengrau
Vom Duft der Ferne umflossen,
Und schön, wenn zum Abend-Purpurblau
Sich der Sonne Glühgold ergossen.

Nur langsam verglastet der blendende Schein,
Doch kaum ist erloschen der Schimmer,
So hüpft auf den Wellen der Mondenschein
Mit silberweichem Geflimmer.

Vergnüglich sitzt man am Strande fest
Und vergißt, den Koffer zu packen.
O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Mauerwacken!“ 178)

„Aber viel in Gedanken und Sehnsucht bei Dir,“ heißt es in dem Frühjahrsbriefe von 1874 weiter. Wann Emma kam, „war der Herr Doktor nicht zu Hause.“ Dann wollte Scheffel die Stunden allein mit Emma genießen, denn „wir haben uns so viel zu sagen, daß Jahr und Tag nicht ans Ende reichen.“ Er holte Emma darum niemals vom Bahnhofe ab; er wollte nicht gesehen werden, um sich besser verleugnen zu können. Und er riet ihr selber: „Willst Du mich überraschen, so ist's auch gut. Aber ja direkt vom Bahnhof herausgehen und nicht Viele fragen.“ So hüteten sie ihre ewig junge Liebe. Jetzt nach den schweren Salzburger Jahren, da endlich der Hauch der Ruhe und der Befriedigung ihr Leben durchzog, vertieften sich die Empfindungen zu einem großen, reinen Glück. Kein Schwärmen, kein Träumen, kein nachhängendes Sinnieren, sondern eine tiefe Neigung, eine ehrliche Kameradschaft, die dem andern nichts an Gefühlen und Gedanken vorenthielt. „Und wir plaudern wie alte Kinder und freuen uns der alten Erinnerungen und neuer Herzlichkeit.“ Ununterbrochen ergingen nun von Scheffel die Einladungen an Emma. „Ich lebe jetzt schon im Gedanken an dieses Wiedersehen,“ schrieb er ihr im Juni 1874. Und das geschah immer, wenn Emma ihm ihren Besuch in Aussicht gestellt hatte. Dann sprühte der Humor, und die Vergangenheit wurde lachend von der Gegenwart verabschiedet. Als Emma ihn eines Tages in Radolfzell überraschen wollte, ihn aber nicht anwesend fand, weil er auf die Jagd gegangen war, und sie nun dem Ahnungslosen entgegenging und ihn mit Veilchen überschüttete, daß die Blüten an

seiner Lodenjoppe haften blieben, da leuchteten seine Blicke, die ganze Gestalt richtete sich kräftig auf, und seine ersten Worte waren, daß er in der Seehalde leider nur eine Flasche Champagner habe kalt stellen lassen. Er wollte dieses Wiedersehen mit starken Sinnen genießen. Ihm hätte es das Konzept verdorben, wenn er jetzt wartende Gäste in der Seehalde getroffen hätte. Was sich in ihm zur Aussprache drängte, sobald Emmas Erscheinung, diese „nie rostende Erinnerung an Jugend und Glück", ihm gegenübersaß, war zu innig, um von allen gehört zu werden. Dann ging ein Blühen in ihm an, dann fluteten die Empfindungen in stets erneutem Strome aus seinem Herzen.

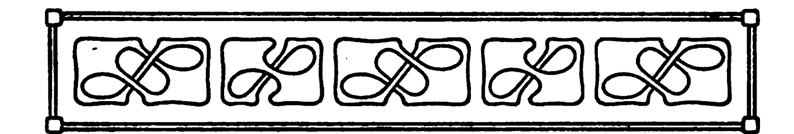
Da die Seehalde eigentlich nie fertig wurde, und Handwerker und Arbeiter in ihr immer etwas zu tun fanden, blieb man nicht jedesmal nur in Radolfzell, sondern machte Ausflüge in die Umgebung, in den Hegau, auf den Hohentwiel, nach Konstanz, über den Bodensee usw. Lange Kursbuchauszüge schickte er in solchen Fällen an Emma zur Auswahl. „Bahnhof Olten wäre der beste Platz, uns zu treffen," schlug er ihr im Juli 1874 vor, „ich würde in Waldshut nicht aussteigen . . . bei Olten oder Solothurn Weißenstein ist es schön — wenn wir uns nur erst gefunden! Scheint Dir aber Alles unpraktisch, so verfüge, wie es Dir gefällt. Rigi würde mir auch sehr zusagen." Oft blieben sie mehrere Tage weg und beschlossen die Reise dann bei Heims in Waldshut. „Was werden die Nachbarn in der Stephanienstraße sagen, daß Du mit mir so herumfährst?" fragte Emma. „Du wirst mir nicht einreden, daß sich je der Klatsch an Dich heranwagt," antwortete er. „Sich zu Huld und Gnade empfehlend," mit diesen Worten hatte er 1852 den Neujahrsnachtsbrief an Emma beendet; „Dein treu ergebener Vetter," „Mit alter Liebe und Ergebenheit," waren jetzt die Schlußworte seiner Briefe. Eine Liebe, die immer

Ideal blieb, und darum ewig neu und jung ein ganzes Leben ausfüllte. Unermeßlich war der Reichtum, den sie jetzt über den Alternden schüttete. „Bleib mir auch in diesem Jahre meine gute liebe Emma," schrieb ihr Scheffel Anfang 1873. Das klingt fast weich, aber der Verlust wäre unerträglich gewesen. Denn hier war mehr als nur eine Gewohnheit oder die Freude an einer willkommenen gegenseitigen Gesellschaft im Spiel. Ein voller großer Lebensinhalt strebte hier bis zum Rest der Tage nach seiner Beständigkeit. „Dein Bild wandelt mit mir, täglich, stündlich, unvergeßlich — wie vor zwanzig Jahren."

Die folgenden Briefe mögen das Schwingen der Empfindungen und die tiefen Untertöne, die diese Liebe bewegten, geistig fühlbar machen. Sie umfassen die Jahre 1867 bis 1876, beginnen mit der Nachricht Scheffels, daß ihm in Clarens ein Sohn geboren sei, und schließen 1876 mit dem Tage ab, da das deutsche Volk dem Sänger des „Gaudeamus" und dem Dichter des „Ekkehard" die ersten Kränze unvergänglichen Ruhmes flocht. Sie bilden mehr als die Hälfte der gesamten Briefe, die Scheffel in diesen Jahren an Emma schrieb, und sind ausgewählt nach den bestimmenden Lebensereignissen dieser Zeit und in dem Bestreben, nach dem Dichter den Menschen Scheffel in seinem warmen Charakter und seiner unbezwinglichen Liebe zu Emma voll hervortreten zu lassen. Sie brauchen vorher nicht in ihrem inneren Werte abgeschätzt und gepriesen zu werden. Sie wirken durch sich selbst. Denn sie durchweht der Zauber des rein Menschlichen, das immer gut, immer edel und in unantastbarer Hoheit seine Wege geht und überall da seine Herberge nimmt, wo ein Herz sich öffnet und eine Seele ihre Wünsche regt.

Ein Buch Briefe.

1867—1876.



1.

Liebe theure Cousine!

Der Mensch denkt und Gott lenkt! Von Herzen hatte ich mich gefreut, Dich auf der Durchreise in Freiburg zu begrüssen u. in Erinnerung an gute alte Zeiten heiter freundliche Stunden mit der „alten“ Base zu verleben, da erhalt ich gestern, den 20. Mai 1867 Abends folgendes Telegramm aus Clarens:

Glükk auf!
Ein kräftiger Knabe geboren.
Mutter u. Kind wohl!

Dieses wichtige Ereigniß, welches wir erst Ende Mai erwarteten, zwingt mich zu unverzüglicher Abreise, ich habe Hals über Kopf eingepakkt u. fahre heut — mit einem grüssend liebevollen Blikk im Schnellzug an Freiburg vorüber.

Von Deiner Theilnahme an meinen Schicksalen überzeugt, werde ich Dir von der Schweiz aus weiteren Bericht erstatten. Der Knabe soll Victor heissen u. seinem Vater Ehre machen! Ich bitte Dich, dem Papa Heim u. den Laufenburgern die Kunde mitzuteilen u. grüsse Dich, Deinen Bruder Karl u. seine Braut, den Papa u. die Großmutter auf das herzlichste.

Schone u. pflege Dich gut u. gedenke manchmal in „alter“ Herzlichkeit Deines

Dich unverändert verehrenden Vetters

Joseph.

Karlsruhe, 20./21. Mai 1867.

2.

Vevey, Canton de Vaud
Hôtel Senn Nr. 9
1. Aug. 67.

Liebe theure Emma,

Laß mich mein langes Schweigen nicht entgelten; ich denke oft u. Viel an Dich, bin aber wenig an meinem Schreibtisch.

Gottlob, daß meine Sorgen u. Befürchtungen sich zerstreut haben . . . meine Frau hat die schwere Zeit glücklich überstanden u. erholt sich langsam; der Bub, welcher auffallend groß u. stattlich für sein Alter ist, erfreut sich einer kräftigen Stimme u. beschäftigt seine Umgebung vollauf.

Nachdem ich seine Taufe in Vevey festlich aber auch wehmüthig (im Gedächtniß an die nicht mehr Anwesenden) gefeiert, habe ich, da ich für das Idyll der Kinderstube nicht gerade passionirt bin, eine große Bergfahrt unternommen, die mich, trotz meiner soliden Gesinnungen, oft in wahrhaft schwindelhafte Situationen geführt hat.

Ich gieng direct an den Montblanc, habe einige der Gletscher vom Chamounithal aus beklettert, viel Gewaltges gesehen u. dann die sogenannte Reise um den Montblanc angetreten, die an dessen Abhänge nach der italienischen Seite führt.

Da noch viel Schnee auf den Höhen lag, hatte ich einen gefährlichen Bergpaß zu überschreiten, den col du bonhomme, an den ich — er ist beinah 8000′ hoch u. wir steckten in abschüssigen Schneefeldern bei schwarzfinsterem Wolkennebel — zeitlebens denken werde. Ebenso groß als die Beschwerden sind aber auch die Wunder des Hochgebirgs, die himmelanstarrenden Nadeln von verwittertem Granitfels, die erstarrten Eisströme mit ihren Schuttwällen, die Wildwasser u. Bergspalten.

In Courmayeur auf der italischen Seite habe ich Rast gehalten u. 18 Stunden auf einen Zug geschlafen.



Joseph Victor von Scheffel.

In Aosta war Cholera.

Zum Zuspizzen wählte ich noch den grossen Sanct Bernhard, dann gieng ich in die friedlichen Gefilde des Genfersee zurück, wo ich annoch weile.

Beifolgende Photografie des mer de glace möge meiner geliebten Cousine eine Anschauung von den eisigen Gefilden gewähren, in denen ich mich herumtrieb.

Es freut mich, gute Nachrichten von Dir zu haben; möge Franzensbad seine Schuldigkeit thun . . . pflege Dich u. schone Dich, auf daß es Dir allzeit wohl ergehe und nervenruhig.

Ich bitte Dich, mich öfter mit Nachrichten zu erfreuen, denn Du zählst zu den wenigen Auserwählten, bei denen meine Gedanken oft u. immer mit neuer Fröhlichkeit weilen.

Einen Kuß, den ich von Heidelberg her noch zu Gut habe, mir ausdrücklich vorbehaltend, verbleibe ich

Dein getreuer Vetter Joseph.

3.

Vevey, 20. August 1867.

Es hat mich sehr erfreut, liebe Emma, einen so liebenswürdigen Brief mit so guten Nachrichten von Dir zu erhalten. Daß die kräftigen Quellen von Franzensbad u. die gute Luft Dich gestärkt und verjüngt haben, macht mir dieselben sympathisch ohne daß ich sie je kennen lernte.

Die mitgetheilte Photografie freilich liefert dazu nicht die günstigste Illustration u. ich bin froh, daß ich Dich in Heidelberg mit leiblichen Augen erschaute u. weiß, daß Du brillanter u. stattlicher aussiehst als in diesem Conterfey. Wenn es daher einmal eine wahrere, folglich schönere Photografie gibt, bitte ich, diese jetzige mit einer solchen zu vertauschen.

Meine Nachrichten sind sehr einfach; ich führe ein Stillleben am Genfersee, wo zur Zeit eine tropische Hitze den Men-

schen von selbst zur Ruhe zwingt. Mein junger Herr Sohn, der sich Dir empfiehlt u. recht stattlich u. groß mit blauen Augen in die Welt schaut, gedeiht heran, seine zarte Mama erholt sich langsam von den Mühen dieses Frühjahrs u. bedarf großer Schonung und Ruhe.

Die Landschaft ringsum ist hier bezaubernd schön, so daß auch das Gemüth wohlthuend davon berührt wird; leider aber treibt sich ein so gemischtes halb abenteuerliches u. halb vornehmes Volk aus allen Nationen der Welt hier herum, daß die einfachen Freuden bedeutend gestört sind.

Ich würde mich sehr freuen, wenn es mir möglich wird, Dir vor der Rückreise nach Rußland noch einmal die schlanke weisse Hand zu drükken u. von alten Zeiten zu plaudern, weiß aber kaum, ob es die Götter gestatten. Im August u. Anfang September kann ich nämlich nicht nach Deutschland zurück, weil ich eine Einladung u. Aufforderung zu einer Jubiläumsfeier der Wartburg, die am 28/30 August stattfindet, als abwesend auf einer Alpenreise abgelehnt habe.

Wenn ich irgendwo um diese Zeit erschiene, würde ich gefragt, warum ich nicht in Eisenach sei. Ich muß, ob ich will oder nicht, noch eine namhafte Fußwanderung in die Alpen unternehmen, u. komme vor Mitte oder Ende September nicht an den Bodensee. Nach Carlsruhe gehe ich keinesfalls vor October. So liegen diesmal die Alpen u. der Schwarzwald u. alles deutsche Mittelgebirg zwischen Deinen und meinen Wegen.

Ich hoffe daß noch ehe Du nordwärts ziehst, mein neues Werk Juniperus erscheinen wird. Es ist nicht bedeutend an Umfang, aber prachtvoll ausgestattet durch die Holzschnitte meines Freundes A. v. Werner.

Wenig Tage vergehen, wo ich nicht oft u. gern Deiner gedenke, — immer mit den wärmsten Wünschen für Dein Wohlergehen! Darum schliesse ich auch heut mit dem alten Wunsch bleibe gut

Deinem Vetter Joseph.

4.

Liebe Emma,

Ich hoffe daß Du warm u. behaglich im Petersburger Winter etablirt bist u. sende Dir einen Weihnachtsgruß aus der deutschen Heimath, der Dich freuen soll. Es wird mich sehr freuen, zu hören, daß es Dir u. Deinem Hause allzeit gut ergeht; seit Deinen freundlichen Zeilen aus Franzensbad hab ich nichts mehr von Dir vernommen; ich war damals in Vevey u. habe seither viel Unruhe erlebt. Am 14. Octob. starb zu Constanz mein Schwiegervater v. Malzen, ich übernahm viele Geschäfte, habe aber den unangenehmen Dank daß meine Frau, die Carlsruhe nicht mag, vorzieht den Winter mit dem Kind bei ihrer Großmutter in Oesterreich die Trauerzeit zu verleben, — so ists im Hause Scheffel sehr einsam, ein alter Vater, ein kranker Bruder . . . Du wirst erklärlich finden, daß ich da oft an fröhlichere sonnigere Jugendtage zurückdenke, u. die ersten grauen Haare nicht als Vorboten besserer Zeiten begrüsse.

Meine besten Wünsche für Weihnacht u. Neujahr Dir, Deinem Mann, Deinen Kindern; wenn die halbe Million den Russen abgenommen ist, möge Euch ein Landhaus zu Heidelberg oder sonst in einem schönen Winkel Deutschlands die Ruhe nach der Arbeit gewähren!

Mir wirds nicht so gut, denn der Schriftstellerruhm den ich manchmal verdiene, hat keinen Curs!

Wenn Dich das Buch freut, so laß michs bald mit ein paar Zeilen wissen.

In herzlicher Verehrung

allzeit Dein treuer Vetter Josephus.

Carlsruhe, 16. Dezemb. 67.

5.

Crhe, 19./1. 68.

Liebe Emma,

Das Buch Juniperus habe ich, in Wachsleinwand verpackt, am 17. Dezemb. hier zur Post gegeben u. vielleicht dadurch sein Nichtankommen bei Dir verschuldet, daß ich Deine frühere Adresse Haus Loupier darauf geschrieben. Ich habe nun den Postschein hier der Post übergeben u. werde alle Nachforschungen anstellen; es thut mir sehr leid, daß es seine Schuldigkeit nicht gethan hat, nämlich Dir zum Weihnachtfest einen anheimelnden Gruß aus der deutschen Heimath zu bringen. Ich hoffe, daß Du dennoch in der Neujahrsnacht freundlich an sie u. Deine heimathlichen Freunde gedacht hast u. kann Dich versichern, daß es auch mir grosse Freude bereitet hat, aus Deinem lieben Brief vom 9./21. Dez. so viele u. gute Nachrichten von Dir u. den Deinigen zu erhalten. Ich bitte Dich, wenn Du ein freies Plauderstündchen hast, mir wieder zu schreiben u. gegen Deinen alten Vetter niemals „timide de coeur" zu sein, denn er freut sich allezeit, Dich wieder, so lang kein fröhliches Wiedersehen möglich, in geistigem Bild vor sich zu schauen u. die Züge Deiner einzigen schlanken Hand zu begrüssen.

Insbesondere halte ich Dich bei einem früheren Versprechen u. erbitte mir ein ähnliches Kartenbild — ohne Freundin — in bekannter imposanter Haltung und Schönheit, denn wir haben kein einzig Deiner würdiges Bild. An andern täglichen Erinnerungen an die theure Entfernte fehlts nicht, denn noch steht als Vermächtniß von Dir die gestickte Holzkiste im Zimmer meines alten Vaters u. schier allabendlich sitz ich auf derselben u. höre das Gespräch des monotonen aber grundbraven u. ehrwürdigen Greisen, der itzt ohne große Beschwerden 79 Jahre zählt. Wir leben einen sehr einsamen Winter, da meine Frau mit dem Kind in Oesterreich bei Verwandten ist u. keine Freude an Carlsruhe hat; ich aber muß hier aushalten, obs mir ge-

fällt oder nicht. Dabei habe ich noch grossen Aerger mit einem Berliner Verleger Janke, der sich in das Verlagsrecht meines besten Werkes, des Ekkehard, eingeschmuggelt hat u. mich zu Prozeß u. öffentlichen Fehdeerklärungen zwingt U. so verstehe ich allmälig den Ernst des Lebens! — Um so lieber weilen die Gedanken in den sorglosen Tagen heiterer Jugendzeit, u. wenn ich Deiner denke, sehe ich Dich noch immer im Glanz siebzehnjähriger Jugend, nach vollendeter Pensions- oder Pfarrhauserziehung von Kettenheim kommend, von meiner seligen Mutter geleitet, in der Thür der Mansarde, wo ich damals unter Büchern aufschaute u. fühlte daß dieser Anblick wie man zu sagen pflegt — mir einen Riß gab! Gottlob hats mich im Laufe eines bewegten Lebens nicht ganz zerrissen, u. ich halte mich noch leidlich aufrecht u. freue mich an Gottes Welt u. ihren Kindern, wenn sie gut sind, wie ehedem.

Meine besten Wünsche für Deine Gesundheit begleiten diese Zeilen. Schone Dich insbesondere mit Kaltwassercuren, die man gewöhnlich übertreibt, so daß sie aufregen u. abspannen, statt zu stärken.

An Mann u. Kinder freundliche Grüsse von uns Allen. Hoffentlich ist das Buch inzwischen angekommen; bitte melde mir sein Eintreffen.

Deinen Händedruck mit ehrerbietig herzlichem Handkuß erwiedernd

der Vetter Joseph.

6.

Karlsruhe, 13. Febr. 1868.

Dein Brief vom 27. Januar hat mir, liebstes M, das sich M schreibt und Emm spricht, eine herzliche Freude bereitet; das Heimweh, daß der Norden Dir schafft, hat die Wirkung des Eises, es conservirt frische Erinnerungen, daß sie nach Jahren u. aber Jahren noch so frisch sind, wie damals da wir

zu Gengenbach in der Fensternische saßen u. damals da wir bei der alten Großmama Caeco spielten. Es bedarf aber kaum des nordischen Eises, wenn die Erinnerung von u. durch sich selbst Leben hat . . . Du hast auch einen Theil von der Empfindung eines Dichters u. schaffst Dir Deine ideale Gedankenwelt so anmuthig daß ich Deinen Brief als ein ächtes Stück Poesie lang auf dem Herzen trug, eh er in die Mappe kam. Und das hochstirnige, feinnasige, zartlippige, süsse Antlitz, das die einzige Photografie mir als freundlichste Gabe brachte, beweist daß die 17 Jahre, mit welchen Du einst im Flügelkleide von Kettenheim hergeschwebt kamst, sich für permanent bei Dir erklärt haben. Ich sage Dir freundlichen gerührten dankbaren Dank dafür u. schicke als Gegengruß zwei Kartenbilder von meinem Vater u. mir, da ich mich nicht bestimmt erinnere ob Du letzteres schon besitzest.

Auf der Holzkiste ist Platz zum Näherrükken, ich erzähle ihm manches gute u. minder gute Stück von alten Zeiten dort. Neulich an einem Sonntag stand er aber von Tisch auf u. brach in einer Ohnmacht zusammen, daß ich schon fürchtete er werde die Augen nie mehr aufschlagen. Nach drei Tagen war er wieder rüstig u. wohlauf wie seither.

Tausend Grüsse — Du weißt daß ich in Briefen einsilbig geworden bin — an die gesammte Petersburger Familie. Pflege u. schone Dich u. bleibe gut

Deinem getreuen Vetter Joseph.

7.

Karlsruhe, den 19. März 1868
Stefanienstraße 18.

Dein Gruß zum Geburtstag, theure Emma, hat mich so verwöhnt, daß mir heute, wo mein allerhöchster Namenstag ist, förmlich Etwas fehlt, da ich keine Schriftzüge Deiner theuren Hand gratulirend erblikke. Ich weiß aber, daß Du gütig und

liebevoll an diesem Tage des Buchstabens J. gedenkst u. so ergänze ich mit dichterischer Phantasie den Mangel u. richte mein Auge auf die gelungenen photografischen Bilder Deiner Herrlichkeit u. bin in Gedanken bei Dir u. plaudere von alten Zeiten. Daß ich im Schreiben saumselig bin, entschuldigst Du... ich habe gegenwärtig wenig Ruhe, da Arbeiter im Hause seit Wochen tapezieren, anstreichen u. s. w. Der Frühling hat mich einmal hinausgetrieben zu einem Ausflug in die Rheinpfalz, da hab ich einen sehr hohen Berg, die Calmit genannt, bei Neustadt erstiegen u. saß in warmer Märzsonne auf dem Gipfel u. schaute in die Rheinebene u. rückwärts in die waldigen Bergrükken u. ließ meine Gedanken lustig auffliegen; ich bedaure daß ich damals keinen Schreibebrief an Dich richtete um Dich zu überzeugen, zu wem diese Gedanken flogen. Deine Kartenbilder haben mir große Freude gemacht, das in ganzer Figur ist elegant, interessant, haltungsvoll ... aber das frühere im Profil ist die alte, d. h. kindlich jugendliche schöne Emma, wie sie aus dem Pfarrhaus von Kettenheim nach der Heimath zurückschwebt. Es steht in diesem Augenblick elegant eingerahmt auf meinem Schreibtisch vor einem duftigen Strauß lustig blühender Märzenveilchen, da Ihr in Petersburg noch keine habt, breche ich ein paar ab u. werfe sie in diesen Brief ... sie werden freilich dürr ankommen aber vielleicht mahnt doch noch ein Hauch ihres Duftes an den Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe.

Auch das Bild Deines Sohnes hat mich erfreut; kein Wunder daß er ein schöner sinniger Knabe ist, da er eine solche Mama hat. Ich wünsche ihm Glück u. unbeengte Lebensbahnen; in einem deutschen Kleinstaat leben zu müssen ist gegenwärtig kein Glück, da erbärmliche Verhältnisse auch erbärmliche Menschen schaffen.

Ich habe neulich mit einem Freund, dem österreich. Hauptmann Klose mich photografiren lassen u. schicke Dir eine Probe, da es ein nettes Bildchen wurde; ob ich Dein allerhöchstes Gefallen erwekke, weiß ich nicht, ich habe einen Anflug von dunklem

Bart u. lichtes, wahrscheinlich bald mit Grau sich mischendes Haupthaar . . . die Zeiten schwinden u. schmukke Practikanten werden lederne Räthe; gottlob daß die Herzen nicht altern.

Laß mich mein langes Schweigen nicht entgelten. Wenn ich nach Heidelberg komme, werde ich Frau Tenner besuchen u. von Dir plaudern . . . Neues weiß ich nicht, mein alter Vater, der mir heut einen grossen Strauß u. viel nützliche Landkarten schenkte, ist wohlauf, auch mein armer Bruder. In Carlsruhe nimmt Alles preußischen Zuschnitt an.

Ich drükke Deine liebe Hand u. verbleibe mit herzlichem Gruß an Dein ganzes Haus Dein Dir treu ergebener

veilchenumblühter Vetter

Josephus.

8.

Liebe Emma,

Ich schreibe Dir heute mit schwerem Herzen. Aus Deinem Brief vom 23. erseh ich, daß Du nervenleidend u. beunruhigt bist, und leider hat Dich in diesen Tagen ein Schicksalsschlag getroffen, der Deine Leiden nicht mindern wird. Samstag, den 28., ist Dein guter Vater zu Freiburg rasch und ohne vorausgehende Krankheit verstorben. Der Tod hat seinen Plan, aus Freiburg und der preußischen Machtsphäre nach der Schweiz überzusiedeln, durchkreuzt u. ihn in eine bessere zweite Heimath abberufen! Ich habe den Verewigten sehr lieb gehabt, da ich die Tüchtigkeit und Energie seines Characters sehr hoch schätzte und im Leben allzeit in freundlichen Beziehungen zu ihm stand.

Leider kam ich erst gestern, am zweiten April, von einer weiten Frühlingsreise zurück u. konnte ihm die letzte Ehre nicht mehr erweisen.

Die schwere Heimsuchung, theure Emma, die Dein Herz durch diesen Tod erleidet, fühle ich mit Dir. Auch mir war das

Glükk versagt, die letzten Lebenstage meiner Mutter an ihrem Sterbebett zu verweilen ... ich habe sie nicht lebend wiedergesehen. Trost ist nur durch Ergebung in Gottes Willen, in die Nothwendigkeit des Menschenlooses, das aufhören muß, weil es unter den Gesetzen der Endlichkeit beginnt, u. in der mildernden Zeit zu finden. Dir insbesondere kann ein Trost sein, daß Du dem Verstorbenen eine treue liebevolle Tochter gewesen. Ich bitte u. mahne Dich aber, bei dem Zustand von nervöser Aufgeregtheit, der Dich ruhebedürftig macht, den Eindrükken der Trauer nicht nachzugeben u. im Gedanken an Deine lieblichen Kinder u. an die glückliche Jugendzeit des elterl. Hauses Dich in wohlthuender Stimmung zu erhalten.

Keinem Sterblichen ist ein ungetrübtes Glükk vergönnt ... oft aber sehen wir dunkler durch unser Auge als recht ist; ich hoffe zu Gott, daß er Dich stärken und trösten wird. Wenn Du irgend einen Wunsch bezüglich Deiner Angelegenheiten hast u. ich Dir dienen kann, so verlaß Dich auf meine Bereitwilligkeit.

In Leid wie Freude

Dein getreuer Vetter

Joseph.

[Karlsruhe] 2. April 68.

Mein alter Vater, selbst dem Grabe nah mit 79 Jahren, läßt Dich seines herzlichen Beileids versichern.

9.

Liebe theure Cousine,

Ich hätte meine herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr nicht versäumt u. Dir einen langen langen Brief gesendet, um die Freude eines gleich ausführlichen von Dir zu erleben ... aber der Mensch denkt u. Gott lenkt. Seit Ende November stehe ich am Krankenlager meines guten Vaters ... Alters-

schwäche, Stockung der Unterleibfunctionen, jetzt ausgesprochene Wassersucht bedrängen den Rest dieses guten edeln Lebens; ich werde nur noch wenige Tage mich seiner erfreuen u. dann das letzte Lebewohl sagen müssen.

Bis jetzt habe ich mich wacker gehalten u. bin gefaßt, aber es ist eine schwere Zeit.

Ich bin Deiner liebevollen Theilnahme versichert, auch wenn Du keine Zeile schreibst. Da ich Dir aber nicht verhehle, daß mich ein Brief von Deiner Hand sehr erfreuen wird, so darf ich doch Nachricht erwarten von Dir u. all den Deinigen u. Deiner Gesundheit u. dem Petersburger Winter.

Daß auch Dein guter Onkel Heim in Lauffenburg das Zeitliche gesegnet hat, wirst Du erfahren haben.

Gott nehme Uns alle in seinen gnädigen Schutz!

Mit tausend herzlichen Grüssen

Joseph.

Carlsruhe, 10. Jenner 69.

10.

Wohl verdiene ich von Dir zu den Verschollenen gezählt zu werden, theuerste Emma, u. komme spät, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Es ist aber nicht minder herzlich, als wenn Du schon vor einem halben Jahr einen Gegengruß empfangen hättest. Damals lag ich an einer Halsentzündung danieder; dann kam der Drang vieler Geschäfte nach des guten Vaters Tod, dann verstimmte Zeiten . . . u. da ich den Grundsatz habe, den Freunden nur heitere Briefe zu schreiben, Lamentationen aber für mich allein im Stillen abzuhalten, so habe ich eben nicht geschrieben. Es ist ein sehr schweres Jahr für mich, dieses 1869. Ich habe die Sorge für den armen Carl u. die Vormundschaft übernommen, bin von meiner Frau, die nervenleidend ist u. den Aufenthalt in München noch immer fortsetzt,

in Nichts unterstützt u. bin ungern in Carlsruhe, wo ich doch sein muß; damit ist Viel gesagt. Aber das Gefühl treu erfüllter Pflicht hilft über Viel weg u. zur Zeit habe ich wenigstens die Freude, daß mein blondes Kind Victor bei mir ist u. um mich herumspielt.

Im Mai dieses Jahres hab ich viel an Dich gedacht, Dein Bruder Carl mit der zweiten Emma war hier, wir haben eine Bowle Maiwein getrunken u. uns der schönen Maitage des vorigen Jahres erinnert, vom Haspel u. Emmas „Rennweg" an bis zum Hohentwiel; die Zeit flieht entsetzlich schnell. Um so freudiger ist mir die Nachricht, daß Deine Lebenswege wieder näher zur Heimath führen. Ich gratulire Dir u. Deinem Mann zu diesem Entschluß u. hoffe, daß sich Salzburg zugleich als guter geschäftlicher Boden erzeigen werde. Meine besten Wünsche fliegen Dir in die neue Heimath voraus.

Möge Dir, liebe Emma, eine leichte u. angenehme Uebersiedelung beschieden sein. Aus der badischen Heimath weiß ich Dir nicht viel Neues, wohl aber bewahrt Dir die alte Freundschaft u. Anhänglichkeit für das ganze Leben

Dein getreuer Vetter

Josephus.

Crhe, 20. Sept. 69.

11.

Der schwere Schicksalsschlag, theure Emma, der mir heut von Salzburg gemeldet wird, ist mir für Dich u. Deine ganze Familie u. für uns alle, die wir an Deinen Geschicken innigen Antheil nehmen, so erschütternd, daß ich Dir nur mit wenig Worten sagen kann, wie sehr ich Dir Trost u. starken Muth wünsche . . . es ist mir ein herzergreifender Gedanke, Dich in dieser neuen fremden Lage mit einem solchen Kummer zu wissen,

ich habe den guten reizenden Constantin lieb gehabt u. kann kaum ein tröstlich Wort finden bei seinem Verlust.

Der deutsche Trost, daß das Unglück noch größer hätte sein können, ist zu armselig. Geschäfte führen mich in den nächsten Wochen nach Stuttgart u. München, ich bin aber selbst oftmals ein so betrübter Mann, daß ich nicht gut zur Trübsal Anderer tauge. Es kommt in diesem neuen Jahr viel Herbes; in meinem untern Stock wohnt Kirsner von Donaueschingen als Landtagsmann, vorgestern erhielt er die Nachricht, daß sein Apothekergehilfe sich mit Cyankali das Leben genommen.

Gottes Wege sind nicht diejenigen, die des Menschen Kurzsicht wünscht u. begreift. Suche Dich, theure Cousine, allmälig zu fassen u. an Hiob zu denken: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! Ich würde es als ein tröstlich Zeichen betrachten, wenn ich von Deiner eigenen Hand etliche Zeilen erhielte, wie es Dir geht u. gegangen ist ... in Deiner Seele ist Stärke u. Heroismus, laß Dich nicht beugen, sondern richte Dich auf in allem schweren Leid.

In grosser Bewegung u. Theilnahme

Dein Vetter Joseph.

[Karlsruhe, 9. Januar 1870.]

12.

Theuerste Emma,

Der Schlag der Dich betroffen war so schwer u. erschütternd, daß ich keine Worte finden konnte, Dir meine Theilnahme auszusprechen. Großer Schmerz ist stumm ... auch das Mitgefühl, solchem Verhängniß gegenüber, das man wohl zu erleben aber nicht zu verstehen vermag! Gebe Dir Gott und der Friede der Alpenwelt langsam die Fassung wieder, Du hast nach solcher Heimsuchung ein Anrecht auf bessere Tage. Ich habe hier an

meinem nächsten Freund, Hauptmann Klose, Gleiches erlebt. Seine junge Frau, Mutter von drei Kindern, mit der er unzertrennlich u. glücklichst zu leben gewöhnt war, holte sich schlittschuhlaufend auf dem Eise bei Ostwind eine Lungenentzündung u. war in drei Tagen tod. Da hab ich seither zu trösten, zu zerstreuen, zu ermuthigen ... u. verstehe es doch so wenig. Auch sonst umschweben mich der Sorgen mancherlei u. ich bin so gebunden u. gefesselt, daß ich noch nicht weiß, ob ich im April oder Mai mobil werden kann. Ich habe die Verpflichtung übernommen, für eine Versammlung der deutschen Architecten zu Carlsruhe im September d. J. die Festschrift zu redigiren, das Manuscript muß im Mai druckfertig sein u. ist erst halbfertig. Das lastet schwer auf mir u. läßt mir — da es eine Ehrensache ist — Tag u. Nacht keine Ruhe. Oft bin ich nahe daran zu vergessen, daß es noch andere geistige Arbeiten u. Freuden gibt als topografisch statistische Notizensammlerei.

Wenn mir der Frühling die Flügel lüften sollte, so flieg ich nach Salzburg. Heute kann ich nur eine Photografie schicken, der ich viel Schönes, Liebes und Herzliches für Dich auftrage u. die Dir Alles zuflüstern soll, was die Feder nicht schreibt, denn ich denke viel an Dich u. wenn Du von mir geträumt hast, so war das nur ein Gegenbesuch, den ich Deiner Erscheinung in meinem Traum erstattete ... Ich bitte Dich, theuerste Emma, laß mich bald wieder Deine Schriftzüge erblicken, damit ich erfahre wie Du lebst u. das Leben trägst. Die gute Großmama in Freiburg, mit der wir so manches liebe Caeco gespielt, ist nun auch zur ewigen Ruhe eingegangen. In Bühl ist mein Vetter Joseph Stolz gestorben, u. hinterläßt drei Kinder erster Ehe u. eine Wittwe.

Bei mir in meinem eigenthümlichen Haushalt geht es gottlob gut. Mein Knabe ist drei Jahre bald, sehr intelligent u. gut u. die einzige Freude des einsamen Hauses. Ich selber fühle die alte Schwungkraft im Druck der hiesigen Verhältnisse sehr gelähmt u. lebe — weder glücklich noch unglücklich — so hin.

Dein Bild steht auf meinem Schreibtisch u. erinnert mich, daß doch ein Herz auf der Welt ist, das mich gern hat.

Bleib mir gut, Theure, u. denk dieser Brief sei ein Kuß von Deinem

Joseph.

[Karlsruhe] 16. III. [70.]

13.

Liebe theure Emma,

Ich danke Dir von Herzen, daß Deine Erinnerung an lichte Tage u. glückliche Stunden gedenkt. Wir werden noch viele u. glücklichere verleben, wenn Du einmal Deine schöne Einsamkeit u. ein trauliches Nest, um zu ruhen, gefunden . . . denn auch meine Seele fliegt zu Dir, mehr als Du ahnst u. glaubst. Einstweilen ist das Schicksal zu nehmen, wie es kommt u. ich spreche mir die Hoffnung aus, daß wir uns bald u. lang und innigst wiedersehen mögen.

Der Mai, der seither die Reben geschädigt hat, beginnt freundlicher zu werden. Ich erhole u. kräftige mich zusehends u. die hiesige Stille thut mir gar wohl. Erfreu mich bald wieder u. sag mir, daß Du lieb hast

Deinen alten Vetter

Josephus.

[Maulbronn], 5. Mai [70].

14.

Deine Befürchtungen, theuerste Emma, sind glücklicherweise unbegründet; ich bin sehr wohlbehalten u. in fröhlicher Stimmung heimgekehrt u. habe Alles in guter Ordnung, den Kleinen vergnügt u. frischauf getroffen. Dein freundlich liebenswürdiger Brief zum Pfingstfest kam zu früh, da ich in jenen Tagen noch am Bodensee u. auf den Bergen bei Heiligenberg herum-



1870

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

stieg; er wurde mir nachgeschickt u. blieb im Gewirr der Reise unbeantwortet.

Der kurze Besuch in Salzburg steht mit recht warmen Farben im Erinnerungsbuch dieser Reise; ich kam später an einen stillen träumerischen, von alten Linden umschatteten in tiefherrlichem Blau erstrahlenden Ort, den Ursprung des Blauflüßleins bei Blaubeuern, dort hab ich so lebhaft an Dich gedacht, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn Du aus dem Schattendunkel hervorgetreten wärst u. mich leibhaftig begrüßt hättest. Wenn Du auf beiliegender Photografie das Wasser in transparentestem Lichtblau denkst, hast Du ein Bild dieses Quells.

Nach Waldshut bin ich nicht gekommen. Von Janke in Berlin habe ich bis jetzt keine Geneigtheit zu einem Ausgleich verspürt, er hat vielmehr einen Vorschlag, den ich ihm durch einen Justizrath Karsten machen ließ, sehr hochnasig abgelehnt.

Ich hoffe, daß Du in guter Kühle die heissen Sommertage überdauerst u. grüsse Deine Schwägerin u. Freundin bestens. Carlsruhe ist in dieser Jahreszeit eine recht angenehme Gegend; selbst das Briefschreiben an eine geliebte Seele wird zur Strapaze, ich sende Dir einen herzlichen Kuß u. schliesse

Joseph.

Carlsruhe, 22. Juni 70.

15.

Liebste Emma,

Wenn Du in diesen Zeiten an mich denkst, so ängstige Dich nicht. Ich sitze mitten im argen Kriegsgetümmel, aber unverzagt u. mit grossem Vertrauen u. habe noch Zeit, an meine gute Emma zu schreiben u. ihr zu sagen daß ich ihr unendlich gut bin. Wir sind aber so plötzlich in den Spectakel hineingerathen, daß mir die letzten drei Wochen wie ein wüster Traum vorkommen. An der stillen Geschichte meines häuslichen Zustandes magst Du ein Bild der Zeit entnehmen.

Nach der Kriegserklärung war hier grosse Verblüffung. Dann

Besorgniß plötzlicher Ueberrumpelung. Alle Häuser verproviantirten sich. Schon am 17. waren meine beiden Diener einberufen u. ich mit dem lahmen Carl ganz allein. Dann war Alles still, aber Nacht um Nacht hörte der Pfiff der Locomotive nicht auf u. grosse Truppenzüge eilten in die Pfalz.

Mein gutes Rheinbad an der Maxauer Brücke machte zwei Kanonenbooten Platz u. starke Verschanzungen erhoben sich.

Am 22. wurde die Kehler Brücke gesprengt. Am 23. war hier Alarm u. Alles was Uniform trug, zog ab. Der Lärm war aber blind. Das Vertrauen stieg wieder u. die Stadt flaggte, als am 28. der Kronprinz von Preussen durchzog.

Gestern, den 4. August hörten wir Mittag starken Kanonendonner. Weissenburg an der Elsässer Grenze ist erstürmt u. die Franzosen sind zurückgeworfen.

Im Hause habe ich Gottlob eine tüchtige Haushälterin u. eine gute Kindsfrau. Diese beiden alten Weiber bilden die Garnison.

Mir sind so viel Aufgaben des ordinären Lebens zugewiesen, zugleich so bittere Creditlosigkeit u. Geldmangel, daß ich keine Stimmung der Kriegsbegeisterung u. Siegesfreude ermögliche; ich nehme den Tag, wie Gott ihn gibt. Im Gartenhaus ist Strohlager für Einquartirung, in den obern schönen Zimmern sind Betten für Blessirte.

Die badischen Truppen haben bis jetzt einige Offiziere der Reiterei tod u. verwundet.

Ich halte einen Krieg, wie diesen, für ein Unglück, er mag noch so glänzend geführt werden. Deßwegen säße ich lieber wieder an einem der Salzburger Seen, als in diesem exponirten Carlsruhe. Aber die Pflicht hält mich fest. Hoffen wir ein glückliches Wiedersehen in besserer friedlicher Zeit.

Mit Gruß u. Kuß

Joseph.

[Karlsruhe] 5. August 70.

16.

Liebe theure Emma,

Habe Dank für Deinen lieben Brief. Es scheint, daß Du einen von mir Dir zugedachten nicht erhalten hast, wenn ich nicht gar vergessen habe ihn zu schreiben — denn manchmal habe ich Grund, zerstreut zu sein. Ich meine, ich habe Dir Anfang September einmal erzählt, wie sich das Herüberdonnern der Beschiessung von Straßburg in unserm sonst so friedlichen Schwarzwald ausnimmt. Geschah es nicht, so hab ich damals Dein u. der guten alten Zeit so lebhaft gedacht . . . es war in der Gegend von Durbach in Offenburg. Ich freue mich, daß dieses ganz intime Denken und Gedenken ein gegenseitiges ist, u. freue mich, daß Du in der Herrlichkeit der Alpen den Gräueln dieser Blut- u. Eisenwirthschaft ferngerückt bist. Ich bitte Dich, mich nicht zu vergessen u. wenn Du in friedlicheren Zeiten es ermöglichen kannst, mich zu sehen, wo u. wie es Dir paßt.

Hier aussen hat man bald kein Recht mehr zu existiren, wenn man nicht Soldat oder Arzt oder Lazarethgehilfe ist. Das Denken u. Sprechen der Menschen ist: Schlacht, Blessirte, Gefangene, Transporte, Paris erobern, Straßburg capituliren sehen u. s. w. In der Nähe Straßburgs versammeln sich die Neugierigen mit Operngukkern als ob die Beschiessung einer deutschen Stadt u. die Iffezheimer Sportrennen von ehedem das gleiche Schauspiel wären.

In Offenburg war ich am Tag als Napoleons Gefangenschaft zuerst bekannt ward. Der Volksjubel des gerade Markt haltenden Städtleins, diese Freudenthränen, dieser Mordscandal, dieses Weinvertilgen u. dazu dieser von Straßburg das Ganze accompagnirende Kanonendonner gaben einen Gesammteindruck, stärker als Alles von 1848. U. doch hatte ich Zeit, im Corridor des Gottwaldschen Hauses an mein E. zu denken.

Ob Krieg bleibt oder Frieden kommt, so wird unsere Situation in Baden schwierig. Da ich kein Freund des unausbleiblichen

Soldatenstaates bin, freut mich selbst der riesige Erfolg u. die todesverachtende Bravour unserer Heere nur mäßig.

Neulich war ich an einem Sonntag in Schwetzingen. Aus den Orangeriebauten des Schlosses waren die Betten der verwundeten Franzosen u. Deutschen in das Freie des herrlichen Schloßgartens geschoben. Rings um die Blessirten bewegten sich barmherzige Schwestern, Diakonissinnen u. eine Masse des mit der neuen Rheinthalbahn herbeigeströmten Landvolks ... milde Herbstsonne u. der Ausblick in den schönen Park erquickte die Leidenden u. die Fontainen sprangen ... solche Umstände macht sich das monarchisch absolutistische Europa, um zuerst Wunden zu schiessen u. dann Wunden zu heilen ...

Liebe Emma ... bleib vergnügt u. fröhlich u. laß mich allzeit von Dir wissen, auch wenn Du einsam bist u. lange Zeit hast. Berge kommen nicht zusammen aber Menschen.

Ich erhalte eben Besuch u. muß schliessen.

Einen Kuß auf Deine schlanke Hand drückend

Dein alter Vetter

Josephus.

Carlsr., 16. Sept. 70.

17.

Liebe theure Emma,

Ich danke Dir von Herzen für die lieben Zeilen von neulich u. einen Brief. Da Deine Schwägerin Hermine[179]) Dir ihren Besuch in Carlsruhe erzählt hat, so weißt Du, daß es mir u. dem Kleinen gut geht; daß ich allzeit mit gleicher Wärme Dein gedenke, bedarf keiner Versicherung mehr u. je eher wir uns wiedersehen, desto größer die Freude.

Hier liegt immer noch Krieg u. Kriegsnoth wie ein Alpdruck über den Gemüthern; der Abendspaziergang den wir im

Sommer 68 machten würde uns jetzt an grossen Barakenlazarethen vorüberführen, die im Hardwald erbaut werden.

Liebe Emma, ich komme heute, im Andenken an gute alte Zeiten in Laufenburg, auch als Bittsteller. Aus beifolgendem Brief wirst Du ersehen, daß es der Wittwe Heim in Laufenburg sehr schlimm geht. Ich habe gleich ein paar Scheine an Anna geschickt. Kannst Du ihnen auf Weihnacht auch Etwas senden, so wird es wohlangebracht sein.

Für heute zu diesen Zeilen nur noch einen flüchtigen Kuß fügend

Dein ergebener Vetter Josephus.

[Karlsruhe] 27. Nov. 1870.

18.

Liebe theure Emma,

Herzlichen Dank für den Neujahrsgruß; Du bist die erste theilnehmende liebevolle Seele, die mir einen Glückwunsch darbrachte, u. wäre der sterbliche Leib mit über die Schwelle getreten so hätt ich ihm nicht anders als mit einem langen herzhaften Kuß gedankt.

Möge uns das verhängnißvolle Jahr 1871 Gutes bringen! Ich zähle zu dem Besten auch ein fröhliches Wiedersehen. Nicht wahr, Liebe . . . Zu Weihnacht schon wollt' ich Dir meine Grüsse senden, aber es gab zu Vielerlei zu thun, da ich keine zuverlässigen Leute im Hause habe u. Alles von dem ich will daß es gut besorgt sei, selbst besorgen muß. Mit neuen Werken bin ich in diesem Kriegsjahr nicht auf den Markt gefahren, dagegen mit einem alten in neuem Format; ich schicke Dir, theures M, den kleinen Juniperus, schnöderweise, um keine Zeit zu verlieren, uneingebunden. — Der Krieg steht noch immer an den Grenzen u. beherrscht der Menschen Gedanken und Handlungen. Es freut mich für Dich, daß Du diese Zeit in der Ruhe der Salzburger Berge verleben kannst. Hier wird den

Frauen immer neue Arbeit angesonnen; es ist aber auch herzzerreißend, die armen Blessirten mit erfrorenen Füßen weinend vor Kälte ankommen zu sehen. In dem Sturm auf Nuits am 18. Dezember sind viele Badener gefallen, allein aus unserer Stefanienstraße drei Offiziere, darunter mein Hausgenosse im untern Stock, ein braver Hauptmann.

Jetzt erwartet man, — ausser der grossen Catastrophe von Paris — neue Kämpfe bei Belfort u. es ist nicht unmöglich, daß vorübergehend das Elsaß noch einmal bedroht wird.

Bei mir geht es leidlich, aber die ordinären Aufgaben u. Sorgen des Tages lähmen die Schwingen des Geistes.

Wenn Du für die Laufenburger Etwas thun kannst, so thue es, denn Ignaz in Zürich hat eine Malice auf sie. Die gute Natalie die auf Schloß Dullit am Genfersee Gesellschaftsdame ist, schickt all ihre Ersparnisse der Mama. In diesem Jahr wird sie dort austreten und heirathen, einen Herrn Lateltin von Fribourg en suisse.

— So eben werden mir Besuche von Stuttgart angesagt, ich sehe voraus daß ich heute nicht weiter schreiben kann u. breche ab, in dem ich Deinen Neujahrswunsch „Alles was Dich beglückt u. immer mich ein ganz klein bischen lieb haben" zu dem meinigen mache u. Dich u. Dein Haus in alter Ergebenheit grüsse.

Joseph.

Carlsruhe, 7. Januar 1871.

19.

Liebste Emma,

Der 16. Febr. zeigt mir stets von Neuem die wenigen Getreuen auf die mein Herz sich verlassen kann. Auch von Dir, Theuerste, hab ich gewußt, daß ein Gruß kommen werde; daß er mit so reichen Geschenken geschmückt war, verpflichtet mich zu besonderem Dank. Sie haben aber beide einem langgefühlten Bedürfniß abgeholfen, die Photografie mit des Haupthaars kurzer

Verwilderung ersetzt eine frühere, welche an der Fensterwand des obern Studirzimmers von der Sonne nahezu verflüchtigt worden ist . . . die Pantoffeln aber werden, so Gott will, endlich so weit ausfallen daß ich sie tragen kann, was bei früheren Geschenken zweimal des Schusters Tücke vereitelt hat. Sei mit einem innigen Kuß bedankt für all die Liebe. Ich habe einigen Schreibkrampf in der rechten Hand, — vielleicht ein lieblicher Vorbote von Gicht.

Hier ist noch immer Krieg u. Kriegsbeendigung das Gespräch der Menschen. Jetzt sind sie ganz illuminationswüthig u. werden vor den zurückkehrenden „Helden" allerunterthänigst in Bewunderung ersterben. Die Damen ersetzen durch einen glänzenden gewaltig ausgestatteten Bazar für die Verwundeten die sonst üblichen Winterunterhaltungen. Ich fühle mich — trotz aller Siege u. Erfolge — oft eher in einer gedrückten als gehobenen Stimmung.

Neulich, am 10. Febr., war auch einmal in dem soliden Karlsruhe ein Erdbeben . . . man erlebt doch Allerlei, wenn man alt wird.

Im kleinen Haushalt geht Alles ordentlich, der Bub gedeiht prächtig.

Bleib mir gut, theuerstes M, u. laß mich bald wieder von Dir hören; ich wiederhole meinen gerührten Dank

als Dein Deinigster

Vetter Josephus.

[Karlsruhe] 19/2. 71.

20.

Liebe theure Emma,

Halte es meinem unruhigen Sommerleben zu Gute, daß ich nicht geschrieben. Ich war viel im Elsaß, bei den „widerspänstigen Brüdern", wo ich ebensoviel Freude am herrlichen

Vogesenland, als Trauer um die unerquicklichen Zustände empfinde; dann bin ich wie ein Frosch an den Schilfgestaden des Bodensee herumgeschwommen, jetzt auf der Rückkehr finde ich in Offenburg Deinen Brief vom 29. Aug. . . . liebe Seele, was ist da zu sagen? Ich drücke Dir schweigend die Hand . . . Gott sei Dank daß Du gerettet bist. Aber Schonung, Ruhe, vollkommenes Pflanzenleben ist den angegriffenen Nerven noch nöthig.

In dem Gehetz, das ich mir freiwillig für diesen Sommer u. Herbst zugezogen, weiß ich nicht, wie es mit der Freiheit meiner Entschlüsse beschaffen sein wird. In den nächsten Tagen bin ich — durch ein Versprechen an einen alten Freund — wieder zu einer Wanderung in den Vogesen verpflichtet, dann kommt eine für mich sehr entscheidende Frage; ich hoffe nämlich, ein kleines Grundstück am Bodensee zu erwerben, unweit Radolfzell, u. mir ein ländlich verborgenes Asyl zu gründen.

Das Haus muß aber erst gebaut werden, ich habe einen mir befreundeten Architecten um den Plan ersucht, hat derselbe Zeit, so muß ich ihn wieder an den See begleiten. In Carlsruhe sind die Zustände für Leute meiner Art so unerquicklich daß der Ortswechsel eine Pflicht der Lebenserhaltung wird. Ich habe während der ganzen Kriegszeit ausgehalten, meine Schuldigkeit gethan, bin aber so gedankenarm u. corpulent u. faul geworden, daß ich mir zur Erholung in diesem Sommer die Strapazen großer Wanderungen auferlegt u. auch glücklich die Taille wieder zu erträglichem Durchmesser herabgemindert habe.

Laß mich in der zweiten Hälfte September oder Anfang October wissen, wo Du verweilst. Versprechen kann ich nichts.

Ich bin wieder in viel fröhlicheren Stimmungen, als die des entsetzlichen Kriegsjahres waren. Itzt beschäftigt mich „das Landhaus am Bodensee" natürlich sehr lebhaft, da ich viel sparen u. sorgen muß, um mir diesen Erwerb zu ermöglichen.

Hier in Offenburg, theures M, hätte ich auch ohne Brief treulich Dein gedacht.

Mein Zimmer im Adler ist gegenüber von Joseph Gottwalds

Haus . . . 1853 kam ich dahin u. sah Dich in schwarzen Schleifen u. Wimpeln u. hatte so Viel zu sagen u. sagte nichts aus Schüchternheit — u. die gute Marie Gottwald gieng mit uns in das große Gewitter . . . von 1853 bis 1871 . . . seitdem ist viel Wasser u. viel Blut geflossen u. doch leben wir noch freudig auf dem alten Planeten der sich Erde nennt u. so sonderbare Bewohner hat . . .

Soeben erhalte ich ein Telegramm, das mich zur Abfahrt nach Straßburg—Colmar ruft. Ueber Carlsruh bin ich ohne Sorg, da Victor wohl u. vergnügt ist, also . . . Schluß des Briefes, Kuß Deiner schlanken Königinhand, Gruß All den Deinen

vom alten Vetter Josephus.

Offenburg, 6. Sept. 71.

21.

Karlsruhe, 19. Novemb. 71.

Ich wähle einen verschneiten Frühwintersonntag um mit Dir, theuerste liebste Emma, zu plaudern. Wir wissen beide, daß auch langes Schweigen an unsern Gesinnungen Nichts ändert u. Nichts mehr ändern kann . . . ich habe in diesem Herbst einen starken Zug nach Salzburg in mir gehabt, aber die schweren Bleigewichte des Lebens machen mich von Jahr zu Jahr minder mobil. Da ich alle Geschäfte einer Hausfrau selbst zu besorgen habe, heißt es Wintervorräthe anlegen, Garten bestellen, Hausrath revidiren u. s. w. — ich danke allmälig Gott wenn wieder 14 Tage vorüber sind, ohne daß ich mich über die Dummheit oder den bösen Willen der Leute im Haus geärgert habe. — Mit grosser Theilnahme entnehme ich Deinem letzten Briefe daß auch bei Dir die Sorgen ihren Einzug gehalten haben; ich hoffe daß Karlsbad seine Schuldigkeit thun wird. Sollte dies nicht der Fall sein, so mache ich Dich auf die Quellen von Tarasp im Unterengadin aufmerksam, die in Verbindung mit dem Er-

frischenden des Aufenthalts in solchen Fällen schon wahre Wunder gewirkt haben. Wir Alle müssen gar Viel herumdoctern u. herumflicken, bis der irdische Pilgerpfad definitiv beendigt ist. Ich will übrigens nicht auch lamentiren ... bei mir stellt sich schon sehr fühlbar eine Schwäche der Augen ein, die mir um so empfindlicher ist als ich selten in Gesellschaft gehe u. im Winter gewohnt bin die Zeit mit Lesen zu vertreiben. Da hoffe ich nun sehr viel Gutes von meinem Bodenseeeplan; ich habe aber vorerst nur ein Grundstück (Reben u. Kleeacker) das sich an das Seeufer erstreckt. 1872 u. 73 hoffe ich das erfreuliche ländliche Haus darauf zu erbauen u. da die Aussicht nach allen Seiten frei sein wird, kann sich das Aug dann besser erfreuen als in den „schwarzen Büchern". Carlsruhe wird bis dahin mehr u. mehr „am Ziel seiner Wünsche ankommen" d. h. preussische Provinzgarnisonstadt geworden sein, daß es immer weniger schwer fallen wird sich zeitweise davon zu trennen.

Um so schöner, wenn mir das Schicksal noch die Freude aufsparen will, Dir aus dem noch nicht existirenden „Seezimmer" der noch nicht existirenden Villa „Seehalde" die Gipfel der benachbarten Hegauberge zu zeigen, die uns im Frühling 68 so freundlich begrüßt haben.

Seit dem Krieg 1870 u. dessen fortdauernden, in Süddeutschland nicht sehr freudig zu spürenden Wirkungen hat die Poesie keine Einkehr bei mir gehalten — wo die Kanonen sprechen ist kein Ort für den Gesang. Zudem haben wir Theurung — Wohnungs- u. Arbeiternoth. Carlsruhe wächst krampfhaft in grössere Verhältnisse, hat 36000 Einwohner, baut immer mehr ... nächstens wird ein altes Wahrzeichen abgerissen das alle von der Eisenbahn Ankommenden wohl kennen: das Ettlinger Thor.

Etwas bleibt Dir, theuerste Emma, auch von Interesse, wenn Du wiederkommst: die merkwürdige Fortsetzung der Kinzigthalbahn von Hausach u. Triberg über die Sommerau ... dort sind Bergeinschnitte, Thalausfüllungen, Cyclopenmauern, Tunnels

u. alle Abenteuerlichkeiten einer vorgeschrittenen Technik. Beim Vorüberfahren an der Station Biberach schaue ich übrigens jedesmal links nach der Felswand, wo die Straße nach Zell abgeht u. denke der Zeit, wo mir dort ein schlankes M in 18jähriger Jugendschönheit strahlend zur Seite schritt.

U. da kein Mensch weiß, ob er sechs Wochen nach Schreibung eines Briefes noch am Leben ist, so lege ich diesen Zeilen die Dir bestimmte Weihnachtsgabe itzt schon bei . . . da Du ja salzburgisch lernen mußt, wird Dir die Sprache heimelig sein und frisch kräftige Bergluft ist auch darin.[180]) Solltest Du das Buch schon besitzen so mach Jemand eine Weihnachtsfreude damit.

Und nun, liebe Liebste, einen Kuß auf Deine weisse Hand, u. wenn Du das Kunststück verstehst, das Du mir in Deinem letzten Brief aufgetragen, so küsse Dich von mir auch auf die Lippen. Ich hoffe, daß mir freundliche Zeilen von Dir bald einige Beruhigung über Deine häuslichen Sorgen bringen u. bin, mit herzlichen Grüßen an all die Deinen, in unveränderter Freundschaft

der Vetter Josephus.

22.

Liebe theure Emma,

Du bist eine gute treue Seele und ich habe Dich wunderbar lieb — das ist der immer wiederkehrende Refrain zu jedem Deiner Briefe. Es hat mir unendlich wohl gethan Dich mit dem ersten Glockenschlag des neuen Jahres nah zu wissen; nicht minder, Deinen Geburtstagskuß am Tag selbst zu fühlen — ich danke Dir u. dem alten Untersberg; wie lieb ist es, mir wieder ein greifbar Zeichen von dort zu schicken, denn ich habe in der Neujahrsnacht die mehrjährige Zier des Schreibtischs, einen grossen Strauß Edelweiß der Salzburger Alpen den ich Dir verdankte, feierlich verbrannt, natürlich nur weil Staub u. Morschwerden ihr Zerstörungswerk nahezu vollendet hatten.

Die schönen Knöpfe des Dolomitkalkes sollen mich fleissig an ihre Heimat erinnern . . . es ist das einzige Geburtstaggeschenk was ich dies Jahr erhielt, denn denen, die mich sonst mit solchen erfreuten, bringe ich das letzte Geschenk des Totenkranzes auf den Friedhof u. es ist namhaft einsam um mich her.

Möge uns dieses Jahr ein heiter Wiedersehen erblühen . . . ich erwarte Deine Mittheilungen. Im März werde ich im Elsaß sein, im April am Bodensee, weiß noch nicht viel vom Sommer.

Ich lege eine gewünschte Photografie bei u. wünsche Dir u. all den Deinigen ein gutes möglichst sorgenfreies Frühjahr.

In alter Herzlichkeit

Joseph.

[Karlsruhe] 16. Febr. 72.

23.

Der Edelweißstrauß, von Erica umfaßt, von Stechpalmen umgrenzt, steht vor Deiner unter Glas conservirten Photografie — u. der Meister Josephus sitzt davor, nicht anbetend aber mit einem Gefühl von sonnigem Frühling u. Dank für die Herzensgüte, die solchen Namenstaggruß sandte — u. ebenfalls auf das äußerste überzeugt, daß das Jahr nicht abschließen darf ohne Wiedersehen . . .! So hab denn — in der Dir liebsten Tonart, nach Noten wie sie Mendelsohn u. Schubert nicht schöner setzen können — in melodischer Dankbarkeit einen herzlichen Kuß für all die Herzensgüte, die mir aus Brief u. Strauß entgegenleuchtet . . . es ist die — beinah hätt ich geschrieben, „alte“ Emma, das heißt, die Emma, wie sie vor zwei Jahrzehnten schon in meine Dachstube einschwebte u. zu Zell u. Biberach an meiner Seite wandelte — die nicht rostende Erinnerung an Jugend und Glück — die mir heute noch trotz aller Mühen u. Lebenssorgen das Herz warm hält wie ehedem. Das waren sonderbare Namenstaggrüsse, dieses Jahr! Aus

Sidney in Australien ein Pack Zeitungen, „the Sydney Mayl" mit englischen Uebersetzungen aus meinen Liedern — von Tauchnitz in Leipzig ein freiwilliges Honorar von 100 Thalern für die Aufnahme des Ekkehard in seine collection of German authors — von Carlsruher Bekannten Nichts — u. von der guten theuersten Emma der herrliche Alpenstrauß u. der wunderbare musicalische Text[181]) — als schwärmten noch Vetter u. Base in den Offenburger Rebbergen vor dem grossen Gewitter. . . . Es ist so schön, ein treues Herz zu wissen, das immer neu in Liebe des Entfernten denkt.

Wenn Du im Juni nach dem Oberrhein aufbrichst, so schreib mir einfach, wann u. wo Du mich sehen willst, aber schon etliche Wochen vorher, da ich sowohl in das Elsaß als an den Bodensee zu gehen habe, — seither durch Wechsel der Dienerschaft an allen Reisen verhindert. Nach der „Seehalde" kann ich Dich nicht einladen, da ausser einem Brunnen u. den Fundamentmauern noch Nichts vorhanden ist u. in ganz Radolfzell kein ordentlicher Gasthof . . . in Carlsruhe ist Alles zu Deinem Empfang bereit. Aber lieber noch hole ich Dich in Augsburg oder Lindau oder wo Du willst ab u. geleite Dich, wohin Dein Herz begehrt . . . Für heute schreibe ich Nichts von meinen sonstigen Angelegenheiten, es geht im Ganzen gut, ich bin mit Haushalt, Garten, Domestiken mehr als mich freut geplagt . . . Die Verlobung mit dem hohen Adel von der Du schreibst, ist ein Beweis, wie sich der Klatsch auch mit solchen beschäftigt, die sich nirgends hören noch sehen lassen.

Die Vorsehung hat mir beinah alles Verständniß der Musik versagt u. noch nie habe ich verstanden, eine Partitur zu lesen — nur Du, geliebtes M, hast mich mit einem Notenbogen erfreut, den ich verstehe und küsse. Darum — leb wohl auf Wiedersehen.

Josephus.

Carlsruhe, 21/III. 72.

24.

Liebe Emma,

Es wäre Schade um das herrliche Herbstwetter wenn Du Dich nicht zu einem Ausflug hieher entschließen könntest. Wenn Deine Freundin Stuck Lust hat Dich zu begleiten, so bringe sie mit, es bedarf nur einer kleinen Umstellung der Möbel, um Euch behaglich einzurichten. Der See ist noch warm zum Baden, an Unterhaltung wird es auch nicht fehlen u. bis zum 20. bin ich hier zu finden, dann weiß Gott, wo wir uns später treffen, denn aus der Schweiz werde ich direkt nach Carlsruhe müssen, weil am ersten Oct. mein Diener dort weggeht u. das Haus nicht leer stehen darf. Gerade wenn Sorgen auf Dir lasten, liebe Emma, hast Du an mir ein vertrautes Herz, sie auszusprechen u. der Zukunft scharf ins Auge zu schauen. Man ist sich nicht nur gut für die guten Tage!

In Eile Gruß und Kuß vom

alten Vetter Jos.

[Radolfzell, Sept. 72.]

25.

Liebe theure Emma,

Meine Leistungen im Briefschreiben sind noch sehr schwach. Ich danke mit einem langen innigen Kuß für die Sorge u. Theilnahme u. möchte Dir helfen können von den eigenen Sorgen, Unruhen u. Leiden ... Wem nie durch Liebe Leid geschah, dem geschah durch Liebe Liebe nie! Mein Sehnen u. Dein Gedenken geht auch durch Wachen u. Traum, aber wie traurig hinkt die Wirklichkeit! Ich habe die Entstellung im Gesicht glücklich verloren, bin aber noch sehr schwach auf den Füßen, geistig matt, höchstens zum Lesen einer Zeitung aufgelegt u. was mich,

ohne daß ich je eitel war, schwer kränkt, infolge dieser infamen Krankheit muß ich alle Haare verlieren. Hoffentlich lachst Du beim Wiedersehen und spottest mich nicht aus.

Dein veilchenduftender Brief meldet von kommenden Frühlingstagen — u. daß Du an Neujahr mit einem Veilchen bei mir warst, hat mich sehr gerührt ... bleib mir auch in diesem Jahr meine gute liebe Emma, die mir gut ist, auch wenn ich nicht mit der Eisenbahn ihren ganzen Weg theile ...

Sonst ... noch weitere Wege an Deiner Seite zurückzulegen, gern bereit. Ich drücke im Andenken noch einen Kuß auf liebe Lippen, wiederhole den verspäteten Neujahrswunsch im Vertrauen auf die Schicksalsfügungen u. bin, wie immer oder vielmehr erst wie es die neue Situation mit sich bringt, kahl aber liebevoll

Dein treuer Vetter Jos.

Carlsruhe, 15. Jan. 1873.

26.

[Karlsruhe, 17. Febr. 1873.]

Liebe theure Emma,

Die Gedanken fliegen hin u. her u. daß die Deinigen heute bei mir sein wollen, habe ich gewußt; daß sie mir aber auch einen mächtigen türkischen Pantoffel stiften, war eine so liebenswürdige Ueberraschung, daß man nur mit einem langen dankbaren nimmer aufhörenden Kuß darauf antworten sollte. Leider ist der Weg für mich verschneit — noch immer schreite ich langsam reconvalescent im Käfig meines Studirzimmers auf u. nieder — die Krankheit hat mir einen ziemlich starken Treff gegeben u. mein Haupt sieht kläglich aus. Im Juli soll ich nach Tarasp im Unterengadin zum Sauerbrunn gehen u. das trüb gewordene Blut verjüngen — weiß aber noch nicht obs

Ernst wird. Gottlob daß bei Dir, theuerstes M, die Novemberfahrt keinen Schaden angerichtet hat, Deine Buchstaben stehen wieder so frisch u. unverzittert u. Deine Stimmung ist heiter u. so fröhlich als sie bei Deinem fortwährenden Samariterdienst sein kann.

Darum komme auch ich mit einer herrlichen, großen, mit einem nicht vorhandenen Strauß begleiteten Gratulation zum 17ten, u. wenn dieser Festtag Dir wie mir anzeigt, daß wir der reiferen Jugend angehören, so liegt das Leben doch noch voll Schönheit u. Hoffnung vor uns u. wenn wir uns wiedersehen, schlägt das Herz so fröhlich wie damals, da wir in den Fensternischen des Gengenbacher Rathhauses saßen oder von Waldshut zum Haspel emporwandelten. Möge Dir ein gutes Jahr in diesem achtunddreissiger Jahrgang beschieden sein — Ruhe u. Kräftigung von den Aufregungen des vorigen: — ich schliesse mit einem jugendfrischen Geburtstagskuß u. bin allzeit

Dein treues J.

27.

Liebste theure Emma,

Nur wenig Zeilen, als Dank für den so schnell u. treu dem Vorgänger nachgeeilten Pantoffel. Ich betrachte ihn als Namenstaggruß u. Du weißt, was ich bei seinem Farbenglanz denke u. denken werde . . . immer dasselbe, aber immer in neuen Farben! Mit einem lang ersterbenden Kuß verhauchen u. schweigen ist der schönste Dank u. das schönste Wort, das Reisende wie Wir, sagen. Auch unsere Träume gleichen sich! . . . Aber auch das gleicht sich, daß es uns nicht gut geht . . . mit welcher Theilnahme lese ich Deinen Krankenbericht! Wenn ich den Muth u. die Energie nicht kennen würde, die Dir innewohnen, so wäre ich ernstlich besorgt. Und leider muß ich zufügen, daß noch ernste u. schwere Dinge nachfolgen, denn aus der Pflege

meines seligen Vaters weiß ich, daß bei der Wassersucht eine Zeit kommt, wo Erleichterung durch ärztliche Operation geschafft werden muß.

Mein Leben bewegt sich noch immer in der Stube, jetzt seit 11 Wochen! Aber glücklicherweise bin ich in stets gleichmässiger guter Stimmung u. dauere mich nicht selbst, sondern es dauert mich nur mein alter müder kahler Kopf! Und meine Hoffnung auf glückliche Zeit ist grün und frisch, wenn ich auch neulich mein Testament gemacht u. Alles wohl bestellt habe.

Gott gebe Dir Kraft u. Geduld, Fassung u. Klarheit in Allem was Dir bevorsteht.

Joseph.

[Karlsruhe] 3. III. 73.

28.

Liebe theure Emma,

Wo nach Gottes Rathschluß das Unvermeidliche der Erfüllung entgegengeht, ist den Zurückbleibenden Ergebenheit, Muth, Fassung zu erwünschen. Der Tod ist eine Erlösung für den Sterbenden wie für seine Pfleger . . . tröste Dich im Gedanken daß auch das Herbste, was noch bevorsteht, vorübergeht u. Deine müde u. matte Seele dann langsam die Schwingen wieder heben darf, denn Leben u. Glück haben noch Ansprüche an Dich. Meine herzlichste Theilnahme umschwebt Dich täglich u. stündlich. Laß mich bald von Dir hören u. hoffentlich die gute Nachricht, daß Du Dich aufrecht zu halten weißt u. nicht zusammenbrechen willst. — Die Nothwendigkeit, eine auf den 1. Juli contractl. zugesagte Arbeit zu vollenden, hat mich zu dem Entschluß veranlaßt, den Monat Mai, vom 2ten an, in der Klostereinsamkeit von Maulbronn (Eisenbahnstation der Bruchsal-Bietigheimer Bahn) zu verleben. Am 20ten Mai werde ich in Carlsruhe sein, des Kindes Geburtstag mit ihm zu feiern. Juni wieder in Maulbronn oder Carlsruhe. Juli in Tarasp. Dann am Boden-

see, wo mir die Vollendung der Villa mehr Aerger bereitet als ich erwartet.

Möge uns dies Jahr nach so bittern Eindrücken auch heitere gewähren! Ich grüße Deine liebenswürdige Schwägerin u. Deinen Bruder aufs Freundlichste u. küsse Deine Stirn. Wie immer

Dein treu ergebener Vetter

Josefus.

[Carlsruhe] 30. Apr. 73.

29.

Seehalde, 28. Mai 73.

Geliebte theure Emma,

So sehr ich mich gefreut habe, Dich wiederzusehen u. wieder zu grüssen, verstehe u. ehre ich den Zug des Herzens, der Dich nach so schweren Erlebnissen nach Hause zieht. Ich will deßhalb auch keine Einladung senden, daß Du im Vorüberfahren das Haus am See anschauen mögest . . . es ist noch nicht wohnlich, von Handwerksleuten überfüllt u. wird sich Dir später freundlicher u. heimischer zeigen als heute, wo außerdem der Baumeister von Carlsruhe anwesend ist u. sein Bureau darin aufgeschlagen hat. Den Tannenzweig u. das liebliche Gnaphalium bewahre ich als Pfand u. Andenken an eine unvergeßliche Stunde . . . unsere Lebenswege zeigen ein seltsam magnetisches sich Fliehen und sich Finden u. keine Ruhe wird sein, bis daß die Seelen in langem innigem Kuß zusammenfliegen und verschmelzen. Da ich weiß daß die glückliche Stunde kommen wird, warte ich ruhig bis sie kommt. Dir, Theuerste, wünsche ich ein langes Ausruhen u. Ausrasten von all den grausen Erlebnissen, die Dich noch lange als Bilder der Erinnerung, wachend u. im Traum umgeben werden, bis das schwichtigende u.

sänftigende der Zeit sie verscheucht hat. Laß mich bald von Salzburg aus hören, wie es Dir ergeht u. wo Du verweilst; ich bin im Juni in Carlsruhe, im Juli im Engadin, dann wieder am lieben Bodensee, der mir täglich neue harmlose Freude bereitet.

Herzliche Grüße den Deinigen, möge allen ein guter Sommer lohnen für die Anstrengungen des Frühjahrs.

Mit alter Liebe u. Ergebenheit

Joseph.

30.

Geliebte Emma.

Unsere Gedanken sind wieder einmal einander entgegengeflogen, unsere Briefe haben sich gekreuzt. Besten Dank für das Kartenbild, leider kann ich weder für Dich noch Deine „jungen Damen“ eine Erwiederung senden, da ich zur Zeit keine besitze. Am meisten freut mich der Inhalt Deines Briefes, daß Du heiter, frisch, brillant in die Welt schaust u. den alten Vetter lieb hast. Das soll, so Gott will, nicht mehr anders werden — on revient toujours à ses premiers amours — u. ich freue mich unendlich, daß uns das nächste Jahr Aug in Aug, Herz an Herz finden soll, dann geht der Jugendtraum von der schlanken Emma, die aus Kettenheim zurückkehrend des Meisters Josefus Herz im Sturm erobert hat, in späte aber herrliche Erfüllung u. wenn Du nicht vor Liebe gefressen wirst, sondern am Leben bleibst, so wirst Du neues ungekanntes Glück in dieser alten neu erblühenden Liebe finden.

Wenn Du am 23. nach Waldshut fährst — der Weg über Ulm, Mengen ist ein sehr directer — so habe ich keine Aussicht, Dich noch in diesem Jahr zu begrüssen. Ich halte an Deinem Versprechen fest, daß Du auf der Heimreise in Carlsruhe ankehrst. Ueber Wohnung habe ich kaum zu verfügen, aber wir werden

ein paar heiterste Plaudertage verleben u. dann einen Plan machen, ob ich Dich begleiten darf — irgendwohin, einerlei wo.

Als Christkind liegt der schönillustrirte Trompeter für Dich bereit, solltest Du aber als Subscribentin die Hefte schon besitzen, so sende ich Dir nachträglich etwas Anderes. Bitte also auch hierüber um einige Zeilen, denn ich möchte die Sendung nicht nach Waldshut sondern nach Salzburg adressiren.

Halt Dich auf der Reise ja nicht in München auf, da die Cholera bös dort haust.

Wenn aber die Weihnachtlichter an Deinem heimathlichen Christbaum strahlen, dann denke, daß als Stern der Hoffnung u. des Glücks hoch über den Wipfeln des Tannenbaumes unsere Liebe schwebt u. daß Dir im neuen Jahre viel Küsse bescheert sind

Vom alten Vetter

Josephus.

[Karlsruhe] 13/XII. [73.]

31.

Liebe Emma,

Du wirst mich verschollen, verstorben, versteinert halten, daß ich Dich seit drei Wochen am lieben Oberrhein weiß u. nicht mit beflügelter Eile angeschwirrt komme um Dich, mein liebstes, zu begrüssen. Aber die Bleigewichte des Lebens halten mich fest, Ordnung meiner Bauschulden, Vollendung einer gelehrten langweiligen Arbeit[182]) u. mein alter Freund Rheumatismus ... Alles bannt mich hier an die Stube u. nur die Gedanken sind flügg u. umschweben Dich gaukelnd u. neckend u. summen Dir süsse Worte ins Ohr u. verheissen Dir den schönsten Frühling den Du seit Jahren erlebt.

Nun aber möchte ich allmälig ein Wort von Dir hören, theuerstes schweigendes M, wie Du Dich unterhältst u. was

für Pläne Dein Herz beschäftigen, wie lang Du in Waldshut bleiben wirst u. dergleichen. Mir schwebt ein Vorschlag vor, dessen Ausführung mir aber selbst nicht klar ist.

Ich meine wir sollten, um einen Antheil an der fröhlichen Carnevalzeit zu haben, unsere beiden Allerhöchsten Geburtstage Sonntag 16. u. Montag 17. Febr., irgendwo u. irgendwie zusammen feiern. Dienstag ist der letzte Faschingtag, am Mittwoch können wir nach Belieben Asche in den Chignon streuen oder auch nicht. Dich nach Carlsruhe einladen hat keinen Sinn, da mein Haushalt gegenwärtig langweilig u. öd ist — ich habe eine Frau Ernestine Stolz mit Tochter als Führerin des Haushalts am Tische, die auf jedes Wörtlein aufpaßt, u. habe das Haus bis auf das letzte Zimmer bewohnt u. besetzt. Dich aber etwa bei Tenners oder andern Bekannten sehen, ist ebenfalls langweilig. Besinne Dich daher, was gut sein kann. Ich könnte etwa am 13. od. 14. Febr. in Waldshut sein. Das Landhaus am See steht unbewohnt u. unwirthlich, ich könnte aber so Viel einrichten, daß dort ein freundlicher Tag zu verbringen wäre.

Oder geben wir uns ein Rendez Vous irgendwo in Basel — Schaffhausen — Zürich — oder sitzen wir im Kreis der Familie gemüthlich in Waldshut oder Laufenburg oder Albbruck irgendwo zusammen? All das schwebt mir unbestimmt vor — ich halte mich jedenfalls für die Mitte Februar zu Deiner Verfügung.

Es geht mir im Uebrigen gut — alles ist wohlauf u. die Schulden, die mir mein Baubüdget veranlaßt, werden mit Gottes u. meines Verlegers Hilfe auch bezwungen; aber mein Herz ist gar vereinsamt, die Menschen mit denen ich zusammen sein muß, sind mir unsympathisch u. ich freue mich recht, von Deinem Gottlob wieder frisch sprudelnden Lebenshumor u. Deiner warmen Herzensneigung erquickt zu werden. Denn das hoffe ich, liebe Liebe, daß Du mir gut bist u. bleibst, wie auch das Schicksal sich gestalte . . . on revient toujours u. s. w. Eigentlich haben wir uns an manchem Platz unserer süddeutschen Heimath schon manche schöne Stunde geschaffen — ich denke an Neckarsteinach,

Schwalbennest, Carlsruhes Hardwaldmondschein, Freiburgs kalte Novembernacht, Waldshuts Haspel u. die Tanne von Tiefenhäusern — ich gehe auch nie am Constanzer Münsterkreuz ganz vorüber, ohne einen alten Pfeiler zu grüssen — Du gutes Herz, wie viel Geografie des badischen Landes in unsern Erinnerungen!

Erfreue mich bald mit den lieben Schriftzügen Deiner schlankweißen „psychischen" Hand, wenn nicht etwa — nach unserm seltsam magnetischen Fühlen — Dein Brief itzt, wo ich schreibe auch geschrieben wird.

Immer mehr zieht mich der Bodensee an; ein selbstgefangener Fisch schmeckt besser, u. wenns ein Weißfisch ist, als das Diner eines Carlsr. Ministers.

Verrücke der ehrsamen Stadt Waldshut, einschließlich aller Kreisgerichtsräthe u. Referendare durch Deine Anmuth die Häupter nicht u. sei in alter Herzlichkeit umarmt

Vom

Vetter Josefus.

[Karlsruhe] 23/I. 74.

32.

Liebste Emma,

Herzlichen Dank für Glückwunsch u. Namenstagstrauß. Die Pracht von Erica u. Schneeglokken mußte natürlich am Josephstag, wo keine Kanzleistunde ist, auf dem verrauchten schlottrigen Zollbureau lungern, erst heut hab ich sie freigemacht u. mit eignen Armen hereingetragen u. freue mich ihrer in meiner Einsamkeit.

Es ist reizend, ein Haus ganz allein zu bewohnen, als Eremit dessen Gedanken glücklicherweise nicht allein sind. Ich war so kühn, Dein Erscheinen zu erhoffen, ein Gastzimmer steht nun

ein für allemal wohlaufgerüstet da, Küche u. Keller war wohlversorgt für einen Besuch — so ist freilich Brief u. Strauß karger Ersatz.

Dies Gastzimmer steht nun Deiner Erscheinung gewärtig, wann immer Du hier sein willst. Im Juli werde ich mit ganzem Haushalt (ohne Carl) hier sein. Den Kuß — der auch auf dem Zollamt lag — habe ich dem Ericastrauß abgenommen u. erwiedere ihn mit tausend neuen. Der Frühling liegt hierlands in hartem Kampf mit dem Winter. Die Stürme tosen, daß ich manchmal fürchte, Haus u. Bewohner u. Alles rumpelt zusammen. Mit vielem Dank u. vieler Ergebenheit

Dein „auch nicht ungrauer“

Vetter Josephus.

Seehalde, 20/III. 74.

33.

Liebe theure Emma,

Heute wird Dein schöner Namenstagstrauß im Garten in die Erde gesetzt, damit wenigstens die Erica noch mein Auge erfreuen, nachdem die Schneeglöcklein verwelkt sind. Bei dieser stillen Feierlichkeit wiederhole ich Dir meinen herzlichen Dank für die liebevolle Gesinnung die diesen Strauß gespendet hat. Ich bin noch immer Einsiedler am See. Vergiß nicht, daß mir Dein lieber Brief wenigstens für den Sommer Deinen Besuch in Aussicht stellt. Dann ist auch mein kleiner Haushalt hier — Dein Gastzimmer steht immer bereit, Du bleibst in ungezwungenster Weise, solang Dir Haus u. Bewohner gefallen u. die Eisenbahn kann in fünf Stunden über Rorschach nach Ragaz führen, also in den Mittelpunkt der Schweiz, wo ein paar herrliche Ausflüge nach allen Seiten leicht zu machen sind. Wir können

uns dann gegenseitig die weissen Haare auszupfen u. Vergleiche anstellen wie das Alles gewesen sein würde, wenn wir vor zwanzig Jahren . . .

Es ist so auch schön u. wir wären uns vielleicht jetzt nicht so gut, so ausserordentlich gut . . .

Mir gehts einsam gut; es wird gegärtnet, gepflanzt, Wein abgelassen, im Hause rumort u. heiter gelebt. Aber viel in Gedanken u. Sehnsucht bei Dir.

Leb wohl u. sei geküßt, wie nie,

vom alten

Vetter J.

[Seehalde] 31/III. 74.

34.

Liebe theure innigstgeliebte Emma!

Beifolgend einige americanische Zeitungsfeuilletons, aus denen Du Deiner Schwester Ida neueste Thätigkeit als Mitarbeiterin der „Missouriblätter“ erkennen magst.

Hast Du mich vergessen, liebes M? Es reißt mich oft mit magnetischer Sehnsucht zu Dir — dann kommen die Bleigewichte des Lebens, Hausausgaben, Schulden u. s. w. gebieten hierbleiben! Vergiß mich nicht, u. halte Dein Versprechen eines Besuchs am Bodensee. Ich lebe jetzt schon im Gedanken an dieses Wiedersehen. Im Juli gehe ich mit den Knaben, seiner Wartfrau u. einer Köchin auf die Seehalde. Du kommst dann ganz harmlos als Gast, um die Seebäder zu gebrauchen, findest Dein Dir schon im Merz gerichtetes Gastzimmer u. einen Aufenthalt der Dir gefallen wird u. muß. Und wir plaudern wie alte Kinder u. freuen uns der alten Erinnerungen u. neuer Herzlichkeit . . .

Dein Josephus.

[Karlsruhe] 9/VI. 74.



35.

Liebes M,

Die Situation hat sich auch für mich geändert, daß ich vor 12. Juli nicht loskomme, da am 11. eine Steigerung ist, bei der ich mitsteigern muß.

Bahnhof Olten wäre der beste Platz uns zu treffen, ich würde in Waldshut nicht aussteigen ... bei Olten oder Solothurn Weissenstein ist es schön — wenn wir uns nur erst gefunden! Scheint Dir aber Alles unpraktisch, so verfüge wie es Dir gefällt. Rigi würde mir auch sehr zusagen. Also in 8 Tagen Nachricht hieher! Ich gehe dann erst oder auch garnicht nach Thun.

Spüre meinen langen Kuß.

J.

[?] Juli 74.

36.

Theuerste Emma,

Für Deinen lieben Brief vom Achensee, der wie ein frisches Alpenjodellied herüberklingt u. gar keinen Hauch eines „alt gewordenen" Herzens verräth, sollen Dir viel Dutzend Küsse gutgeschrieben werden zum nächsten Wiedersehen. Es ist sehr lieb v. Dir, daß Du das Nämliche denkst u. wünschest, was ich auf Bergen wie in tiefen Thälern von Dir denke ... wenn Du Ende September oder in den ersten Octobertagen nach W.hut fährst, triffst Du mich am Bodensee u. darfst nicht an R.zell vorbeifahren ... was dann etwa im November geschieht, wollen wir noch überlegen, denn mein Hauswesen in Truhe ist zur Zeit schlecht bestellt ich bin von unzuverlässigen perfiden Dienstboten umgeben u. habe nur Sorge u. ordinäre Arbeit.

Zur Zeit lebe ich mit Victor bei Freunden in Thun u. drehe der Sorge den Rücken; die Eishäupter von Mönch, Eiger u. Jungfrau schauen mir befreundet in die Stube herein u. trauliches Heerdengeläut stimmt die Seele friedlich u. gut.

Du fühlst meinen Kuß u. Hauch über Dir u. weißt wie sehr Dich lieb hat

Dein alter

Vetter Josefus.

[Thun, 15. Sept. 74.]

37.

Liebste,

Da läßt sich nicht mehr viel schreiben — ich habe nicht geglaubt, daß wenn man sich lieb hat, man sich lieber haben kann — bleib mir gut, — ich schicke tausend Küsse zum Abschied, morgen wird heimgereist — schreib mir recht bald freundlich nach Karlsruhe.

Joseph.

[Thun,] 5. Oct. 74.

38.

Geliebteste,

„Mir fehlt noch immer die Stimmung zu einem Brief für Dich". Auch darin kreuzen sich meine Gedanken mit den Deinen — Dein Bild wandelt mit mir, täglich, stündlich, unvergeßlich — wie vor 20 Jahren, da ich Dir den Lenauschen Spruch schrieb

Träumend will der Blick sich senken
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Dein Gedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

Darum auch heute nur einen Gruß u. eine Blume, die ich fand als meine Gedanken bei Dir u. am See waren . . .

Von practischen Dingen zu reden, so ist mein Haus leidlich in Ordnung u. wenn Du mit Deiner Freundin der Professorin ein paar Tage bei uns verweilen wolltest, so findest Du Alles zu gastlichem Empfang bereit. Im Frühjahr schwebt mir ein Rundreisebillet von Kufstein nach Italien vor. Wie schön es am See war, fühle ich hier, wo mich Alles öd u. einsam anstarrt, mit doppelter Sehnsucht. — Ewig! — Viele Grüsse.

Joseph.

[Karlsruhe] 21. Oct. [74.]

39.

„Es steht ein Baum am Bodensee
Dran reift manch süßer Kern,
Ein Hüttlein steht nicht weit davon
— Mein M ich hab Dich gern" . . .

. . Dies ist, da ich Nichts Bessres weiß
Für heut mein Brief nach Bern.

J.

[Seehalde] 4. Nov. 74.

40.

[Karlsruhe] 25/XII. 74.

Liebste Emma,

Ich glaube daß man Nichts Lieblicheres sehen kann als diese Photografie Bergamasco, die von der Sonne und meinen Blicken aufgezehrt dem Aether zurückgegeben ward dem sie entstand. Schau sie an, gib ihr einen Kuß u. schick mir sie umgehend zurück.

Eine materiellere, zur Rücksendung einer neuen Einladende, der ich an meine Freunde das Wort Egmonts beizufügen pflege „Bist Du zufrieden? Ich versprach Dir einmal Spanisch zu kommen!" sende ich ebenfalls; sie küßt Dich in der Neujahrs-

nacht, aber ohne Pelz u. Decoration, u. sagt Vergiß die Seehalde nicht! . . . Ich sehe Dich lächeln u. küsse Dich selber auf Stirn u. Nasenspitze u. spreche „Glücklich Neujahr!"

Dein

Joseph.

41.

Liebe gute Emma,

Ich danke Dir für den letzten lieben Brief der mich von dem Kummer befreit, daß Du etwas windsbrautartig über mich u. meine Wünsche von dannen gerauscht. Lieb haben u. lieb sein ist ein viel zu kostbar Ding als daß man damit spielen dürfte. Ich habe in Wirklichkeit das Haus am Bodensee so bestellt gehabt, daß wir in diesen milden Februartagen einen Besuch hätten abstatten können. Jetzt geh ich allein hin, im März. So oft Du kommst, es soll Dir offen stehn! Dorthin lade ich Dich ebenso freundlich u. herzlich für jede Zeit ein, als ich Dich u. mich mit Karlsruher Eindrücken zu verschonen bestrebt bin, denn ich theile Haus u. Tisch mit einer „kreuzbraven" aber schnattergansig aufpassenden „älteren Dame" u. ihrer Tochter, die für Carl u. Victor gut u. nothwendig sind, mich aber, trotz allem Leinwandsäumen u. Früchteeinmachen pp. bedeutend geniren.

Bedenke daß von Radolfzell nach Ulm pp. ein naher Schienenweg führt, daß wir uns nach Ulm, Augsburg, an den Bodensee u. Gott weiß wohin ein Rendez Vous geben können u. daß ich Dich in Salzburg vielleicht in kurzer Zeit in Deinen schönen vier Wänden — dem untern Stock gegenüber — auch stören könnte! Auf kurze Stunden kann ich freilich gern vorüberkommen, aber wir haben uns so Viel zu sagen, daß Jahr u. Tag nicht ans Ende reichen — ich hoffe das Beste von diesem Frühjahr, das uns gewiß zusammenführt.

Joseph.

[Karlsruhe, im Januar 1875.]

42.

Du hohe, große, schlanke!
Was wünscht man an diesem Tag?
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!

Zum 17. Februar dieses und aller folgenden Jahre

Das alte J.

[Karlsruhe, 16. Febr. 75.]

43.

Liebste,

Seit gestern bin ich hier eingezogen u. bewohne ganz allein das schöne Haus. Von einer Familie aus der Stadt erhalte ich den Café — Essen muß ich auswärts. Schön möblirt bin ich noch nicht. Es wird Dich jedenfalls interessiren Augenschein zu nehmen, wenn Dein Weg an den Oberrhein führt. Bitte, liebstes M, laß mich recht bald Deine Pläne, Tag u. Stunde wissen. Ich kann Dir über Meßkirch nach Mengen oder irgendwo hin entgegenfahren. Willst Du mich überraschen, so ists auch gut. Aber ja direct vom Bahnhof herausgehen u. nicht Viele fragen. Ich meine, wir könnten dann eine kleine Schweizerreise antreten. Von Allem mündlich. Wenn Du mir so gut bist, wie ich Dir, dann ist Alles gut.

Joss.

Seehalde bei Rad.zell. [75.]

44.

Herzliebstes M!

In diese Hausschuhe fahr ich gern, da sie keine Tyrannei, sondern Liebe bedeuten. Dein Bild steht strahlend vor mir auf dem Schreibtisch; ich schmeichle mir, daß es so verklärt aussieht, weil Du im Augenblick der Aufnahme an mich gedacht hast! Täusche ich mich, so nimm wenigstens an, daß ich so an Dich denke: Untersee — Waldshut — vergiß nicht, wie schön wir beide sind, wenn wir zusammen sind!

Ich schreibe nur: DANK! Mein Kopf schwirrt, da ich gleichzeitig Jubiläum feiere u. das Kind am blauen Husten pflege.

Einen „gewaltigen" Kuß!

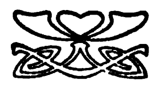
Josephus.

[Karlsruhe, 15. Februar 76.]

45.

Dich am grauen Haar gezobelt —
Dir den Lockenkopf verstrobelt —
Und Dich tausendmal geküßt!

[Seehalde,] 26. Juli 76.

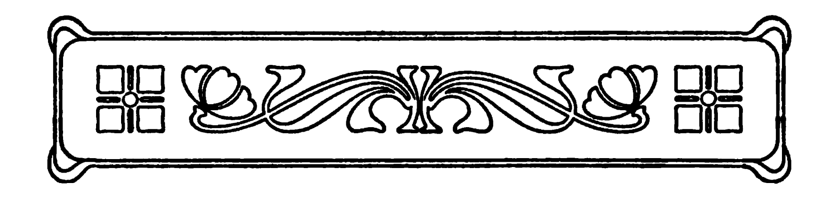


8.

Ausklingen und Ende.

„Beifolgend ein herzlicher Gruß! Ich kann nicht viel schreiben, da ich seit Juni leidend bin; wenn Du einmal in meiner Nähe bist, so schau nach mir, da ich Dich immer lieb habe, — bis zum Schluß."

Scheffel an Emma Heim,
21. September 1884.



„Der 16. Februar zeigt mir stets von Neuem die wenigen Getreuen, auf die mein Herz sich verlassen kann," schrieb Scheffel 1871 an Emma, und ein Jahr darauf berichtete er ihr: „Die schönen Knöpfe des Dolomitkalkes sollen mich fleißig an ihre Heimat erinnern . . . es ist das einzige Geburtstagsgeschenk, was ich dies Jahr erhielt, denn denen, die mich sonst mit solchen erfreuten, bringe ich das letzte Geschenk des Totenkranzes auf den Friedhof, und es ist namhaft einsam um mich her." Und nun, 1876! „Mein Kopf schwirrt, da ich Jubiläum feiere." Nur die Gelegenheit war abgewartet worden, um zu zeigen, daß „die wenigen Getreuen" das ganze deutsche Volk bedeuteten. Scheffels fünfzigster Geburtstag! Der „Trompeter von Säkkingen" und der „Ekkehard" gingen in fünfzigster Auflage ins Land, die Gaudeamuslieder, die erst vor neun Jahren erschienen waren, in einundzwanzigster. Das kleinste Winkelblättchen brachte einen Festartikel. Doch diese papierene Begeisterung war nur der matte Widerhall des Lebens und der Liebe, die in den Gemütern pochten. Der Deutsche empfand, daß in den letzten beiden Jahrzehnten kein anderer Dichter alles, was an nationalem Geiste sich regte, so im innersten erfaßt und so echt zum Ausdruck gebracht hatte, wie Scheffel. Er war zu den Quellen deutschen Gefühls herabgestiegen,

hatte allen leuchtenden Glanz deutschen Humors entfaltet und war der deutschen Melancholie bis zu ihren Gründen gefolgt. Alles, was Vaterland ist, fand in ihm seinen großen Apostel. Geschichte, Volk, Sitte, Charakter, sie waren von ihm zu neuen Idealen geprägt worden. Nicht im Marschschritt eines hallenden Pathos, nicht mit der Stimme eines langweiligen Warners, sondern im enthusiastischen Vertrauen auf die guten Keime und Kräfte des Volkes selbst. Er hatte dem deutschen Volke immer wieder die nationalen Güter gezeigt, die es besaß, und hatte es so am eindringlichsten gelehrt, sie aufs neue zu lieben und zu üben. Jeder Baumeswipfel, jeder Hügelrücken war ihm der Betrachtung, jede völkische Eigenart des Nachsinnens wert. Wir sahen uns in seinen Dichtungen wieder und fanden Vertrauen zu uns selbst. Unser die Sehnsucht, mit der jung Werner seine Liebe suchte, unser das Land, auf dem Ekkehard einherschritt, unser die Tatkraft, die selbst im Mönchsgewand zum Schwerte greift, unser die Treue, die den Alten in der Heidenhöhle trotz Groll und Haß aufs Roß zwingt, um dem Ganzen zu dienen, und unser die Freude und ungebundene Jugend, die im Gebraus der Gaudeamuslieder die Muskeln spannt, als könnten sie eine Welt erobern. Ein Jeder fand in den Gütern, die hier ausgebreitet lagen, eines heraus, das er selber besaß, und wär's nur eine Landschaft, eine Eigenart oder ein Gefühl. Er sah es in Scheffels Dichtungen in fördernder Beziehung zu Vielem und lernte so im Einzelnen das Ganze lieben. Aber auch, wem der Überblick über die harmonischen Kräfte Scheffelscher Poesie nicht zu Sinnen kam, konnte wohl mit dem Einzelnen zufrieden sein. Denn es ward ihm dargeboten, wie ein Stück Heimat selber, so schön und wohlbekannt kam es ihm vor. Kein fremder Laut zog durch diese Dichtungen; alles war echt und wahr in ihnen. Und

so bewies Scheffels Kunst, die nie einen Schritt über ihre nationale Grenze hinausschritt, die Grenzenlosigkeit ihrer Wirkung.

Alle kamen jetzt. Zu Tausenden häuften sich die Glückwünsche und Telegramme. Orden und Ehrenbürgerbriefe schwirrten dazwischen. Der Großherzog hatte mit der Verleihung des erblichen Adels Dank und Anerkennung bekundet. Bismarck gratulierte! Vereine und Korporationen erschienen und brachten Humpen, Krüge, Becher, Vasen, Bilder und Diplome. Die heimischen und rheinischen Weingüter schickten ihre edelsten Sorten. Von überallher kamen alle möglichen Geschenke: Dosen, Knöpfe, Nadeln, Ringe, Obst, Kartoffeln, Zigarren. Die Schnupftabaksfabrik in Lahr übersandte Schnupftabak. Frauen hatten Kissen gestickt, junge Mädchen mühsame Handarbeiten gefertigt. Er war über jede Kleinigkeit erfreut und vergaß unter dem Eindruck der Gabe vollkommen die Gabe selbst. Und abends flammte die Schloßruine von Heidelberg in prächtiger Beleuchtung auf —

„Und wo Studenten wandern,
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,
Da schüttert von Salamandern
Zu Ehren ihm das Land."

Der sechsundsechzigjährige Feuerkopf Freiligraths war wieder jung geworden und hatte Scheffel diese Verse geschickt. So sah er sich von allen, ohne Ausnahme des Standes, des Alters und der Partei, gefeiert. Zwar auch die Mäkler blieben nicht aus. Sie verdachten es ihm, daß er den Adel angenommen hatte. Als Scheffel einige Wochen nach dem Geburtstage Emma in das Jubiläumszimmer führte und ihr nun jedes einzelne Stück zeigte und erklärte, kam er darauf zu sprechen. „Du siehst," sagte er zu Emma, „daß ich jedes Bild, jedes

Diplom, jeden Korb Obst, jeden Sack Kartoffeln angenommen habe, weshalb sollte ich das Geschenk meines Landesfürsten zurückweisen?“ Er fügte hinzu, daß er den Adel auch seines Sohnes wegen nicht habe ablehnen wollen. Er selber brauchte ihn nicht. Ihn hatte die kleinste Gabe aus dem Volke nicht minder erfreut als das Geschenk seines Fürsten. Er dankte einem Jeden. Er sah in allem nur die Anerkennung für seine Poesie. Und das tat ihm wohl. Er hatte sich sein Leben und seine Kunst mit jedem Tage neu erkämpfen müssen. Auch die Naturkraft des Genies erlischt in einem Körper, der keine Persönlichkeit für sie einzusetzen hat. Scheffels Persönlichkeit, durch Schicksale, Krankheit und Enttäuschungen in ihrer Beständigkeit gefährdet, war siegend vorwärts geschritten und hatte bis ans Ende dem Genie die Wege zur Betätigung frei gemacht. Kein Hemmnis hatte ihn bekümmert. Lediglich seiner Persönlichkeit verdankte seine Kunst ihre Stärke. Er erst mußte die Quellen öffnen, ehe sie strömten; man kann bei Scheffel nicht nur sagen: er war ein Dichter. Er war ein Mann. Das ist das große Resultat seines Lebens.

Nicht lange nach seinem fünfzigsten Geburtstage kaufte Scheffel die Landzunge der Mettnau zur Seehalde hinzu. Er baute dem alten Wohnhause, das darauf stand, einen breiten Turm an, um vollends ungestört von den Besuchen zu sein, die mehr und mehr die Seehalde bevölkerten. Nur wann die Willkommenen kamen, durfte man ihn rufen. Ein regelrechtes Landleben entfaltete er. Er legte Baum- und Obstkulturen an, stellte Bienenstöcke auf, jagte, fischte und kam „aus den Wasserstiefeln gar nicht mehr heraus.“ Die Briefe, die er jetzt zahlreich an Emma schrieb, und die immer eine Einladung und den Wunsch nach einem Wiedersehen, „wann und wo es

Dir paßt," enthielten, atmen die ganze Behaglichkeit der Ruhe, die er hier empfand. Aber auch Ärger gab's genug. Neugierige Besucher konnten ihn oft zur Heftigkeit reizen, und wie mit der Seehalde, so ging auch mit der Einrichtung der Mettnau nicht sogleich alles seinen glatten Weg. In den Kellern entwickelte sich der Hausschwamm, und der lange Prozeß, den er gegen die Reichenauer Fischer führte, weil sie, auf ihr Privileg freien Seeeigentums pochend, bei Überschwemmungen des Untersees ihre Netze auch auf seinen Rebenhügeln auswarfen, gehört zu den hitzigsten, die je in Radolfzell und Konstanz geführt wurden. Sein trotziger Nacken beugte sich nicht und verfiel dabei oft in Übertreibungen und Eigensinn. Da waren die Stunden gesegnet, wann Emma erschien. Immer dieselbe Freude, so oft er sie am Gartentore empfing, immer dieselbe Sehnsucht nach einem Wiedersehen, sobald sie gegangen war. Sie war in diesem Jahre nach Graz übergesiedelt und reiste dann längere Zeit nach Rußland zu ihrem ältesten Sohne, der in Petersburg eine Stellung als Kaufmann innehatte. Alte Erinnerungen stiegen in Scheffel auf, aber ein Exil von abermals neun Jahren war jetzt nicht zu fürchten. Er schrieb ihr:

Liebstes M!

Eine lange schlaflose Nacht mit Nichts als Erinnerung an Dich u. den Apfelbaum am See u. den Rheinhof zu Waldshut u. andere Erinnerungsplätze u. ein rechtes Heimweh dazu . . da war es selbstverständlich, daß am Morgen Dein Brief ankommen mußte u. daß auch Deine Gedanken auf der Reise waren zu mir!

Es freut mich, Dich an der Newa unerfroren zu wissen u. stark in Zobel gehüllt, u. daß Du mit Arthur zufrieden bist, u. daß Dir die Weltstadt kein Magnet wird für

immer. Ich lebe still wie eine Schildkröte hier, lerne mit Victor, der ins Gymnasium geht u. wohl u. groß ist, Latein u. habe den Kopf voll Geschäfte, denn ich habe mit dem Gutskauf am Bodensee mir eine große aber wohlthätige Last aufgeladen, nicht ohne einige Schulden, habe zu bauen, verpachten, baumpflanzen, u. hätte mir vor Jahren nicht einfallen lassen, daß ich in meinem Leben auch noch Mitglied des bad. „Vereins für Geflügelzucht“ werden würde. Aber es ist gut so, u. kommt dereinst meinem Sohn zu gut.

Die Mettnau ist 1/2 Stunde von der Seehalde entfernt u. hat ein schmuckes Haus, dem ich ein Erkerthürmchen anfüge. Ich hoffe daß wir auch in jenen Fensternischen einmal beisammen sitzen wie im Gengenbacher Rathhaus.

Mein Leben wird aber immer mehr an die Scholle gefesselt; hier u. am Bodensee — an Reisepläne kann ich kaum mehr denken.

Ich wünsche Dir herzlichst, bald aufzuthauen u. von Veilchen überblüht wiederzusehen den schreibmüden aber allzeit grünbleibenden

Vetter Josefus.

[Karlsruhe,] 31. 1. 77.

Scheffels Wünsche gingen in Erfüllung. Emma und er saßen viel in dem Erkertürmchen der Mettnau wie „in den Fensternischen des Gengenbacher Ralhauses“. Eine reiche Aussicht zur Reichenau und den Hegaubergen herüber tat sich vor ihnen auf. Der Hohentwiel mit seinem breiten Buckel stand da, wie für die Ewigkeit gewappnet. Unten im Hause waren zwei große Stuben, altdeutsch eingerichtet. Eine davon war das Kneipzimmer. Die Geburtstagshumpen und Krüge und Becher hatten hergehalten, um es reichlich mit Zechgeräten auszustatten. Keins von ihnen ist trocken geblieben. Er war kein

„Trinker". Zehnmal ist das schon von Kundigen ausgesprochen, und hundertmal ist es aufs neue behauptet worden. Er liebte das Leben. Er liebte den Wein, und die Kleinlichen, die nie das Flammen seines Genies begriffen, nie den heißen Trieb seines Lebens gefühlt haben, mögen geduldig weiter behaupten, daß er ihn zu sehr geliebt habe. Die Gegenwart war ihm der heiligste Besitz, und er genoß sie in vollen Zügen. Auch das von ihm gern geübte Heraufbeschwören der Vergangenheit, das Sichversenken in die Welt seiner Erinnerungen entsprach diesem Gefühl. Er wußte, daß er sich am Schlusse des Ergebnisses freuen könnte. Jetzt, in den letzten Jahren seines Lebens, in denen Emma wieder ganz in seiner Nähe war — sie war im Sommer 1877 nach Waldshut übergesiedelt — stellte dieses Überdenken der verklungenen Zeiten gleichsam das Buch seines Lebens dar, in dem er immer wieder gern blätterte. Sein Fühlen vermochte, sich intensiv in erwünschte Zustände zu verspinnen. Er saß in dem Erkertürmchen der Mettnau oft tatsächlich wie „in den Fensternischen des Gengenbacher Rathauses". So tief empfand er seine Liebe, daß er an ihren Anfang zurückging, um sie wieder neu zu durchleben. Ein Gefühl der Jugend überkam ihn und Emma, wenn sie beisammen saßen, und sie sahen dann verwundert, daß sich graue Fäden in ihr Haar mischten. Es war Ruhe und Stille in ihnen; das ganze Leben zog an ihnen vorüber. Zell am Harmersbach und Gengenbach, Offenburg und Freiburg, Emmendingen und Petersburg, und trotz allem war kein einziges Gefühl verloren gegangen. Dieselbe tiefe Neigung, wann sie gekommen waren, dieselbe Sehnsucht, wann sie auseinander gingen — „wie vor zwanzig Jahren".

Emma war oft wochenlang in der Mettnau. Sie führte Scheffel dann den Haushalt, sortierte die Besuche und erledigte

seine Korrespondenz. Er ging seinem Weidwerk nach oder steckte in seinen Rebenhügeln. Was er von der Jagd heimbrachte, war niemals viel. Ein paar Raben, ein Stößer, ein Kibitz, eine wilde Ente, das war in der Regel der ganze Gewinn. Aber ihm erschien er als tüchtige Beute, so daß er manchmal sogar die Flügel der Tiere als Trophäen nach Karlsruhe an seinen Sohn schickte. Das Herummarschieren in der freien Luft tat ihm wohl, und es ist fraglich, ob Scheffel bei seinem krankheitsgeneigten Organismus die Sechzig erreicht hätte, wenn die Natur nicht sein Lebenselement gewesen wäre. Er klagte schon anfangs der 70er Jahre über Rheumatismus, zeitweilige Lähmungen usw. Das Leiden stieg mit dem Alter, und auch das Herz fing an, unruhig zu werden. Eine Verkalkung der Arterien, die nur durch Scheffels stete Bewegung in freier Luft jahrelang hinausgeschoben wurde. Er machte seine Reisen nicht, um sich an irgend einem Orte festzusetzen, sondern er wählte ein Standquartier und unternahm dann seine Touren in die Berge, ohne im Augenblicke immer zu wissen, wohin ihn der Weg führen werde. Jetzt, da Emma ihm durch ihre Übersiedelung nach Waldshut ein gut Stück nähergerückt war, trafen sie sich oft in Singen und gingen auf den Hohentwiel, oder sie kamen bei Neuhausen am Rheinfall zusammen und machten von da aus ihre Streifereien, oder Scheffel fuhr nach Waldshut, um Emma nach Säckingen und Basel abzuholen. Im Bodenseegebiet war Konstanz ein sympathischer Treffpunkt von ihnen. Über den See ging's dann nach Lindau oder Bregenz, und von da auf den Gebhardsberg. Für Stimmung brauchte keiner ausdrücklich zu sorgen. Ein jeder brachte das Beste mit, das er innerlich besaß, und jeder konnte vor dem andern fast das gleiche Buch des Lebens aufschlagen. Und er, der Dichter, der die Keime, die segenvoll in

Emma ruhten, durch seine Liebe und schöne Menschlichkeit am meisten zum Blühen geweckt hatte, er empfand Dank, wann er von ihr schied. „Ich denke viel an Dich und Deine große Herzensgüte und Treue, die sich in unserm letzten Zusammensein so recht geoffenbart hat; mein bester Dank ist Dir sicher." Welch eine Liebe! Als sie im Sommer 1878 durch Thüringen wanderten, weil er ihr alle Stätten schwerer Aventiureerinnerung zeigen wollte, und sie oben auf dem Kickelhahn standen, da wurde Scheffels ganzes großes Lebensgefühl noch einmal wach. Wie damals, da sie von Lenzkirch über die beschneiten Berge nach Neustadt fuhren, hob er die Arme und breitete sie weit aus. Dann sprach er das Lied „An den Mond". Die Stimme zitterte, als sich die Wucht seiner Lebensinbrunst also befreite ... „ich besaß es doch einmal!"

Zu umfangreicheren Werken ruhte jetzt die Feder vollständig. 1878 erschien als letztes die „Waldeinsamkeit"[183]), stimmungsvolle Landschaftsbilder, aber zu schwer und nicht hell genug gesehen, um lebendig zu sein. Scheffel las sie in verschiedenen Städten seines engeren Vaterlandes zum Besten der Badischen Frauenvereine vor, und da fand sie ihre wohltätige Wirkung. Was er außer ihr in diesen Jahren schrieb, galt der Gelegenheit und hatte seinen warmen Hauch, wann er darin seine Freude oder Dankbarkeit bezeugen wollte. Er dichtete seinem Großherzoge einen echt empfundenen Jubiläumsgruß zum 25jährigen Regierungsjubiläum (1877); er begrüßte die milde Erscheinung der Großherzogin, als die edle Frau 1881 der Arbeitsschule in Radolfzell ihren Besuch abstattete; „Die Linde am Ettersberg", die im Juli 1878 in Weimar aufgeführt wurde, war eine Huldigung für Karl Alexander, „Das glückhaft Schiff" ein Willkomm des deutschen Kaiserpaares auf der Mainau, dem Sommersitz der großherzoglichen Herrschaf-

ten. „Aber es wird mir leider deutlich, daß balde das Alter heranzieht und die Tage, die uns nicht gefallen," schrieb er am 18. Juni 1883 vom Kurhaus Streitberg aus an Emma. Der Druck am Herzen hatte sich verstärkt; Kissingen, Teinach mußten zur Linderung aufgesucht werden. In Kissingen sah er Bismarck, aber er hielt sich zurück, bis ihn der Fürst eines Tages erkannte und ihn zu Tische lud. Schwere Ahnungen bewegten ihn. „Ich danke Gott für jeden guten Tag, den ich noch hienieden genießen darf," schrieb er an Emma.

Da war es für Scheffel ein Labsal, als Emma ihm im Sommer 1881 die Freude machte, in Karlsruhe sein Haus zu versehen und ihm die Sorge für seinen Sohn zu erleichtern, damit er das ganze Jahr über ungestört und unbehelligt von allen „ordinären Aufgaben des Lebens", die bei der bisherigen Führung zweier Haushalte unausbleiblich waren, in der Seehalde oder Mettnau bleiben könnte. Er nahm das Anerbieten mit gerührtem Danke an. Sein älterer Bruder Karl war 1879 gestorben, und so bewohnte Emma mit dem jungen Viktor allein das Haus. Ein prächtiger, umfangreicher Briefwechsel entwickelte sich nun zwischen Radolfzell und Karlsruhe. Scheffel kannte jeden Schlüssel im Hause und gab auf Anfragen an, wo sie hingen; er schickte Wein, Obst, Gemüse, Geflügel in die Stephanienstraße; bat in den verschiedenen Jahreszeiten über die Wäsche seines Sohnes um Bescheid; bemaß die Höhe des Taschengeldes für diesen; nannte die Handwerker, wann im Hause etwas herzurichten war; kümmerte sich um die Dienstbotenverhältnisse und sorgte wie ein echter Hausvater für alles:

Liebe Emma!

Verzeih daß ich wenig schreibe, es geht von früh bis spät unruhig zu, da täglich Besuche da sind.



1881

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

Die Fragen beantwortend

1) die Gartenmauerthüre ist vertragsmäßig — das Versetzen der Bäume war besondere Vergünstigung des Gartenbaudirector Nerlinger.

2) der Wein wird einfach mit einem in warmem Wasser verschwellten Faßhahnen angestochen, nachdem der Spunten gelüpft ist

3) Victors lange Strümpfe sind nicht hier, sondern in der Comodschublade in seinem Zimmer neben der Eingangsthür bei den anderen Strümpfen. Schlüssel wird stekken.

4) Zimmer anzubieten für das Gefolge der hohen Herrschaften halte ich, da ich nicht anwesend sein werde, nicht für nöthig.

5) Gesundheit geht leidlich und gienge besser, wenn keine Gäste kämen.

Es steht Alles gut u. aussichtreich. Ich schikke nächstens 2 Sakk Kartoffeln.

Viel herzliches Dir u. Victor!

Bleib allzeit gut

Seehalde 26. August 81. Dem alten J.

Zu Gelegenheiten und Festen kam Scheffel nach Karlsruhe und entfaltete nun unmittelbar seine Liebe, — immer im Glanze der Erinnerungen. Oben war die Mansarde . . . unten war jeder Gegenstand nicht minder ein Stück Jugend. Alles war hier an seinem alten Fleck stehen geblieben. Die Majorin konnte eintreten, Marie konnte einschweben — sie hätten nichts verändert vorgefunden. Er sann oft diesen Bildern nach. „Das Leben fliegt wie ein Traum," schrieb er an Emma. Aber ein Besitz war ihm geblieben bis zum Schluß: Emma. Fast könnte es scheinen, als ob sich in diesen Jahren, gegenüber den früheren, die Liebe zu ihr noch vertieft hätte. Wann Emma

außer dem Hause in Gesellschaft war, blieb er wachend, bis sie heimgekehrt war. Für ihn war sie jetzt wie ehedem die „nicht rostende Erinnerung an Jugend und Glück". Selbst ihre Erscheinung gewann unter seinen Augen nicht die Merkmale des Alters. Ein paar Verse, die er ihr zu ihrem achtundvierzigsten Geburtstage schickte, sprachen das in liebenswürdiger Überzeugung aus:

Zum 17. Februar 1883.

Die Zeit, die boese Zeit
Wollt unsre Hauptstadt seh'n,
Da mußt' sie wegen Zahnschmerz
Zum Hof-Dentisten geh'n.

Der Zahnarzt that sein Werk
Und brach den Zahn ihr raus;
Der Dreher schliff ihn glatt
Und schuf dies Falzbein draus.

Nimm's hin — der boese Zahn
Bringt nimmer Dir ein Leid
Und Du bleibst jung und schmukk
Bis an die Ewigkeit!

Im Herbst 1883 verließ Emma das Scheffelhaus in Karlsruhe und zog nach Frankfurt a. M. „Da Du gegen Dank nicht empfänglich, so wiederhole ich auch nicht, daß Du des Hauses guter Stern warst," schrieb ihr Scheffel am 11. Oktober. Und nun ging ein Sehnen nach ihr an — bis zum Schluß. Er machte Vorschläge, sich in Radolfzell und Karlsruhe zu treffen:

es stünde immer alles für sie bereit. Er schickte ihr „tausend Grüße und einen Kuß, lieb wie Märzenveilchen und Amselschlag“ und schrieb ihr wenige Tage darauf, „Ich habe oft Heimweh nach Dir, aber ich klage nichts mehr; das Leben ist oft grausam.“ „Heimweh,“ das Wort schien absichtlich gewählt zu sein, um alle Ruhe auszusprechen, die er von ihr ein Leben lang empfangen hatte. In ihr lag seine Sehnsucht, lag sein Friede. „Mit einem Kuß aus alten Zeiten,“ beschloß er am 21. September 1884 den Brief, in dem er ihr versicherte, daß er sie immer lieb habe, bis zum Schluß. Emma besuchte ihn noch einige Male. Im Winter 1884/85 gingen sie in Stuttgart gemeinsam in Neßlers „Trompeter von Säkkingen“, aber er blieb nur bis zum zweiten Akte, weil er sich über das Libretto ärgerte, das seinem alten Freiherrn eine Schwägerin angedichtet hatte. „Wie ich für Dich die Lieder schrieb,“ sagte er zu Emma, „das war ganz anders.“ Danach sahen sie sich nur noch einmal. Sein Leiden verschlimmerte sich jetzt mehr und mehr. Als Emma im November 1885 das letztemal zu ihm kam, war er ein Sterbender. Er hatte seinen Sohn, der als Avantageur bei den Gardeulanen eingetreten war, nach Berlin begleitet und war noch nicht lange zurückgekehrt. Er wußte nicht, daß Emma kam und war, als er sie über die Schwelle in sein Zimmer schreiten sah, so erfreut, daß ihm die Tränen in den Augen standen. „Es wird nichts mehr mit mir,“ sagte er zu Emma. Er hielt ihre Hand fest in der seinen und wiederholte ihr noch einmal alle seine Liebe, daß sie das tiefste Glück seines Lebens gewesen sei, immer nur Freude, immer nur Sonne. Als Emma ihn verließ, wußte sie, daß sie ihn nicht mehr wiedersehen würde. Er dachte weiter an sie, und um Weihnacht fiel es ihm ein, daß er dies Jahr kein Geschenk für sie habe. Er schrieb ihr:

KRuhe 19. Dez. 85.

Liebe Emma!

Um nicht als verschollen zu gelten, wenn dies Jahr kein Christkind von hier kommt, zeige ich Dir an daß ich seit 15. Nov. einsam u. öd ein Gefangener im obern Stock des Hauses rheumatismuskrank herumliege u. Nichts habe weil ich nicht ausgehen kann. Wenn Du später einmal hierher kommst, so wird es mich freuen, wenn Du nach mir schauen wirst, jetzt erwarte ich Victor zum guten Schluß des Jahres.

In alter Ergebenheit Josephus.

Es war sein letzter Brief an Emma. Die ebene Handschrift war schleppend über das Papier gekritzelt und hatte nicht mehr den Schwung der früheren Jahre. „In alter Ergebenheit“ — waren die letzten Worte. Liebe und Verehrung bis zum letzten Atemzuge. Treue im höchsten Sinne des Begriffs. Ob diese Liebe die zehrende Sehnsucht des „Trompeters von Säkkingen“ ertrug, ob sie im August 1854 im „Ekkehard“ verzweifelt aufschrie und in den Jahren der „Frau Aventiure“ den Schmerz der Trennung erlebte: sie blieb sich treu, denn sie war echt und kam aus einem Herzen von unantastbarem Werte. Das rein Menschliche in ihr allein würde genügen, um ihre Harmonie wie einen Stern zu erheben. Aber sie war schöpferisch dazu und schenkte aus dem klaren Borne ihrer Empfindungen der deutschen Dichtung Werke von bleibender Schönheit. Zwei Menschen entfalteten in ihr die Lauterkeit ihres Charakters, von denen uns der eine besonders wert erschien, weil er ein großer Dichter war. Biographien und Aufsätze haben den Kern seiner Persönlichkeit mannigfach zu

betrachten versucht. Aber ihn mit allen seinen Fasern herauszulösen, ihn mit allen seinen Wurzeln voll und ganz herauszuheben — das vermochten sie nicht. Sie alle sahen sein Leben ohne seine Liebe, und wir, die wir dieses Buch bis hierher verfolgt haben, fragen uns, wie das möglich sein konnte.

Noch einmal schütterten zu Scheffels Ehren die Salamander durchs Land. Am 16. Februar 1886 erinnerte sich seiner das deutsche Volk in derselben Begeisterung wie vor zehn Jahren. Aber er war ein Sterbender. Er hatte, bis zum Tode dem Leben getreu, sich zu seinem 60. Geburtstage nach Heidelberg begleiten lassen. Hier lagen in den Erinnerungen an die Jugend seine letzten Hoffnungen. Doch der Gott des Lebens öffnete seine Wunderquellen nicht mehr. Am Abend leuchtete die Schloßruine in hellem Feuerscheine auf, und aus tausend Kehlen fluteten die Gaudeamuslieder durch den Saal. Er hörte sie nicht. Der getreue Hauptmann Klose saß an seinem Lehnstuhl und berichtete, daß in diesen Tagen die ganze Nation seiner gedenke. Ende März verlangte er, nach Hause gebracht zu werden. Er kannte das Leben zu tief, um jetzt nicht zu wissen, daß es zu Ende gehe. Von Heidelberg aus war Emma von seinem Zustande benachrichtigt worden, aber die Starke, Charaktervolle schrieb, daß sie seiner — Frau die Wege zu ihm nicht kreuzen wolle. Karoline kam. Er hatte mit der ganzen Welt Frieden gemacht. Am 9. April 1886, abends 7 Uhr, verschied er . . . Noch am selben Abend meldete der Telegraph in den Hauptstädten des Reiches seinen Tod. Am nächsten Morgen wußte das deutsche Volk, daß es Scheffel verloren habe. Wenige Stunden danach suchten Nachrufe seinen Ruhm zu künden. Wir brauchen sie nicht. Denn über Raum und Zeit hinweg, herrlich wie am ersten Tag, und das Gewirr der Gegenwart gewaltig übertönend klingt uns sein Lied — — —

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling über's Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal!"



„Hier endet unsere Geschichte.“ Emma wußte, daß nur das Leben selber stark genug sei, ihren Schmerz zu tragen. So schön und stolz war selten einem Menschen ein Lebensinhalt gegeben, wie ihr. Sie richtete sich an der Erinnerung auf und schritt weiter. Denn den Menschen, dem sie ihr ganzes Innere erschließen könnte, daß er's mit allem Schmerz, mit aller Freude, mit allen feinen Linien, die ein reiches Leben drein gezeichnet, verstünde, den fand sie fortan nur in sich selbst. Wer konnte ein Leben bis ins Innerste begreifen, das wie dieses dahingeflossen war? Wer eine Persönlichkeit, die trotz aller eigenen Regungen so ganz an Heimat, Umgebung und Beziehungen gebunden war? Ein Milieu wie das der Apotheke von Zell hatte nichts Hergebrachtes an sich und konnte so leicht nicht verschwimmen. Die Einwirkung eines vollen Dichterlebens konnte eine geringere Frau eher erschüttern als der Harmonie entgegenführen. Der gesellschaftliche Glanz, der Emma in Rußland umgab, das Gewoge der Schicksale in Salzburg — das alles konnte wohl einen Charakter bilden, aber nicht sogleich eine Persönlichkeit von klarer Harmonie. Auch nach Scheffels Tode waren Schicksale genug in ihren Weg getreten. Im Februar 1892 verlor sie in Moskau ihren ältesten Sohn Arthur, am 9. Juli 1895 starb in Freiburg ihr zweiter Gatte, der Kaufmann Johannes Koch, mit dem sie sich 1891 vermählt hatte. Sie stand allein. Ihr Bruder Karl war zwei Jahre vor Scheffels Tod gestorben, ihre Schwester Ida im Mai 1895. Aber sie schritt vorwärts. Zum Ausruhen fand sie noch nicht die Zeit. Sie ging im Winter 1895 in eine Heilanstalt bei Unna i. W. und widmete dort uneigennützig und von der Liebe ihrer Kranken innig bedankt, ihre Kräfte wohltätiger Pflege. Im Jahre 1900 siedelte sie nach Berlin über.

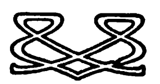
In der stillen Achenbachstraße ist ihr Heim. Ganz Frieden und Bescheidenheit wie sie selber. Ein kleiner Kreis von Freunden umgibt sie; von dem Leben des literarischen Berlin hält sie sich völlig fern. Sie könnte mit ihren Erinnerungen prunken, aber sie tut es nicht. Ein paar Bilder an den Wänden, das ist alles, was nach außen hin den Schatz ihrer Erinnerungen bedeutet. Aber auf der Weinflasche steckt als Kork der Trompeter! Er ist das Zeichen der Jugend, die uns umgibt, wenn wir dieser Frau gegenübersitzen. Sie steht noch voll und ganz im Leben. Eine hohe stolze Erscheinung geht sie ungebeugt durch ihr Alter. Ihr weißumlocktes Antlitz versteht zu lachen, wie die Jugend selbst; ihre Augen leuchten, wann eine Freude ihr Herz bewegt. Sie hat ihre Erfahrungen und Schicksale nicht in eine bittere Lebenserkenntnis umgesetzt, sondern in Weisheit und Güte. An ihrem siebzigsten Geburtstage, den sie in diesem Jahre feierte, offenbarte sich in herzlichem Dankgefühl die Verehrung, die jeder für sie empfindet, der einmal die Wärme ihrer sonnigen Persönlichkeit gespürt hat. Man überschüttete sie mit Blumen und weckte die ganze Welt ihrer Erinnerungen durch sinnige Geschenke. Ein junger Freund, Bertold Auerbach, dichtete ihr ein von poetischem Geiste getragenes Festspiel. Freude bewegte sie.

Das Leben zweier großer Menschen ist an uns vorübergegangen. Wir haben sie in den Empfindungen betrachten dürfen, die am tiefsten zu dem Kern menschlichen Wesens führen, in ihrer Liebe. Aber kein Makel, selbst nicht eine Kleinlichkeit der Gesinnung haben wir an ihnen entdeckt. Ihr Leben war unstet und zerrissen, aber ihre Persönlichkeit blieb Harmonie. Nicht die Größe des Willens hatte sie dazu gemeistert, sondern die Größe des Gefühls. Sie blieben wahr in ihren Empfindungen, sahen im Leben das Ganze, davon sie



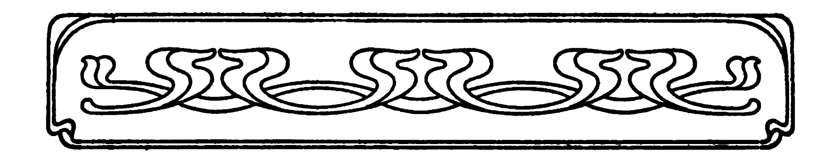
Emma Koch-Hein

ein Stück wären, und gelangten in dieser Beschränkung zu der Geschlossenheit ihres Charakters. Ein Streben nach großen Zielen leitete sie. Weil sie die Grenze ihrer Persönlichkeiten kannten, erreichten sie diese Ziele. Sie gingen nie suchend über sich hinaus, sondern blieben fest und stark auf dem Platze, auf den sie die Natur gestellt hatte. Ihr Wirken war darum groß und eigentümlich. Scheffel war das Genie. Er tritt von ihnen beiden in den Vordergrund und nimmt als Dichter seine eigene Stellung ein. Aber wer sein Leben betrachten und in ihm auch den Menschen lieben will, der wird bemerken, daß immerdar Emmas Erscheinung neben ihm herschritt, daß sie sich über ihn beugte, wann er dichtend das Haupt stützte, und daß sie an seiner Seite wandelte, wann er über die Berge stieg. Sie war immer die Wirkende; ihre Betätigung ermattete nie. Auch sie hat somit das Höchste geleistet, das sie vermochte. Daß sie es an einem unserer größten und volkstümlichsten deutschen Dichter geleistet, wird ihr die Literaturgeschichte nie vergessen.



9.

Anmerkungen.



1) vgl. u. a. „Prolog für die Festvorstellung im Stadttheater zu Mühlhausen i. E. am 19. November 1884" und „Das glückhaft Schiff" in: „Fünf Dichtungen von Joseph Victor von Scheffel". Stuttgart, Bonz 1887.

2) „Ruperto-Carola", Illustrierte Fest-Chronik der V. Säkularfeier der Universität Heidelberg, Nr. 3.

3) Katharina Kreterer, geb. Eggstein wurde am 30. Oktober 1775 in Rielasingen am Hohentwiel geboren und heiratete in Oberndorf im Württembergischen den Kaufmann Franz Josef Krederer. Vgl. Proelß, Scheffel. Volksausg. S. 14 f.

4) „Gedichte von Josephine Scheffel", Stuttgart, Bonz 1892 (IX, 158 S.)

5) Gebhard Zernin, Erinnerungen an Dr. J. V. v. Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes. Darmstadt und Leipzig 1886. S. 9.

6) Ignaz Hub, Die deutsche komische und humoristische Dichtung. II, 718.

7) Proelß, Scheffel, gr. Ausg., S. 288; ders., Volksausg., S. 168.

8) „Der Trompeter von Säkkingen": „Lieder des stillen Mannes" 5.

9) „Ekkehard", S. 331. — Ich zitiere hier und im folgenden nach der ersten Ausgabe des „Ekkehard". Frankfurt a. M. 1855.

10) „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" in Scheffels „Reisebildern", S. 63—142.

11) „Zu den reichsunmittelbaren Abteien des westlichen Schwarzwalds, die im Jahre 1803 an Baden kamen, gehörte das schön im Kinzigtale gelegene Benediktinerstift Gengenbach; 1806 wurde auch die um das Kloster entstandene Reichsstadt Gengenbach badisch. . . . Der vorletzte Abt des Reichsstifts Gengenbach war der Prälat Jakob Maria Trauttwein. Der Mann seiner Schwester Veronika

war der Landwirt Joseph Scheffel in Langen-Erringen. Den Sohn dieser beiden, Magnus Scheffel, ließ der Abt aus Langen-Erringen zu sich kommen und stellte ihn als Oberschaffner, d. h. Hauptverwalter der Klosters an . . . Als Gengenbacher Stiftsschaffner verheiratete sich Magnus Scheffel am 17. Juni 1788 mit der Jungfrau Johanna Läuble. Im folgenden Jahre, am 29. Juni 1789, bekam das Ehepaar einen Sohn, der Philipp Jakob getauft ward. Dies ist Josephs Vater." Proelß, Volksausg., S. 9. — Das Stammhaus der Familie steht heute noch in Gengenbach. Eine Mormortafel: „Stammhaus des vaterländischen Dichters Viktor von Scheffel" zeigt die Bedeutung des Hauses an.

12) geb. 24. Jan. 1809, gest. 28. März 1868.

13) geb. 30. Juni 1812, gest. 7. Jan. 1857.

14) „Ignaz Heim leitete seit 1852 als Nachfolger Franz Abts den Sängerverein „Harmonie" [in Zürich] und erwarb sich in der Folge um die Entwickelung des Volksgesanges sehr bedeutende, über die Grenzen der Schweiz hinausreichende Verdienste. Der ungewöhnliche Gesangführer und Tondichter war ein liebenswürdiger Mensch, dessen Art und Tun Conrad Ferdinand Meyer in das Verspaar zusammenfaßte:

„Des Volkes Bildner ohne Rast und Ruh
Und ein so herzlicher Gesell dazu."

s. „Briefe J. V. v. Scheffels an schweizer Freunde", hrsg. von Adolf Frey. Zürich 1898. S. 11 f.

— Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe, 1853—1871. 10. Aufl. Berlin 1904. S. 76, 179, 342, 353.

— Ignaz Heim. Biographische Skizze von E. Schönenberger. Zürich 1881.

15) Ignaz Heim hatte sich 1851 mit Emilie Müller verheiratet, der Tochter des aargauischen Oberrichters und eidgenössischen Obersten Hermann Müller von Rheinfelden. Frey, a. a. O. S. 12.

— Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. S. 14.

16) Richard Wagner an Mathilde Wesendonk, S. XXIV f.

17) Hauptsächlich badisches Kartenspiel, das auch im Schwäbischen und in der Schweiz verbreitet war, dann aber dem Skat wich und heute nur noch sehr wenig gespielt wird.

18) geb. 22. Juli 1840, gest. 18. Januar 1884. Studierte in Freiburg, Würzburg, Prag und Wien, war dann Arzt in Waldshut und starb in Ausübung seines Berufs am Typhus.

19) geb. 28. August 1832, gest. 29. Mai 1895.

20) „Episteln", S. 33, 34.

21) „Ekkehard", S. 3.

22) „Reisebilder", S. 1—62.

23) ebda, S. 58/59.

24) „Der Trompeter von Säkkingen", 3. Stück.

25) Geibel, Gedichte. 31. Aufl. Berlin 1853. S. 36. — Der von Scheffel wiedergegebene Vers ist der dritte des Gedichts „Im April" und lautet bei Geibel:

„Ich möcht' ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleich;
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild und weich."

26) „Säkkingen, den 6. Januar 1850. Also in Säkkingen! — Heute vor 8 Tagen um Mitternacht habe ich meinen Einzug gehalten": „Episteln", S. 3. — „Was mich betrifft, so habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen und mich sofort in die Graubündtner Alpen verzogen." Scheffel an Schwanitz, 7. Oktober 1851: Proelß, gr. Ausg., S. 195.

27) Proelß, gr. Ausg., S. 224.

28) „Am Schluß des Jahrs, wo der Mensch in sich geht, und an Allerlei denkt, was er hätte thun und lassen sollen, sind meine Gedanken auch zu Dir und den Deinigen geflogen und ich hab' mir stille Vorwürfe gemacht, daß ich so lange, lange schweigsam geblieben bin." Scheffel an Eisenhart, 1. Januar 1852: Louise von Kobell, Josef Victor von Scheffel und seine Familie. S. 16.

29) Mit Humor wird hier von Scheffel einer kleinen Szene gedacht, die sich damals bei den Gengenbacher Spaziergängen unter dem linken Stadttor, durch das der Weg aufs „Bergle" führt, zutrug. Scheffel blieb plötzlich unter dem Tore stehen und sah stumm vor sich hin. Emma fragte: „Was hasch jetz ebe denkt?" „Oh," erwiderte Scheffel, „ein großer Gedanke: jetzt hab ich garnix 'denkt."

30) Geibel, Gedichte. 31. Auflage. Berlin 1853. S. 47.

31) Grillparzer, sämtliche Werke. 2. Ausg. Hrsg. von Heinrich Laube und Joseph Weilen. Stuttgart 1874. IX, 249 f.

32) „Scheffels Leben und Dichten von Johannes Proelß. Mit vielen Originalbriefen des Dichters und 10 Abbildungen." Berlin, Freund & Jeckel 1887. (VIII, 678 S.)

33) ebda, S. 85/86.

34) „Scheffel. Ein Dichterleben. Von Johannes Proelß. Volksausgabe." Stuttgart, Bonz 1902. (VI, 400 S.)

35) Die meisten behandelten den „Trompeter von Säkkingen" im Rahmen einer Studie oder eines Artikels und lehnten sich dabei hauptsächlich an Proelß an. Aber auch eine eigene Broschüre beschäftigte sich mit der Entstehungsgeschichte des „Trompeters": Entstehungsgeschichte von Scheffels „Trompeter von Säckingen". (!) Von C. Herford, Oberlehrer. (Nach einem Vortrag des Verfassers im Copernikus-Verein zu Thorn). Zürich 1889. (63 S.). Eine Arbeit, die durch unsere Darstellung bis zur letzten Seite hinfällig geworden ist.

36) „Deutscher Hausschatz in Wort und Bild." Jhrg. XV. 1888/89. Nr. 12. S. 182 f.: Joseph Victor von Scheffel und die Frauen" von Professor J. Stöckle. S. 184 heißt es u. a.: „Was die zwei Herzen voneinander riß, bleibt im Dunkeln; genug die Cousine ward dem Herrn Vetter untreu, weil dieser in Liebessachen etwas wortkarge junge Mann, der eben auch gar keinen Blutstropfen von einem schmachtenden Seladon hatte, ihr mit all seinen Gedichten und all seinem künstlerischen Streben keine Gewähr einer sorglosen, glänzenden Zukunft bot. Der Name „Dichter" allein wirkt bei einem heiratsreifen Mädchen noch lange nicht durchschlagend. Die willensstarke Jungfrau hatte zudem, weil ihr Herr Vetter mit den Beweisen seiner dauernden Zuneigung so äußerst sparsam war, wenig Vertrauen in seine Beständigkeit. Und so ging es denn, wie es meistens in ähnlichen Verhältnissen zu gehen pflegt, wo ein heiratsreifes Mädchen sich zu einem noch mitten in seiner Entwickelung begriffenen Jüngling hingezogen fühlt: das Mädchen, dessen Hauptsorge doch eben in sehr vielen Fällen die ist, möglichst gut und sicher versorgt zu werden, gab den in die Weite geflogenen Vogel, der sich als Freier auch gar zu säumig gezeigt hatte, auf, und heiratete am 10. August 1852 (!) einen jungen Fabrikanten." Kommentar überflüssig.

— „Scheffel als Student und sein Einfluß auf die akademische Jugend Deutschlands.“ Von Hofrat Rudolf Bunge in Cöthen. Scheffeljahrbuch 1902, S. 38—51. S. 47 heißt es u. a.: „So zerbricht man sich denn auch ganz umsonst den Kopf, ob alle die uns von ihm (Scheffel) geschenkten herrlichen Lieder auf irgend eine bestimmte Dame und noch mehr, auf welche wohl gedichtet sind. Keiner seiner Freunde weiß darüber Auskunft zu geben, und wenn nach des Meisters Tode uns einer seiner Biographen seine Zeller Cousine von Scheffel als dessen Jugendgeliebte vorführen möchte, so dürfte es wohl sehr schwer fallen, auch nur im entferntesten einen sicheren Beweis hierfür zu bringen . . . Auch die reklamehaften Posaunenstöße einer alten Verwandten von ihm, welche ruhmbedürftig den schüchternen Versuch gemacht hat, sich in öffentlichen Blättern als das Urbild des weltbekannten Abschiedsliedes: „B'hüt dich Gott, es wär so (!) schön gewesen,“ proklamieren zu lassen, ist auf eine platte, egoistische Usurpation zurückzuführen, welche in ganz Süddeutschland, namentlich aber in denjenigen Kreisen, welchen Scheffel näher gestanden hat, mit Heiterkeit verlacht worden ist.“ Soweit Herr Bunge. Scheffel sagt in den „Reisebildern“ S. 258: „Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges und Großes zu denken und zu tun . . . — es blamiert sich jeder so gut er kann!“ — Aber ein Bedenken steigt auf: wie ist es möglich, daß die Redaktion eines Jahrbuchs, das insbesondere der Scheffelforschung dienen soll, ohne weiteres derlei aufnimmt? Das Bedenken wird zum Kopfschütteln, wenn wir den nächsten Jahrgang des Scheffeljahrbuchs (1903) aufschlagen und als erste Veröffentlichung eine Mitteilung finden, in die zwei Gedichte und ein Brief Scheffels an — Emma Heim eingestreut sind!

37) „Der Trompeter von Säkkingen.“ 2. Stück.

38) ebda, 13. Stück.

39) Scheffel: „Aus Heimat und Fremde.“ S. 52: „Resignation.“

40) „Der Trompeter von Säkkingen“: „Lieder jung Werners“ 5.

41) ders., 4. Stück.

42) ders., „Werners Lieder aus Welschland“ 7.

43) „Frau Aventiure.“ S. 146—158.

44) Napoleon III. hatte sich 1852 nach geschickt durchgeführtem System die Sympathie der Pariser zu erwerben gewußt und sich am 2. Dezember 1852 zum Kaiser der Franzosen wählen lassen. Seine

politischen Stützen hatte er vorher besonders am Kirchenstaat gesucht, den er gegen Österreichs Machtsphäre schützte. Durch seine Ausrufung als Kaiser stieg in Rom das Vertrauen zu ihm; daher die freudige Erregung der Römer über dies Ereignis, von der Scheffel hier berichtet.

45) „Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte von Joseph Viktor von Scheffel." Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 1892. (XII, 182 S.) Mit einem Vorwort von Scheffels Sohn Victor von Scheffel.

46) „Der Trompeter von Säkkingen": „Lieder jung Werners" 1.

47) ders., „Aus den Liedern Margarethas" 3.

48) ders., „Werners Lieder aus Welschland" 3.

49) „Als Gegengruß schicke ich zwei Zeichnungen von 1852. Hätte ich damals nicht aus Italien zurückmüssen, so wäre ich jetzt ein tüchtiger Landschaftsmaler." Scheffel an Ignaz Heim, 26. Februar 1878: „Frey, Briefe J. V. v. Scheffels an Schweizer Freunde. S. 205.

50) „Episteln", S. 171/172.

51) „Der Trompeter von Säkkingen": „Werners Lieder aus Welschland" 11.

52) Wie die Stimmungen des ersten römischen Briefes an Emma, so fanden auch die Stimmungen dieses zweiten römischen Briefes ihren poetischen Niederschlag; s. „Werners Lieder aus Welschland" 8.

53) „Der Trompeter von Säkkingen": „Werners Lieder aus Welschland" 4.

54) Paul Heyse, Gedichte, 3. Aufl. „An Joseph Viktor von Scheffel in Karlsruhe." S. 277—286. Scheffel erhielt die Epistel Heyses zu Weihnachten 1878 und beantwortete sie sofort: Proelß, gr. Ausg. S. 278.

55) Alfred Ruhemann, Joseph Victor von Scheffel. S. 139 f.

56) „Der Trompeter von Säkkingen": „Lieder jung Werners" 12.

57) Die Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart.

58) „Gaudeamus!" S. X.

59—62) „Ekkehard", S. 2, 334, 181, 319.

63) „Unter dem unzähligen Wertvollen, was die großen Folianten der von Pertz herausgegebenen ‚Monumenta Germaniae‘ bergen, glänzen gleich einer Perlenschnur die sanctgallischen Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere (oder zur Unterscheidung von drei gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Vierte benannt) bis an's Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat. Wer sich durch die unerquicklichen und vielfältig dürren Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerem Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist trotz mannigfacher Befangenheit und Unbehilflichkeit eine Fülle anmutiger aus der Ueberlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zustände mit groben, aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewußte Poesie, treuherzige brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische, die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit verleiht, selbst dann, wenn Personen und Zeiträume etwas leichtsinnig durcheinander gewürfelt worden und ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursacht.“ „Ekkehard“, S. V.

64—66) „Ekkehard“, S. 309, 405, 115/116.

67) Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum. Auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz, . . . Hannoverae MDCCCXXVIIII Scriptorum Tomus II, 122/123.

68) „Nord und Süd“, Bd. VI, Heft 16, S. 76.

69) Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. 2. Aufl. Dresden 1898. S. 182.

70—73) „Ekkehard“, S. 116, 181, 226/227, 301/302.

74) Proelß, gr. Ausg. S. 324; Volksausg. S. 192.

75) Die Eintragung Scheffels geschah am 10. September 1854 und bestand in einem Gedicht. Die für uns maßgebende Strophe 7 des Gedichts, das wir heute in den nachgelassenen Gedichten „Aus Heimat und Fremde“, S. 161/162 finden, lautet:

„Dies Liedel sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag' und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.“

76) „Ekkehard", S. 302.

77) Proelß, Volksausg., S. 193.

78—86) „Ekkerhad", S. 326/327, 327, 331, 399, 399, 339, 405, 330/331, 343.

87) „Ein Vermächtnis". Von Anselm Feuerbach. 5. Aufl. Wien 1902. S. 56.

87a) „Das Verhältnis zwischen Scheffel und mir war ein unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohltuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiastenfreundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständnis, auf Achtung und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen, Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden Wert verlieh." Feuerbach, Vermächtnis, S. 61.

88) ebda, S. 57.

89) „Deutsche Bibliothek." Sammlung auserlesener Original-Romane. Unter Mitwirkung von Ludwig Bechstein, Adolf Glaßbrenner, F. G. Kühne, F. Kürnberger, Herman Kurz, Hermann Marggraf, Theodor Mügge, Wolfgang Müller, Otto Müller, Robert Prutz, Otto Roquette, Leopold Schefer, J. V. Scheffel, Georg Schirges, Lud. Storch, E. Willkomm u. a. m. Siebenter Band. Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert von J. V. Scheffel, Verfasser des ‚Trompeter von Säckingen'. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn & Cie. 1855." — So lautet der Titel der ersten Ausgabe.. (2 Bl., XI, 463 S.) Das Honorar betrug 1200 Gulden mit Abtretung aller Rechte für fünfzehn Jahre an den Verlag.

90) „Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwatzen und mein eigen Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüberruderte in den Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten tizianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten, oder die Fische vergnüglich aus der Flut aufschnalzten . . .": „Aus den Tridentinischen Alpen" 1. s. in den „Reisebildern", S. 166/167.

91) Irene von Spielberg starb zwanzigjährig im Jahre 1559. Die Angaben über ihr Leben sind sehr spärlich, doch alle schildern sie

als ein Ideal von Schönheit, Sittenreinheit und Klugheit. Vgl. Crowe and Cavalcaselle: Titian, his Life and Times. London 1877, II, 300/303. Ihr Tod stimmte Dolce und die zeitgenössischen Poeten zu Sonetten und Gesängen: Altanagi, Rime di diversi in morte della Signora Irene. Venedig 1561.

[92]) „Und bei dampfender Zigarre der Abendsiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden." „Reisebilder", S. 256. („Avignon").

[93]) „Reisebilder", S. 298. („Am Quell von Vaucluse.")

[94]) Scheffel schildert das in den „Reisebildern", S. 167/168 mit feinem melancholisch durchzitterten Humor. Die Wildentenfänger hätten ihm aus seinem Poetenwinkel den Strohstuhl gestohlen und ein Schmetterling, „genannt Schwalbenschwanz", hätte ihm das Tintenfäßchen umgeworfen: „Da entschwebten die tizianischen Gestalten mit boshaftem Lachen; Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand, und er selber, der Malerheldengreis mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg. Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht; der deutsche Poet warf seine tintenübergossenen Blätter als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluten und fuhr mit leerer Mappe . . . heim über die Gewässer . . .".

[95]) „Ein paar Blätter der Erinnerung an J. V. v. Scheffel" von Friedrich Bodenstedt: „Tägliche Rundschau" vom 22. April (S. 378/379) und 2. Mai (S. 407/408) 1886.

[96]) „Hugideo. Eine alte Geschichte von Joseph Victor von Scheffel." Stuttgart, Bonz 1883. Die Erzählung erschien zuerst in „Westermanns Monatsheften" 1857, Oktoberheft.

[97]) Die Anstellungsurkunde war ausgestellt „Baden-Baden, 28. Oktober 1857": „Wir Karl Egon, Fürst von Fürstenberg, erteilen dem Dr. J. V. Scheffel von Karlsruhe hiemit den Auftrag, das System unserer Bibliothek zu Donaueschingen einer Revision zu unterwerfen, die Ordnung derselben herzustellen, wo sie fehlt, ihre Katalogisierung fortzusetzen und zu begutachten, wie die Laßberg'sche Bibliothek eingereiht werden kann" usw. Proelß, gr. Ausg. S. 430; Volksausg. S. 253.

[98]) Die erste Quelle sind die „Annales Reinhardsbrunnenses", die Wegele 1854 als ersten Band der „Thüringischen Geschichts-

quellen" herausgegeben hat. S. 109—114: „De sex magistris in cantilenis." Danach hat der Sängerkrieg 1207 stattgefunden. — vgl. zweitens das um 1215 entstandene Gedicht: „Der Singerkriec uf Wartburc." Gedicht aus dem 13. Jahrhunderte; zum ersten Male genau nach der Jenaer Urkunde nebst den Abweichungen der Manesse und des Lohengrins hrsg. . . . von Ludwig Ettmüller. Ilmenau 1830. — vgl. drittens Lohengrin, der Ritter mit dem Schwane. Ein mittelhochdeutsches Heldengedicht. Erneut v. H. A. Junghans. Leipzig, Reclam (1878) S. 7—17: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg".

— Der Wartburgkrieg, hrsg., geordnet, übersetzt und erläutert von Karl Simrock. Stuttgart 1858.

— Koberstein, A., über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburgkrieg. Programm. Schulpforta 1823.

— Lucas, über den Wartburgkrieg. Königsberg 1838.

— Plötz, H. v., über den Sängerkrieg auf der Wartburg. Weimar 1851.

99) Welche mühevollen Studien Scheffel dieser Frage widmete, s. Anm. 52 der „Frau Aventiure."

100) Auch den „Parzival" betreffend ging Scheffel eigene Wege. S. die Anm. „Dem Landgrafen Hermann den Parzival überreichend" in „Frau Aventiure", S. 215.

101) „. . . möge dem Schreiber dieser Blätter, der die Hoffnung nicht hegt mit exacter Forschung alle Rätsel der Vergangenheit lösen zu können, gestattet sein, . . . den von Ofterdingen, dessen dichterische Beteiligung an der deutschen Heldensage durch den König Luarin beglaubigt wird, sich in Beziehung zum Nibelungenlied zu denken und seine dichterische Persönlichkeit als einen kunstbegabten, in einheimischer Tanzreigenführung, Liederlust und epischen Weisen wohlgeschulten Sohn seiner traungauischen Heimat aufzufassen, der auf den Lehrbänken der passauer Geistlichkeit Kunde des Lateins und der lateinischen Dichtungen des ottonischen Zeitalters, am erlöschenden Hofe der Ottocare ritterliche Sitte gewonnen und den Luarin gedichtet, nach des letzten Markgrafen Tode sich zu Leopold von Österreich, von diesem nach der Wartburg gewendet, dort mit den Verehrern formalen französischen Wesens und der unerquicklichen wälschen Artusromane in tiefgehenden Zwiespalt geriet, — dann, zur Heimat zurückgedrängt, in großer läuternder Arbeit . . . das Nibelungenlied der lateinischen Hülle des zehnten

Jahrhunderts entkleidete, um als letzten versöhnenden Abschluß des Sängerkriegs dem thüringer Landgrafen das vaterländische Epos in vaterländischer Gestalt überreichen zu können." „Frau Aventiure", S. 239—240. Ich zitiere nach der ersten Ausgabe der „Aventiure": Stuttgart 1863.

102) „Ekkehard", S. 401—403.

103) Proelß, Volksausg. S. 248 f.

104) Josef Freiherr von Laßberg, geb. 1770 in Donaueschingen, gest. 15. März 1855 zu Meersburg, Herausgeber des „Liedersaals", hochverdient um die Erforschung der altdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtung. Seine berühmte Bibliothek enthielt u. a. eine der drei Handschriften des Nibelungenliedes.

105) Frau Aventiure", S. VIII (Vorwort).

106) Die Schwester Goethes; geb. 7. Dezember 1750, verheiratete sich 1773 mit J. G. Schlosser, starb 8. Juni 1777 in Emmendingen. Das Grab Corneliens lag 1858 völlig verwahrlost und ist durch Emmas Einfluß hergerichtet worden. Heute wird es von der Stadt Emmendingen erhalten; eine Tafel macht am Eingange des Kirchhofs auf das Grab aufmerksam.

107) s. Kapitel 7, Brief 6.

108) „Neue Gedichte von Emanuel Geibel." Vierte unveränderte Auflage. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag 1858 (X, 337 S.) S. 329.

109—117) ebda, S. 77, 78, 96, 323, 325, 319, 109, 319, 295.

118) Proelß, gr. Ausg. S. 442.

119) „Reisebilder" S. 298 („Am Quell von Vaucluse").

120) Proelß, gr. Ausg. S. 460; Volksausg. S. 270.

121) ders. gr. Ausg. S. 467.

121a) „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, geordnet und beschrieben von J. Vict. Scheffel. Stuttgart, im Kommissionsverlag der J. B. Metzlerschen Druckerei 1859."

122) ders. gr. Ausg. S. 458.

123) Louise von Kobell, a. a. O. S. 32.

124) Proelß, gr. Ausg. S. 479.

125) „Juniperus" S. 1 bezw. 3/4.

[126]) „Die Geschichte des Schwaben Juniperus" nannte Scheffel die Erzählung in ihrem Entstehungsjahr 1859. Als sie 1867 als Buch erschien, lautete der Titel: „Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers erzählt von Joseph Victor Scheffel, illustriert von Anton von Werner. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1867."

[127]) Louise von Kobell, a. a. O. S. 36.

[128]) „Gaudeamus!" S. 54: „Wanderlied".

[129]) „Frau Aventiure" S. 22 „Im Stegreif".

[130]) „Am Tage des Schillerfestes fand ich Briefe aus Rom vor, wonach einer der bedeutendsten, talentvollsten und liebenswürdigsten deutschen Historienmaler — nachdem auch sein letztes großes Bild, dem er alle stille Glut eines edeln, sich selbst verzehrenden Herzens eingehaucht, Dante, umgeben von edlen Frauen aus Ravenna, — unbeachtet und ungekauft den Gang durch die Heimath gemacht, genöthigt ist, diesen Winter, statt neuen Schöpfungen nachzusinnen, Acte im Antikenkabinett und Porträts zu malen ums liebe Brot . . . Dieser Maler ist Anselm Feuerbach . . ." Brief Scheffels vom 5. Dezember 1859 an den Großherzog von Weimar. Proelß, gr. Ausg. S. 502/503; Volksausg. S. 296/297.

[131]) Proelß, gr. Ausg. S. 501.

[132]) „Frau Aventiure" S. 27 „Nachtlied".

[133]) Proelß, gr. Ausg. S. 517; Volksausg. S. 300.

[134]) Das alte Gasthaus „Zum Hirschen" in Zell, in dem Scheffel und Emma bei ihrer Anwesenheit in Zell meist wohnten, ist im vorigen Jahre bei einem Brande, der halb Zell vernichtete, ein Raub der Flammen geworden. An seiner Stelle steht jetzt ein Neubau.

[135]) „Ekkehard" S. 227.

[136]) „Frau Aventiure" S. 105/108. Es ist das dritte Gedicht der Reihe „Fahrende Leute". Sein Motto war dem „Liedersaal" entnommen (Nr. CXXVII) und lautet:

Irregang haiß ich
mang lant waiß ich,
min vatter Irrgang was genant
er gab mir das erb in min hant
ob ich in ainem lant verdürb
daz ich im andern niemer ze eren würb.

[137]) Proelß, Volksausg. S. 273f.

[138]) Proelß, gr. Ausg. S. 223.

139) ders. gr. Ausg. S. 473; Volksausg. S. 281.

140) s. Kapitel 7, Brief 24.

141) Proelß, Volksausg. S. 302.

142) ds., gr. Ausg. S. 519; Volksausg. S. 302.

143) ds., gr. Ausg. S. 521; Volksausg. S. 303.

144) ds., gr. Ausg. S. 521; Volksausg. S. 304.

145) „Frau Aventiure“ S. 187/188. Das Gedicht ist das elfte der Reihe „Heinrich von Ofterdingen“ und hat zusammen mit dem ihm vorangehenden „Endlich, endlich, milder Friede“ das Motto: „min muot heim ze lande gêrt“ aus „Kunech Luarin“.

146) Schreiben Scheffels vom 15. Juni 1860 an den Großherzog von Weimar. Proelß, gr. Ausg. S. 536.

147) „Bergpsalmen. Dichtung von Joseph Victor Scheffel. Bilder von Anton von Werner. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1870.“

148) Proelß, gr. Ausg. S. 539.

148a) Arthur Mackenrodt, geb. in Emmendingen 12. Juni 1857, gest. in Moskau 11. Februar 1892.

149) Proelß, gr. Ausg. S. 543, 550; Volksausg. S. 312.

150) „Frau Aventiure“ S. 137/139. Das Gedicht ist das vierte der Reihe „Einer aus Schwaben“ und hat das Motto: „Periculosa res est desperatio“.

151) „Aus Heimat und Fremde“ S. 149.

152) Proelß, gr. Ausg. S. 551/552; Volksausg. S. 316.

153) ds., gr. Ausg. S. 558/559; Volksausg. S. 320.

154) Frey teilt in seinem angeführten Buche „Briefe J. V. v. Scheffels an Schweizer Freunde“ im ganzen 30 Briefe Scheffels an Dr. Erismann und dessen Familie mit. Der Vorschlag „Portum inveni“ findet sich in dem Briefe vom 28. Februar 1868. S. 177.

155) Der Besuch Scheffels bei Ludwig Uhland war im März 1862. Uhland war damals bereits schwerkrank. Er starb, 75jährig, im selben Jahre: 13. November 1862.

156) „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit von Joseph Victor Scheffel. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung 1863.“ (XV, 248 S.) Das Buch war „Seiner königlichen Hoheit dem Großherzoge von Sachsen Karl Alexander Burgherrn auf Wartburg in dankbarer Verehrung gewidmet“. Der

Vorsatztitel ist von Scheffel selber gezeichnet. Links unten ist sein Signum.

157) vgl. v. Kobell, a. a. O. S. 48, 57, 60.

158) Brief Scheffels vom 21. März 1863 an den Großherzog von Weimar. Proelß, gr. Ausg. S. 581; Volksausg. S. 331.

159) Proelß, gr. Ausg. S. 583.

160) vgl. das Gedicht „Erinnerung" in „Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel. 3. Aufl. Stuttgart, Bonz 1889". S. 68/69:

„Wo sinnst du, wo weilst du zu dieser Stund,
Hochherrliche Frau,
Die meinem Denken es angetan,
Daß es ostwärts gekehrt stets zu dir sich schwingt?"

161) „Frau Aventiure" S. 49 „Des Meisters Geheimnis" 2: „Wintertrost".

162) Goethes Beschreibung seiner Schwester Cornelia. Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart, Cotta. Bd. XX, S. 208/209.

163) „Frau Aventiure" S. 39: „Einer Griechin":

„Du weißt es nicht! — Du kommst und du verschwindest
In allzeit gleicher Unbefangenheit;
Kaum mit der Lippen feinem Lächeln kündest
Du das Bewußtsein deiner Herrlichkeit.
Du siehst es nicht, wie alle sich verklären
Vor dir, wie vor der Sonne Scheideblick,
Der Kühnste selber wagt kein kühn Begehren,
Verehrungsvoll und scheu tritt er zurück:
Mag ihm auch sein, als müss' er Dir zu Füßen
Sich stürzend des Gewandes Saum Dir küssen."

164) Constantin Mackenrodt, geb. 14. November 1861 in St. Petersburg, gest. 9. Januar 1870 in Salzburg.

165) Karl Heims Gattin wurde Emma Rehfuß, geb. 16. Oktober 1844 in Freiburg, lebt jetzt als Witwe in Freiburg. Eine Frau, durch deren Geist und Charakter sich Karl Heims Ehe zu einer außerordentlich glücklichen gestaltete.

166) Brief vom 23. Januar 1874. (Nr. 32.)

166a) Nicht veröffentlicht.

167) Meidinger, der Verleger des „Ekkehard", dem Scheffel den Roman auf 15 Jahre „zu freiem unbeschränkten Verlagsrecht" überlassen hatte, hatte 1860 Konkurs gemacht, und Otto Janke in Berlin hatte die Konkursmasse, mit ihr also auch den „Ekkehard", erworben. Scheffel machte sein Recht auf das geistige Eigentum an dem Roman geltend und klagte auf Herausgabe des „Ekkehard". Im ganzen ohne Erfolg. Erst als der alte Vertrag mit Meidinger ablief, also 1870, nahm auch der Prozeß ein Ende, den Scheffel mit allem seinem trotzigen Rechtsgefühl und Janke mit aller Verschlagenheit eines Geschäftsmannes führten.

168) Brief vom 6. September 1871. (Nr. 20.)

169) In Selbstgefälligkeit und in Parteilichkeit für Karoline erwähnt Robert von Mohl in seinen „Lebenserinnerungen 1799—1875" Bd. 2, S. 361 das Verhältnis Scheffels zu seiner Frau und behauptet, daß der Dichter in den „üblen Streitigkeiten mit seiner Gattin" „keineswegs immer ganz zurechnungsfähig" war. „Nur diesem unglücklichen Zustande schreibe ich denn auch manche seiner Handlungen zu, welche sonst vom Standpunkte seiner Ehrenhaftigkeit streng verurteilt werden müßten." Diese Ausführungen sind bereits von R. Schäfer im Stuttgarter „Neuen Tagblatt" vom 27. Dezember 1904 zurückgewiesen worden. Scheffels zähe und gelegentlich heftige Verfechtung seiner rechtlichen Forderungen bei diesen unerquicklichen Streitigkeiten kann nicht bestritten werden, aber von Unzurechnungsfähigkeit und Unehrenhaftigkeit kann dabei keine Rede sein. Wie aber diese Zustände den Dichter innerlich drückten, das erfahren wir am besten aus seinen Briefen an Eisenhart und dessen Frau. s. Louise von Kobell, a. a. O. S. 72ff. Der unbefangene Leser wird sich dabei sein Urteil über die Verteilung der Schuld an diesen Zerwürfnissen bilden können. Auch besitzt Anton Breitner in Mattsee einige Briefe Karolinens, die geeignet wären, die Behauptungen Mohls ins gerade Gegenteil zu verkehren, wenn der Zustand der Unzurechnungsfähigkeit ein so glatt definierbarer wäre.

170) Louise von Kobell, a. a. O. S. 55. Brief Scheffels an Eisenhart vom 1. Januar 1862.

171) Goethe, a. a. O. Bd. 21, S. 231.

172) Die Hochzeitsreise führte die beiden Gatten über den Bodensee durch die Schweiz nach den italienischen Seen. Dann siedelten sie in das Landhaus des Aarauer Oberrichters Dössekel nach Seon am Hallwyler See über. Hier entstand die Vorrede zur inzwischen

erschienenen vierten Auflage des „Trompeters von Säkkingen“. Wie mit Dr. Erismann 1860 in Breitenburg knüpfte sich durch die Übersiedelung nach Seon bald eine enge Freundschaft zwischen Scheffel und Dössekel. Frey teilt a. a. O. 31 Briefe Scheffels an D. mit.

173) „Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von Joseph Victor Scheffel.“ Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1867. — Titel des „Juniperus“ s. Anm. 126. Die Widmung, mit der Scheffel die Erzählung an Emma nach Petersburg schickte, lautete: „Seiner lieben Cousine Emma Mackenrodt-Heim in St. Petersburg zur Erinnerung an die Heimat der Verfasser. Weihnacht 67.“

174) vgl. Erinnerungen an Joseph Victor von Scheffel von Anton von Werner. „Gegenwart“ 1886, Heft 19 u. 20.

175) Brief vom 19. November 1871 an Emma. (Nr. 21)

176) Brief vom 16. Dezember 1867 an Emma. (Nr. 4)

177) Gedichte aus dem Nachlaß. 3. Aufl. S. 64/65.

178) „Radolfzell.“ Gedichte aus dem Nachlaß S. 35/36.

179) Fräulein Hermine Mackenrodt, Schwester von Hektor Mackenrodt, geb. 1819, gest. 1888 in Fulda.

180) Das beigelegte Buch waren die „Gedichte in oberbayerischer Mundart“ von Franz von Kobell. Die Widmung lautete nur „Weihnacht 1871“.

181) Der „wunderbare musikalische Text“ war Geibels „Spielmanns Lied“.

182) Die wissenschaftlich kommentierte und eingeleitete Sonderausgabe des Waltharilie des, die Scheffel 1874 gemeinsam mit Alfred Holder herausgab.

183) „Waldeinsamkeit. Zwölf landschaftliche Stimmungsbilder von Julius Marak. Radiert von Eduard Willmann. Mit begleitender Dichtung von Joseph Victor von Scheffel. Wien, P. Kaeser 1878. Die Widmung, die Scheffel „Weihnacht 1881“ Emma in das Buch schrieb, lautete:

„Ein braver Vetter sitzt nicht stets beim Glase
Ein braver Vetter denkt auch seiner Base.“

(Das nahezu abgeschlossene Register, dessen Herstellung Herr stud. iur. Franz Ziegel in Charlottenburg in freundlicher Bereitwilligkeit übernommen hatte, mußte leider zurückgestellt werden, um den Erscheinungstermin des Buches zu beschleunigen.)